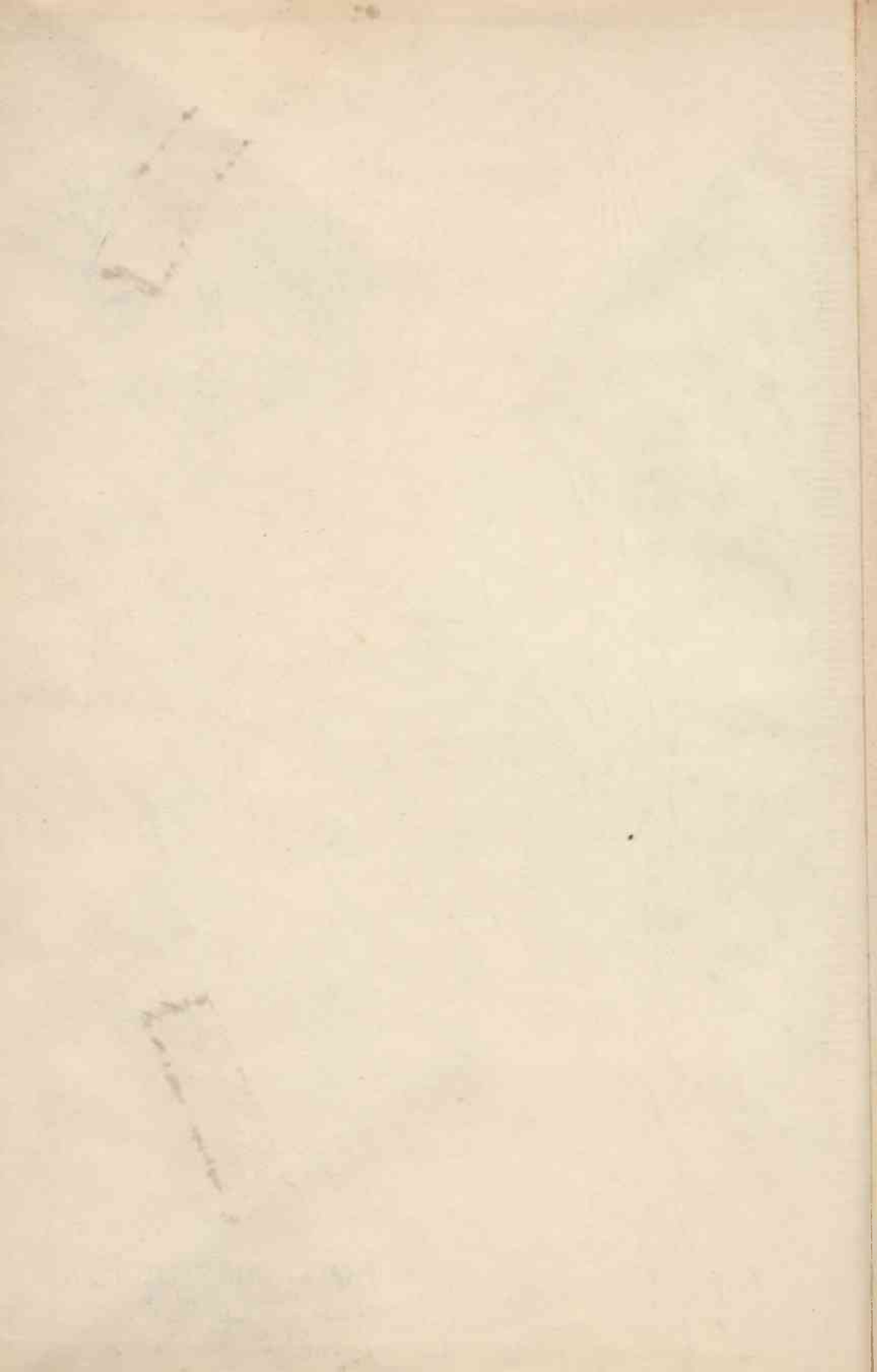




PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
48-100 GŁUBCZYCE
Ul. Gdańska 3
NIP 748-100-34-92



Leobschützer Heimatbuch

Herausgegeben von der Sammelstelle
der Heimatvertriebenen von Stadt und Kreis Leobschütz O/S
Josef Klink, München



PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
48-100 GŁUBCZYCE
Ul. Gdańska 3
NIP 748-100-34-92

Den Lebenden zur Freude

Den Toten zum Gedächtnis

Der Heimat in liebender Erinnerung

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Plotr Zimny
48-100 GŁUBCZYCE
Ul. Gdańska 3
NIP 748-100-34-92

Geleitwort

Nachdem ich dieses einzigartige Werk gelesen, liegt vor meinem Geiste die herrliche Zeit, in der ich als Landrat des wertvollen Kreises Leobschütz siebzehn Jahre lang in freundschaftlichem Einvernehmen mit der Bevölkerung, den Behörden und der Geistlichkeit wirken durfte.

Mit allen Heimatlosen höre ich Heimatglocken klingen. Frieden, heimatlichen Frieden schöner Zeiten bringen sie uns zu Gehör, die Hoffnung auf ein Wiedersehen in der Heimat und die Mahnung, unser jetziges schweres Schicksal in christlichem Sinne zu tragen.

Wir gewinnen aus dem Heimatbuch die beglückende Überzeugung, daß unsere lebenden und heimgegangenen Priester, unter Führung der überragenden Persönlichkeit des hochwürdigsten Bischofs Josef Martin Nathan, die ihnen früher in der Heimat anvertrauten Gläubigen, durch Lehre und Gebet weiter betreuen.

Möge das Leobschützer Heimatbuch in die Hände aller unserer lieben Landsleute gelangen, ihr Heimweh lindern und ihren Mut für die Zukunft aufrichten und stärken.

Dr. Walter Klaus a
Landrat a. D.

Wiesbaden, den 19. Oktober 1950.

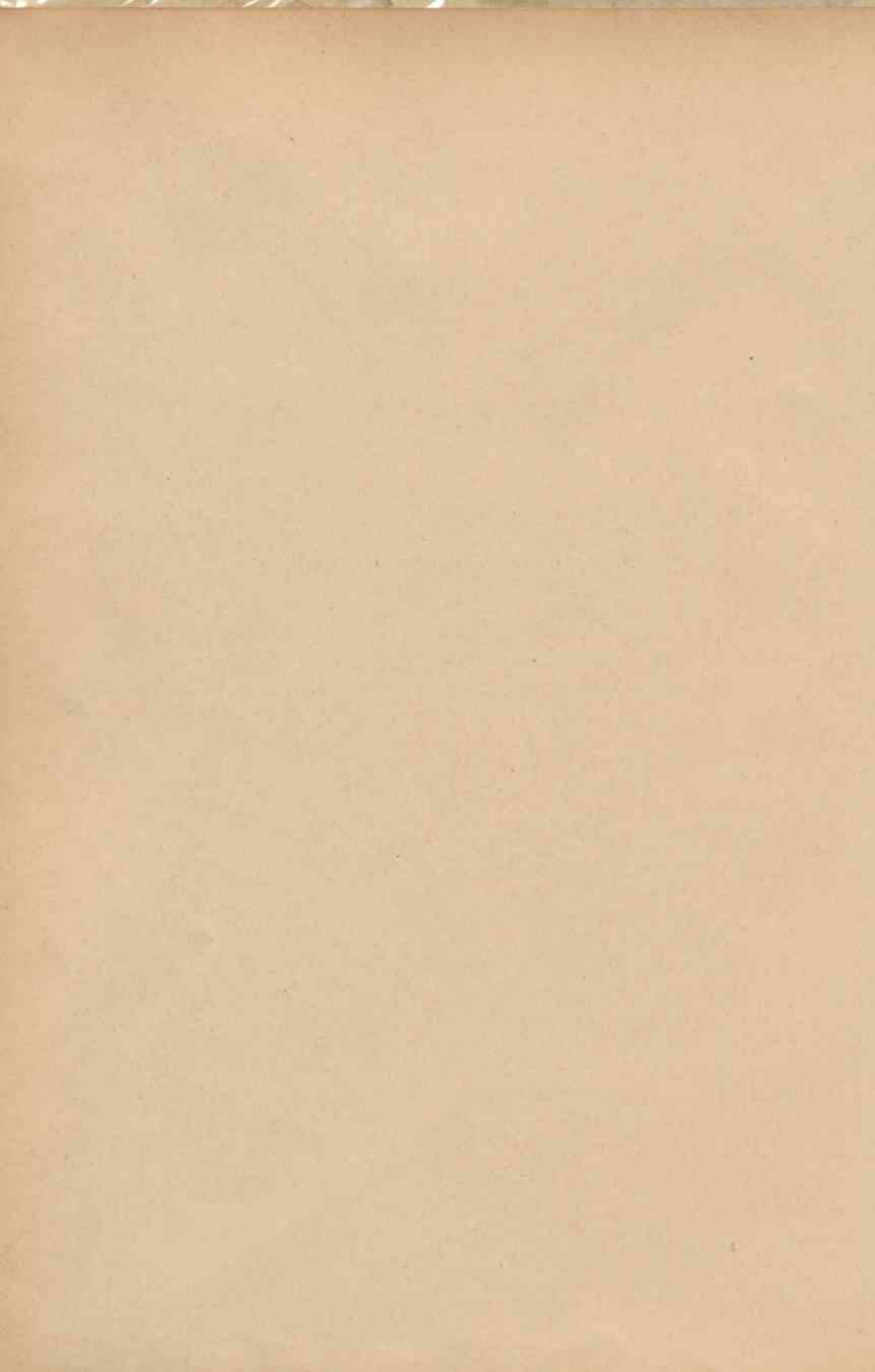
PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Ziorny
48-100 GLUBCZYCE
Ul. Gdańska 3
NIP 748-100-34-92

I. TEIL

Chronik
des Kreises Leobschütz O/S

PRACOWNIA ZŁOTNICZA

Plac Zimowy
48-100 GŁUBCZYCE
Ul. Głęboka 3
NIP 748-100-34-92



Aus der Vorgeschichte der Heimat

Unsere Heimat im Leobschütz-Troppauer Land gehört zu den ältesten menschlichen Wohnstätten Schlesiens. Schon nach der Eiszeit wohnten hier nachweislich Menschen. Die Grenzen, die dieses Gebiet nach allen Richtungen hin abschließen, sind im Osten die Oder von Oderberg über Ratibor bis Cosel, im Norden die Flüsse Straduna und Hotzenplotz über Oberglogau nach Neustadt, im Westen die Vorberge der Sudeten und im Süden das Oppatal über Jägerndorf—Troppau nach Oderberg. Der Lösboden in diesem abgeschlossenen Gebiet ist angewehtes Land, das die Ebene bis zu sechs Meter bedeckte und sich überaus günstig für den Feldbau eignete. Die ersten Menschen der Steinzeitperiode (6000 bis 2000 v. Chr.) waren noch Nomaden. Sie zogen von einem Ort zum andern und betrieben eine unregelmäßige Gras- und Viehwirtschaft. Als sie allmählich sesshaft wurden, gingen sie zum Feldbau über. In der Bronzezeit (2000 bis 500 v. Chr.) wohnten illyrische Stämme in dieser Gegend. Um 500 v. Chr. traten hier die Kelten auf, von denen uns verschiedene Funde Zeugnis geben. Um die Zeitenwende ließen sich germanische Stämme der Wandalen und Quaden im Leobschütz-Troppauer Land nieder. Als diese zur Zeit der Völkerwanderung (406) nach dem Westen zogen, rückten in die verlassenen Wohnsitze slawische Stämme ein. Diese kamen aus den Flußgebieten des Dnjepr und Dnjester nicht als einheitliche und geschlossene oder gar politisch und militärisch organisierte Volksmasse, sondern in losen Trupps mit ihrer geringen und armseligen Habe. Die älteste schriftliche Quelle über die slawische Besiedlung unseres Heimatlandes verdanken wir einem Klostergeistlichen aus Bayern. In seiner Schrift zeichnet er die Grenzen des Frankenreiches und weist hin auf die anliegenden slawischen Niederlassungen. Darin ist auch der Distriktus Holasiciensis erwähnt, in dem er von fünf Burgsiedlungen spricht. Die Hauptburg war Holaswice, das heutige Kreuzendorf an der Oppau, zwischen Jägerndorf und Troppau. Die anderen waren wohl Ratibor, Grätz, Leobschütz und Jägerndorf. In den Jahren 1048 bis 1078 ist das Gauzentrum von Kreuzendorf nach Grätz und dann nach Troppau verlegt worden. Daher wird der Holensicengau das Troppauer Land genannt. Als Grenzland zwischen Polen und Mähren hatte das Leobschütz-Troppauer-Land in den ständigen Kriegen zwischen den beiden Völkern unendlich viel zu leiden.

„O miserabilis regio“ — „o unglückliches Land“ heißt es in der Urkunde des Klosters Wischehrad von dieser Gegend aus dem Jahre 1134. Die deutsche Kaisermacht, die wiederholt in diese Kämpfe eingriff, beschied schließlich unter Lothar III. beide Gegner 1135 nach Merseburg. Aber erst 1237 kam der Friede zu Glatz zwischen Boleslaus II. und Sobieslaus II. zustande. Die Burgen Ratibor und Cosel kamen zu Polen, während Leobschütz, Jägerndorf und Troppau bei Mähren verblieb. Die Oder und Zinna bildeten von dieser Zeit an die Grenze zwischen Mähren und Polen und den Diözesen Olmütz und Breslau. Die Unruhe und Unsicherheit hörte auf, und in die dünn besiedelten Gebiete wurden deutsche Kolonisten gerufen. Mit dieser deutschen Kolonisation setzte eine segensvolle Kulturperiode ein.

Die Besiedlung des Leobschützer Landes

Die gesamte Siedlung und Ortsgeschichte verdanken wir in erster Linie den Aufzeichnungen der Klöster und Orden. Die Ritter und Mönche waren die Bannerträger der Kultur und Zivilisation auch im Leobschütz-Troppauer Lande. Ihre Niederlassungen bildeten den Ausgangspunkt für die Urbarmachung des Bodens und für die Anlage neuer Siedlungen. In harter Pionierarbeit lichteten sie Urwälder, trockneten Sümpfe aus, regulierten Flüsse, gewannen durch das Anlegen von Dämmen fruchtbares Land, trieben Viehzucht, Ackerbau und Handwerk. Sie führten den Obst- und Gemüsebau ein, errichteten Wassermühlen, Brennereien, Brauereien und Handwerksstätten. Sie erbauten Straßen und Brücken und förderten Handel und Verkehr. Dazu kamen noch ihre Verdienste auf den übrigen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und erzieherischen Lebens.

Das Siedlungswerk im Kreise Leobschütz begannen die Johanniter- oder Malteser-ritter in Gröbzig 1204 mit 11 Dörfern, die Zisterzienser von Leubus 1200 mit 6 Dörfern; der deutsche Ritterorden 1236 mit 4 Dörfern; die Zisterzienser aus Welehrad 1220 mit 11 Dörfern, die Prämonstratenser von Hradisch 1334 mit 3 Dörfern. Große Verdienste um die deutsche Besiedlung erwarben sich auch die Frauenklöster der Zisterzienserinnen von Tischnowitz und Oslawan mit 5 Dörfern, die Dominikanerinnen in Ratibor seit 1330 mit 7 Orten, sowie das Klarakloster in Troppau seit 1330 mit 3 Orten. Ebenso förderten die mit deutschem Recht begabten Städte durch Anlage von Dörfern, Seelsorgestationen und Schulen das religiös-sittliche Leben: Leobschütz (1187) mit 7 Dörfern, Troppau (1224) mit 3 Orten und Jägerndorf (1236) mit 4 Orten. Seit dem Jahre 1246 setzte das große Siedlungswerk des Bischofs Bruno von Olmütz ein mit der Gründung von 18 Dörfern. So haben die vielen Ritter des Bischofs Bruno wie die Klöster und Städte für einen laufenden Zustrom deutscher Siedler in einer über 150 Jahre (1200–1350) währenden Siedlungsperiode gesorgt, bis in unserem Heimatgau 83 Ortschaften entstanden.

Wir stellen also fest, daß die deutschen Siedler ins Land gerufen wurden, daß sie ohne Gewaltanwendung sich in den Gebieten niederließen, die unbewohnt und unbebaut waren; daß keinem slawischen Einwohner ein Leid oder Unrecht zugefügt wurde, daß im Gegenteil ihre Kulturstufe durch die Deutschen merklich gehoben wurde. Friedlich haben die Deutschen 700 Jahre lang hier gewohnt, bis sie durch unmenschliche Grausamkeiten von den Polen, denen das Land nie gehörthat, vertrieben wurden. Dieses himmelschreiende Unrecht ist einmalig in der Weltgeschichte, und wir hoffen zu Gott, daß die menschliche Vernunft siegt und dieses Unrecht wieder gut gemacht wird, soweit es sich überhaupt noch gut machen läßt.

Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Leobschütz-Troppauer Land

Schon zur Zeit Karls des Großen kamen die ersten deutschen Glaubensboten nach Böhmen und Mähren. Geschichtliche Überlieferungen bestätigen, daß der großmährische König Rastislaw (Radislaus) um 845 mit einem Teil des Volkes das Christentum angenommen hat. Die erste katholische Kirche erbaute Herzog Pribina nördlich der Donau zu Neutra im Jahre 834. Nachdem die christliche Lehre die ersten Wurzeln geschlagen hatte, wandte sich König Moimir aus Mißtrauen gegen die Deutschen an den griechischen Kaiser Michael mit der Bitte um christliche Glaubenslehrer. Dieser schickte ihnen die beiden frommen Brüder Cyrillus und Methodius, die wegen ihrer segensreichen Wirksamkeit mit Recht als Apostel Mährens bezeichnet werden. Sie fingen das Bekehrungswerk damit an, daß sie Schulen errichteten und die Jugend in einer von Cyrillus erfundenen slawischen Schriftsprache unterrichteten. Die Hl. Schrift übersetzten sie ebenfalls in die slawische Sprache, in welcher sie das Evangelium lehrten und den Gottesdienst hielten. Sie beschränkten ihre Tätigkeit nicht bloß auf die christlichen Städte Neutra und Welehrad, sondern befestigten auf ihren Missionsreisen das bereits christliche Landvolk im Glauben und bekehrten noch viele heidnische Stämme. In das Leobschütz-Troppauer Land sandten sie ihren Schüler Ozlaw, der hier um 890 mit Klugheit und Milde die spärlich zerstreut lebenden Heiden zum Christentum bekehrte. Er ist somit als der Begründer des Christentums auf unseren heimatlichen Fluren zu betrachten. Leider dauerte diese Blüteperiode nur vier Jahrzehnte (865—906); denn die andauernden und verheerenden Kriegszüge der Magyaren vernichteten nicht bloß das großmährische Reich (648—906), sondern auch zugleich seine junge christliche Organisation. Trotz aller Bedrängnisse sproßte jedoch der ausgestreute Same des Christentums im stillen weiter fort. Als Missionsgebiet gehörte unser Heimatgau von 906—973 zum Bistum Passau, von 973—1063 zum Bistum Prag. Im Jahre 1063 errichtete Papst Alexander II. das Bistum Olmütz, dem unser Heimatgau von nun an angehörte.

Die kirchlichen Verhältnisse unseres Heimatgaues seit der Neubegründung des Bistums sind bis Ende des 12. Jahrhunderts ins Dunkel gehüllt, zumal uns von den ersten Bischöfen nur die Namen überliefert wurden. Die erste und älteste Kirche in unserem Heimatgebiete hatte ohne Zweifel Leobschütz, zumal dort schon um das Jahr 1000 ein mächtiges Kastell errichtet war.

In der Gegend von Troppau war Grätz die Urfparrei. Im Laufe des 13. Jahrhunderts, vor allem infolge der deutschen Besiedlung, zweigten sich sieben Burgorte von Leobschütz ab und bildeten eigene Pfarrbezirke. Diese sind: Katscher, Bauerwitz, Dt.-Neukirch, Bladen, Nassiedel, Branitz und Troplowitz. Um das Jahr 1224 beginnt ein entscheidender Wandel in der Rechtslage der Kirche. Die Bischöfe von Olmütz setzen sich energisch den Grundherren gegenüber für die Rechte der Kirche ein. Die Geistlichen wurden der staatlichen Gerichtsbarkeit entzogen und ihre Einkünfte geregelt. Der Zehnte vom Getreide wurde eingeführt und die Pfarrbezirke abgegrenzt. Durch Schenkungen erwarb die Kirche Güter. Die seit

der Errichtung des Bistums reich mit Gütern ausgestattete Olmützer Kirche besaß einen großen Teil derselben in Mähren. Aus ihnen sind die mährischen Enklaven Hotzenplotz und Katscher entstanden, über welche die Olmützer Bischöfe als Grundherren durch Jahrhunderte das Patronat ausübten. Urkundlich soll schon im Jahre 1073 das Gebiet von Katscher der Olmützer Kirche geschenkt worden sein. Bischof Bruno (1246—1281) bezeichnet Katscher als sein Dorf (Villa nostra). Er nahm des öfteren dort Wohnung, verhandelte und stellte Urkunden aus. Den Pfarrer Johannes von Katscher ernannte er zum Domherrn von Kremsier, eine Ehrenbezeichnung, die regelmäßig allen Pfarrfründehabern verliehen wurde. Die im Laufe der Zeit zunehmenden Reichtümer und die vermehrten Einnahmen der Olmützer Kirche machten die Diözese zu einer der reichsten Europas. Auch das Domkapitel besaß zu seinem Unterhalte eigene Güter. Demselben verkaufte z. B. Bischof Bruno im Jahre 1274 das Dorf Kösling bei Katscher. Den umfangreichen Grundbesitz verdankt die Kirche hauptsächlich der landesfürstlichen Freigebigkeit und den reich begüterten Adeligen.

Aus der Mitte des Kapitels wurden gewöhnlich die Würdenträger gewählt, so die Erzpriester und Archidiakone. Diese vertraten den Bischof in den einzelnen Dekanaten. So nennt sich schon 1244 der Pfarrer Johann von Dt.-Neukirch Dekan von Troppau, und 1274 bezeichnet sich der Kanonikus Haidulf als Archidiakon von Troppau. Mithin gehörte unser Kreis schon in frühester Zeit zum Archidiakonate Troppau. In der Zeit der deutschen Besiedlung wurden viele neue Pfarrgemeinden errichtet und neue Kirchen erbaut.

Die Geschichte der einzelnen Pfarrkirchen im Heimatkreise Leobschütz mit ihren Sillialorten

Um das Jahr 1224 beginnen die ersten geschichtlichen Zeugnisse über die kirchlichen Zustände unseres Heimatkreises mit der Einführung der Johanniter in Gröbzig, der Kreuzherrn in Leobschütz, der Ritter des deutschen Ordens in Troppau, der Zisterzienser in Kasimir.

Das Troppauer Gebiet, zu dem das nördlich der Oppa gelegene Land Leobschütz und Hultschin gehörte, bildete in frühester Zeit ein Dekanat. Wie schon erwähnt, wird im Jahre 1224 der Pfarrer Johann von Dt.-Neukirch als Dekan von Troppau bezeichnet, und fünfzig Jahre später nennt sich der Kanonikus in Troppau Archidiakon der Troppauer Provinz. In der Periode der Kolonisation wurde Leobschütz zum Dekanate erhoben, das in den Zeiten der Reformation aufgelöst und erst im Jahre 1810 neu gegründet wurde. Nach der Gegenreformation um das Jahr 1667 wurden neue Dekanate errichtet in Hultschin, Jägerndorf und Hotzenplotz. Im Jahre 1729 wurde der Bezirk Katscher von Troppau, und 1730 Troplowitz von Jägerndorf getrennt und zu selbständigen Dekanaten erhoben, die die ersten und ältesten Kirchspiele aus der slawischen Zeit umfaßten. Diese sind: Bauerwitz, Katscher, Dt.-Neukirch, Nassiedel, Branitz, Bladen, Troplowitz. Diese urkundlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts erwähnten Kirchorte im Leobschützer Lande waren sogenannte Großpfarreien. In dem Maße, wie in den neuen Bezirken Groß-

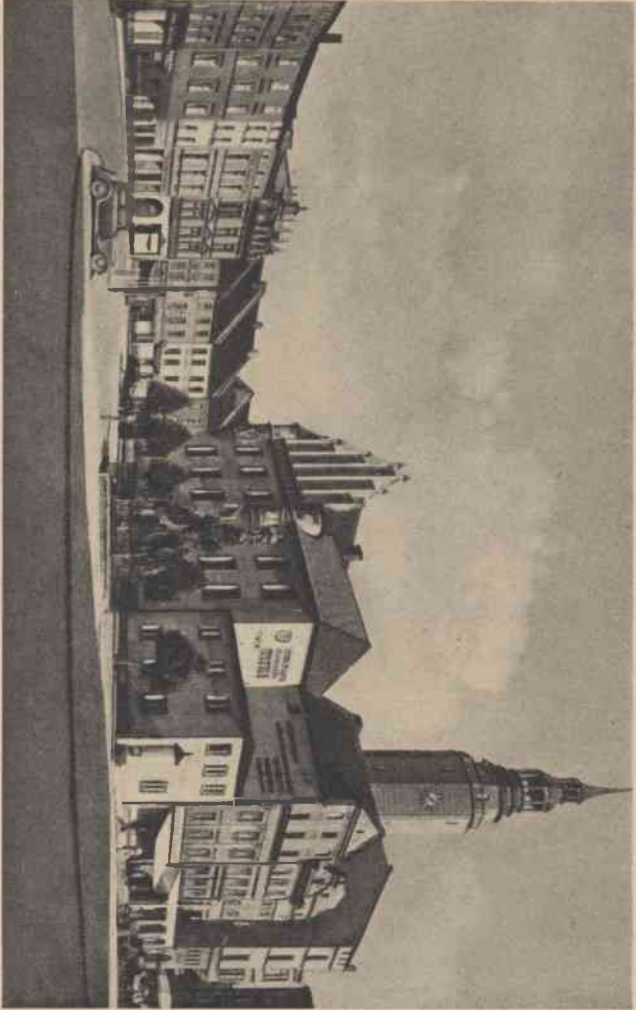
pfarreien entstanden, wurden nun für deren Seelsorgsbereiche neue Pfarreien abgezweigt und selbständig gemacht. Das erfolgte durchgehend nach einheitlichem Plane. So entstanden im Wege der Verkleinerung der Seelsorgsbezirke die heutigen Pfarreien. Dem bischöflichen Katalog zufolge, gehörten zum Hultschiner Dekanat 6 Pfarreien mit 11 Geistlichen, zum Dekanat Katscher 8 Pfarrorte mit 20 Geistlichen, zum Dekanat Tropolowitz 7 Pfarrorte, zum Dekanate Hotzenplotz 3 Pfarrorte mit 7 Geistlichen, zum Dekanate Troppau 3 Pfarrorte mit 4 Geistlichen, zum Dekanat Jägerndorf 2 Pfarrorte mit 2 Geistlichen. Nach den schlesischen Kriegen und nach dem ersten Weltkrieg erfolgte eine Neueinteilung der Pfarrorte in die Dekanate Hultschin, Katscher, Leobschütz und Branitz. So wurden die Verwaltungsbezirke der Diözese in Pfarrgemeinden und Dekanaten ein- und aufgeteilt und die Grundlagen für die Entfaltung des kirchlich-sittlichen Lebens gelegt.

Die ältesten Kirchen unseres Heimatlandes

Die ersten Gotteshäuser in unserem Heimatgau waren vermutlich nur kleine Holzkirchen, über deren Anfang und Ende nichts überliefert wurde. Aber auch von der Entstehung der ersten Steinkirchen haben wir keine Kenntnis. Wie gerne möchten wir heutigen Menschen wissen: wann, wo, wie und von wem die ersten Gotteshäuser gebaut wurden. Darüber geben uns keine Urkunden und Chroniken Auskunft. Auf Grund historischer Überlieferungen können wir nur annähernd das Gründungsjahr und den Ort der ersten Kirchen bestimmen. Wenn wir wissen, daß der Johanniterorden das schon längst christliche Zinnland im Jahre 1196 in Besitz nahm, und daß deutsche Kolonisten das spärlich besiedelte Land in dem Zeitraum von 1215–1350 besiedelten, so können wir schließen, daß in dieser Periode die ersten Kirchen entstanden sind. Wenn es ferner urkundlich feststeht, daß Leobschütz um das Jahr 1000 ein slawisches Burgdorf war, das schon im Jahre 1187 deutsches Stadtrecht erhielt, so muß es schon damals eine christliche Kirche gehabt haben. Erst aus den letzten Jahrhunderten sind uns genaue Angaben über die Errichtung der Kirchen und Pfarrgemeinden überliefert.

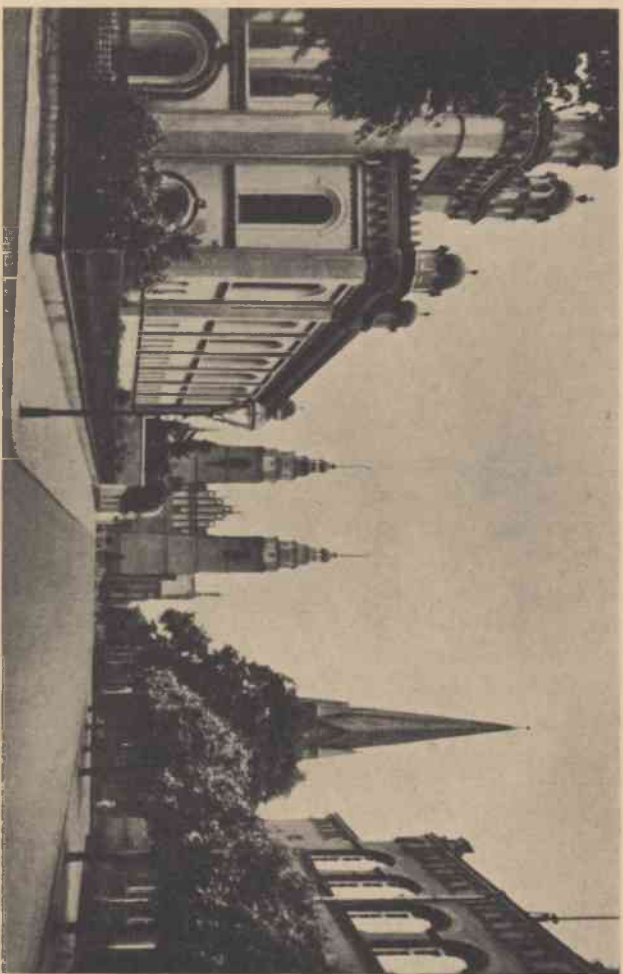
Die Pfarrgemeinde Leobschütz

Die alten Kirchenforscher schreiben den Bau der ersten Steinkirche in Leobschütz dem Böhmenkönig Ottokar II. zu. Ottokar war ja der große Wohltäter von Leobschütz. In der Tat wird die Kirche im Jahre 1259 zum ersten Male urkundlich erwähnt. In diesem Jahr bestätigt König Ottokar II. dem dortigen Pfarrer Elyas und seinen Nachfolgern die Einkünfte, über welche er sich ausgewiesen habe. Andere wiederum nehmen an, daß seine zweite Gemahlin Kunigunde um das Jahr 1278 unter dem Bischof Bruno von Omützig den Bau ausgeführt haben soll. Urkundlich liegt von ihr allerdings nur die nochmalige Bestätigung der Einkünfte der Pfarrei aus dem Jahre 1281 vor. Jedenfalls gehörte das Gotteshaus längst vergangenen Zeiten an. Wenn man es nur rein äußerlich betrachtet, so



Leobsdütz — Ring

sieht man an dem aus Quadersandsteinen hergestellten, stark verwitterten Sockel, daß er sicherlich noch die Spuren der Polen- und Mongolen-, der Hussiten- und Schwedenkriege an sich trägt. Die damalige Kirche war eine Pfeilerbasilika. Sie bestand aus einem hohen Mittelschiff und zwei niedrigen Seitenschiffen. Dieser Baustil hat im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Erneuerungen und Erweiterungen erfahren. Dem Baustil nach zu urteilen, muß die erste Erneuerung um die Mitte des 14. Jahrhunderts ausgeführt worden sein, wie es der innere Ausbau, besonders die Verschiedenheit der Pfeiler und deren Ornamentierung nachweist. Wie die Tradition behauptet, mußten wegen Mangel der erforderlichen Geldmittel die beiden Türme unaufgebaut bleiben und sogar das Schiff der Kirche im Innern längere Zeit im Rohbau stehen. Nur das Presbyterium war abgeputzt und geweiht, damit eben der Gottesdienst gehalten werden konnte. Wann das Kirchenschiff abgeputzt und geweiht wurde, ist ungewiß. Jedenfalls müssen diese Arbeiten im Jahre 1349 schon beendet gewesen sein, weil zu dieser Zeit der fromme Bürger Heinko 8 1/2 Mark auf Seelenmessen beim Altare zum Hl. Leibe Christi fundiert hatte. Und dieser Altar befand sich damals schon im eigentlichen Kirchenschiff. Um das Jahr 1380 erbaute man die beiden Türme, soweit sie sich im Rohbau zeigen ohne Achteck und ohne Helm. Man brachte auch die beiden Seitenschiffe auf die gleiche Höhe des Mittelschiffes, überwölbte sie und gab jedem Schiff ein besonderes Dach, so daß drei gleich hohe Giebel über der Kirche emporragten. Dieses dreiteilige Dach behielt die Kirche bis zum Jahre 1826. Erst damals wurde das heutige eingiebelige, ungeteilte Dach errichtet. Die Sakristei an der Nordseite und die Barbarakapelle an der Südseite der Kirche wurden im 17. Jahrhundert erbaut. Bis 1579 war keiner der beiden Türme ausgebaut. Erst in diesem Jahre erhielt der Südturm die beiden Achtecke mit dem Helm und wurde mit einem Kupferdach versehen. Der heutige Turmknopf stammt aus dem Jahre 1664. Das obere Achteck bewohnte bis 1871 ein Turmwächter, der des Nachts zur Sicherheit der Bürger zu wachen hatte. Der Nordturm erhielt erst beim Erweiterungsbau im Jahre 1903 seine heutige, dem Südturm ebenbürtige Gestalt. Beide Türme haben eine Höhe von je 56 Metern. Im Südturm hingen bis in die letzten Kriegsjahre fünf schwere, im 15. und 16. Jahrhundert gegossene Glocken. Mit der weiteren Zunahme der Bevölkerung war ein großer Erweiterungsbau der Kirche notwendig, der in den Jahren 1903—1907 aufgeführt wurde. Das alte Presbyterium kam zum Abbruch und es wurde ein neues, 16 Meter weit vorgeschobenes mit zwei Seitenflügeln unter möglichster Berücksichtigung des alten gotischen Baustils errichtet. Vier stattliche Säulen tragen die zehn neuen Kreuzgewölbe des Querschiffes. Die aus früheren Jahrhunderten stammende Sakristei, die Barbarakapelle und die Vorhalle wurden entfernt. So wurde ein geräumiges, über 3000 Personen fassendes Gotteshaus geschaffen, das für 1200 Gläubige Sitzplätze bieten kann. Die Innenausstattung der Kirche ist im Laufe der Zeiten wiederholt modernisiert worden. Nur der Taufstein hat sich aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart erhalten. Die vorhandenen Altäre, wie die verschiedenen Altarstiftungen, wurden von frommen Bürgern nach und nach errichtet. Nach einem Berichte vom Jahre 1283 waren an der Pfarrkirche 8 Altaristen (Altarherren) angestellt, deren Zahl



Leobsdütz — Ottokarstraße

sich später auf 12 erhöhte. Die Geistlichen haben auch den Schulunterricht geleitet, die Aufsicht über das Siechenhaus geführt und bisweilen auch die Seelsorge in den umliegenden Dörfern übernommen. Eine alte Inschrift auf dem Musikchor der Pfarrkirche soll angegeben haben, daß im Jahre 1226 zur Leobschützer Kirche 22 Dörfer gehört haben. Ohne Zweifel war diese Kirche schon die Hauptkirche des ganzen Kreises in der ersten slawisch-christlichen Periode. Von ihr wurden noch vor der deutschen Besiedlung folgende neuere Pfarrkirchen begründet: Im Zinnatale Bauerwitz, im Trojatale Bladen und Katscher, im Oppatale Branitz und Nassiedel. Das Patronat der zu Ehren Mariä Geburt geweihten Kirche gehörte ursprünglich dem Landesherrn, also Ottokar II. Im Jahre 1281 bestätigt dessen Gemahlin Kunigunde, daß sie die Patronatskirche den Johannitern übertragen habe, dessen Ordenskomture bis zur Reformation die eigentlichen Pfarrherren von Leobschütz waren. Auch nach der Gegenreformation übte der Komtur in Gröbnig das Patronatsrecht bis zur Säkularisation 1810 aus. Diese uralte, wiederholt erneuerte Kirche hat wie kaum eine andere alle Jahrhunderte hindurch die Kriegsstürme und verheerenden Brandschäden glücklich überstanden, wenn sie auch bisweilen fremde Kriegsvölker geplündert und ihrer Schmucksachen beraubt haben.

Das Heidenkirchel

Neben der außergewöhnlich großen Pfarrkirche steht auch ein ganz kleines Gotteshaus, dessen Gründung unbekannt ist. Einige Kirchenforscher bezeichnen das sogenannte Heidenkirchel als das ursprüngliche Gotteshaus. Obwohl der reine gotische Baustil und die innere Einrichtung für eine Kirche sprechen, so weist die unter der Pflasterung liegende Knochenmenge auf ein Beinhaus hin. Wahrscheinlich ist dieser Bau erst in späterer Zeit als Totenkapelle errichtet worden.

Die Franziskanerkirche

Eine der ersten gemeinnützigen Stiftungen, die uns von Herzog Johannes dem Frommen von Troppau, Herrn von Leobschütz, urkundlich überliefert worden sind, war die Gründung des Franziskanerklosters zu Leobschütz. Am 26. 9. 1448, am Donnerstag vor St. Wenzeslaus, stellte der Herzog den Stiftungsbrief aus, der zwar im Original nicht mehr erhalten, jedoch im „Nucleus minoriticus“ als vorhanden bezeugt ist. Nach den „Annales oppidi Leobsici“ wurde der Herzog in der Klosterkirche der Franziskaner zu Leobschütz beigesetzt. Wenige Jahre nach der Gründung der Niederlassung stoßen wir in der Geschichte der Stadt Leobschütz und des Klosters auf eine hervorragende Persönlichkeit (1454), des redengewaltigen Predigers Johannes von Capistrano aus dem Orden des hl. Franz. Über die Zeit nach der Anwesenheit Capistranos sind uns leider keine Nachrichten überliefert. Erst aus dem Jahre 1480 berichten uns die „Annales opp. Leobsici“ von einer Weihe der Klosterkirche. Es ist dies sicherlich nicht, wie Kirchenforscher und Chronisten annehmen, das erste Gotteshaus. Dieses war gleich wie das Kloster aus Holz erbaut worden. Die angeführte Weihe bezieht sich auf die zweite Kirche, die nach dem



Leobschütz — Franziskanerkloster

Brande von Leobschütz im Jahre 1476, an dem außer Pfarrkirche, Kreuzhof und drei bis vier Häuschen alles niederbrannte und also auch das Kloster und die Kirche ein Raub der Flammen wurde. Mit Hilfe des Fürsten Johann von Troppau, des Stifters, und der Bürger bauten die Mönche Kirche und Kloster aus Stein neu auf. Zunächst wurde der Chor errichtet und geweiht. Daß das Gotteshaus nur halb fertig war, besagen die gleichen Quellen, wonach 1509 die Brüder die Kirche wölben lassen wollten, jedoch daran gehindert wurden. Wieder schweigen die Quellen bis 1526. Zu Beginn der Reformation wurden die Franziskaner im Jahre 1541 vertrieben und die Kirche wie auch das Kloster zu Getreidespeichern und Magazinen verwendet. Nachdem die Gegenreformation durchgeführt worden war, wurden die verfallenen Klosterräume wieder hergestellt und nach mehr als hundertjähriger Abwesenheit konnten im Jahre 1659 die Ordensmönche das alte Kloster wieder beziehen. Als im Jahre 1810 mit der Säkularisation die Aufhebung des Klosters erfolgte, wurden die Franziskaner gezwungen, das Klostergebäude abermals zu verlassen, bis sie es im Jahre 1921 wieder erwerben konnten. Nach einer gründlichen Innen- und Außenrenovation erstrahlen Kirche und Kloster in einem neuen Gewande.

Seitdem im Kirchenbau von St. Michael in München 1583/97 die erste typisch deutsch empfundene, in vielen wesentlichen Elementen an die Tradition der spätgotischen Hallenkirche anknüpfende Umbildung des maßgeblichen römischen Kirchenvorbildes „al Gesu“ erfolgt war, hielt dieser Typ bald seinen Siegeszug durch ganz Deutschland. Auch die Leobschützer Franziskanerkirche gehört diesem Typ an. Pilaster mit mächtigen Kapitälern tragen das Tonnengewölbe. An das Orgelchor schließen sich zu beiden Seiten dem Kirchenschiff entlang die Seitenchöre an. Das Hauptaltarbild zeigt uns den hl. Ägidius während einer Predigt. Die vier Statuen an den Seiten des Altares stellen zwei Bischöfe und die hl. Märtyrer Rochus und Sebastian in Lebensgröße dar. In den Nischen unter den Emporen befinden sich 7 Nebenaltäre, der Sakristei gegenüber steht die Leidenskapelle mit dem Altarbilde der 14 Nothelfer. In der geräumigen Gruft des Klosters ruhen die Gründer des Klosters, die Ordensmönche und mehrere adelige Personen.

Das Missionshaus Maria-Treu

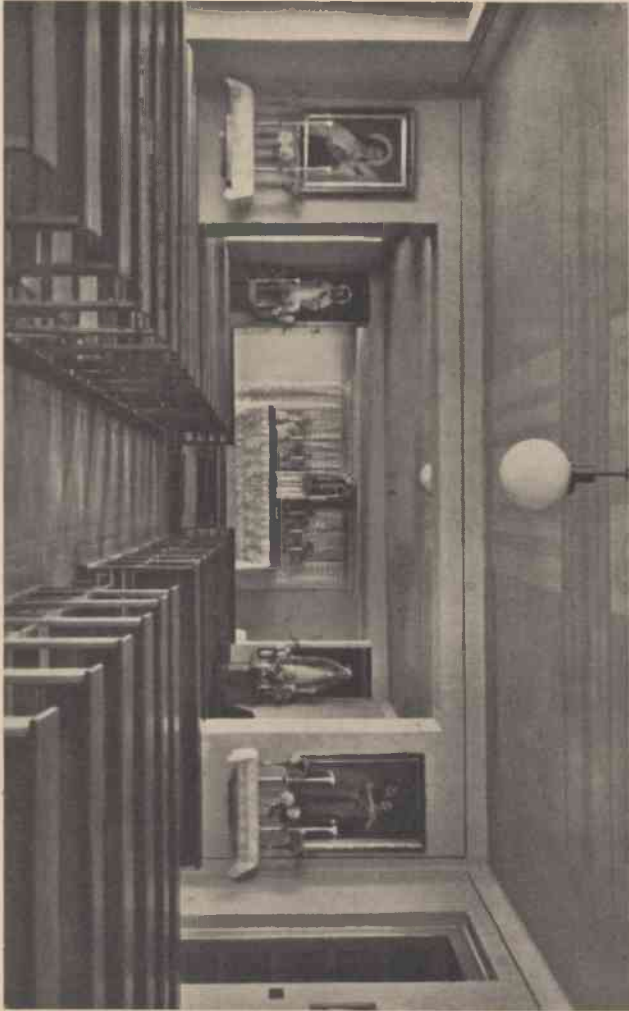
Dank des warmherzigen Entgegenkommens des hochw. Herrn Prälaten und späteren Bischofs Josef Martin Nathan und des Stadtpfarrers Msgr. Johannes Müller konnte das Missionshaus Maria-Treu erstehen. In die Verhandlungen mit den weltlichen Behörden schaltete sich der damalige Oberpräsident Dr. Lukaschek persönlich vermittelnd ein. Herr Stadtbaumeister Paul Klehr stand uns von Anfang an beratend und helfend zur Seite. Die neue Niederlassung war gedacht als Ableger (Zubringeschule) des schon im Jahre 1892 begründeten Missionshauses Hl. Kreuz bei Neiße-Neuland. Die wirtschaftliche Grundlage sollte der Missionshof auf der Langen-Straße 50 bilden, geleitet von dem früheren China-missionar Josef Brosig. Am 10. Oktober 1926 kamen 3 Untertertianer aus Heiligkreuz und 12 Sextaner in die Villa Wallstraße 4. Dort hatte der italienische

Stadtkommandant gewohnt, aber die Unserigen wohnten durchaus nicht herrschaftlich: unten im Keller waren Küche und Speisesaal und oben im Dachgeschoß (Wäscheboden) war der Schlafsaal mit Zementfußboden, daneben der Studiersaal und das Rektorzimmer. Als Schränke dienten Regale, jedem Zögling waren fünf Haken zugebilligt. Heilige Messen und sonstige Andachten waren im Röslerstift, bis Ostern 1927 das oberste Stockwerk frei wurde und eine Hauskapelle eingerichtet werden konnte, für die unser Bildhauer Paul Ondrusch eine schöne Herz-Jesu-Statue schnitzte. Am 12. Oktober machten die 15 (1 Zögling) die Aufnahmeprüfung am staatlichen v. Woysch-Gymnasium. Oberstudiendirektor Dr. Sniehotta wie sein Nachfolger Dr. Ernst Schröfel und das ganze Lehrerkollegium standen unseren Jungen wohlwollend gegenüber wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und sonstigen charakterlichen Haltung. P. Franz Hettwer aus Kohldorf (bei Neustadt) war erster Rektor und Präfekt zugleich. Allmählich kam aus anderen Häusern Verstärkung: mehrere Brüder (so Bruder Eustachius Titz aus Leimerwitz) und weitere Patres.

Da die Schülerzahl ständig anstieg bis auf 50, mußte der Neubau im Westen der Stadt in Angriff genommen werden. P. Provinzial Marquardt konnte dafür eine Anleihe in Holland machen, und so begann im Herbst 1929 der Bau unter dem neuen Rektor, P. Eustachius Riedel aus dem angrenzenden Schmeisdorf. Schon im Herbst 1927 hatten die Steyler Klausurschwester (Rosaschwester) im sog. alten Schulkloster auf der Botenstraße-Schwarze-Schanze ein Anbetungsklosterlein errichtet, aber sie verlegten dann ihre Niederlassung nach Berlin, das ihr Beten und Opfern wohl noch mehr brauchte. Von längerer Dauer war die seelsorgliche Tätigkeit unserer Patres bei den Grauen Schwestern im Krankenhaus, bei den Armen Schulschwester U. L. Fr. auf der Ratiborer Straße und in den Pfarrgemeinden der näheren und weiteren Umgebung. Dabei konnte seit 1937 auch der frühere Philippinenmissionar Theodor Schindler aus Gröbzig helfen. Im neuen Hause stieg die Zahl unserer Schüler auf etwa 90, 1935 sogar über die Hundert hinaus. Viele wurden im Hause selbst unterrichtet; dabei konnten begabtere den Stoff der unteren Klassen in je einem halben Jahr bewältigen. In den freien Zeiten machten sie sich wacker an die Aufgabe, die nächste Umgebung des Hauses aus einer Wüstenei in ein kleines Paradies umzuwandeln. Beim Gottesdienst in der niedrigen, aber schönen Kapelle sangen sie wie die Lerchen, der feierliche Gottesdienst zog viele Besucher an. Und in der Weihnachtszeit spielten sie für die Freunde und Wohltäter des Hauses so packend Theater, daß auch die öffentlichen Zeitungen mit ihrer Anerkennung nicht zurückhielten. Die Leitung der Studien lag beim Rektor, bis 1938 P. Paul Schiwy dieses Amt übernahm. Die charakterliche und asketische Formung war Sache der Präfekten und Unterpräfekten. Besonders bekannt wurden P. Paul Jung, P. Alfred Much aus Katscher, P. Bernhard Glatzel aus Bischofswalde und P. Otto Zettelmeier. Ihm und dem 3. Rektor, P. Christian Schur, haben die Nazis die Amtsführung recht schwer gemacht. Als 1938 die Hitlerregierung den Beamtenkindern den Besuch der Klosterschulen verbot, kamen auch aus St. Adalbert (Ostpreußen) Zöglinge nach Maria-Treu, einige auch aus Heiligkreuz. Aber alle Bemühungen wurden schließlich gewaltsam zer-

schlagen; Ostern 1940 wurde die Aufhebung der Klosterschule und drei Monate später die Auflösung des Rest-Internates verfügt. Nun kamen Kommissionen über Kommissionen, das Haus Parteizwecken dienstbar zu machen, und seine Bewohner auf die Straße zu setzen. In Voraussicht dessen hatte Hauptmann Dr. Paul Rhein schon vorher eine Ausbildungskompanie der Landesschützen hineingelegt (gegen Entschädigung). Trotzdem stieg die Gefahr unserer Ausweisung von Monat zu Monat, zuletzt von Woche zu Woche, bis die Predigten des Bischofs Clemens August, Grafen von Galen, zu einem reinigenden Gewitter wurden.

Anfang 1944 wurde Maria-Treu Teillazarett; neben Chefarzt Dr. Otte aus Wiese-Gräflich, der in der Aschermittwochnacht 1945 beim Bombenregen auf Dresden umkam, stand Dr. Pollak aus Katscher. Da die Steyler Missionsschwestern (die „Blauen“) uns schon seit Herbst 1940 mit viel Umsicht die Küche führten, übernahmen sie nun auch für das Lazarett die Küche und die Krankenpflege; bei letzterer standen ihnen Rote-Kreuz-Schwestern zur Seite. Auch wurde die Hostienbäckerei zeitweilig von Ratibor nach Maria-Treu verlegt. Das schöne Zusammenarbeiten wurde unterbrochen durch das Herannahen der Russen. Am 22. 1. 1945 wurde das Lazarett aufgehoben. Vorübergehend zog das Schnellgericht der SS ein, am 2. 3. wurde es Hauptverbandsplatz 411. Unterdes hatten sich die alten Leute aus der Stadt und jene, die nicht fliehen konnten oder wollten, fast sämtlich zu uns geflüchtet. So war das Haus überbesetzt, als in der Frühe des 24. März 1945 die Russen kamen. Wie es da zuging, bleibt den Beteiligten unvergesslich. Am 25. wurde das Haus russisches Lazarett und sein Garten großer Militärfriedhof. Später wurde polnisches Militär hineingelegt, dann stand es wochenlang leer. Als endlich P. Paul Kiczka aus der polnischen Provinz einziehen durfte, übernahm er ausgeraubte und arg beschädigte Räume. Während auf den Missionshof die Unserigen schon am 26. Oktober 1945 zurück konnten, war die Wiedereröffnung der Kapelle erst am 1. Februar 1946 möglich. Um das Haus für unsere Gesellschaft überhaupt zu retten, mußte es „vermietet“ werden. Die Miete sollte in der Wiederinstandsetzung bestehen. Gesagt wurde, es würde ein Waisenhaus für die ganze Woiwodschaft; als Aussiedlungslager ist es zu einer Stätte teuflischer Grausamkeiten geworden. Möge die „treue Jungfrau“ helfen, daß es doch nochmals dem Aufbau des Gottesreiches dienen und wie früher Segen in die Welt senden kann! Von den Priestern, die durch Maria-Treu durchgegangen sind, wirkte einer an der Pekinger Universität, ein anderer hilft beim geistigen Ausbau eines Steyler Missionshauses in Spanien, ein dritter ist Missionar in Indora, ein vierter ist in Deutschland verblieben, vier weitere sind Weltpriester geworden. Von jenen, die ihre Studien des Heeresdienstes wegen unterbrechen mußten, bereiten sich zehn in St. Augustin bei Bonn auf ihren schönen Beruf als Missionspriester vor, die Hälfte davon dürfte 1951 geweiht werden. In Königstein, Eichstätt und München-Freising sind sechs andere in der Vorbereitung auf das Weltpriestertum. Nicht wenige können nicht mehr an Gottes Altäre treten, weil sie im Kriege ihr Blutopfer dem Herrn dargebracht haben. Bestimmte Todesnachricht haben wir über 1 Pater, 1 Bruder, 2 Fratres, 16 Zöglinge. Fast hoffnungslos vermißt sind 4 Brüder (unter ihnen Bruder Maximilian Schmarsel aus Kostental), und 13 Zöglinge.



Leobschütz — Inneres der Hauskapelle von „Maria Treu“

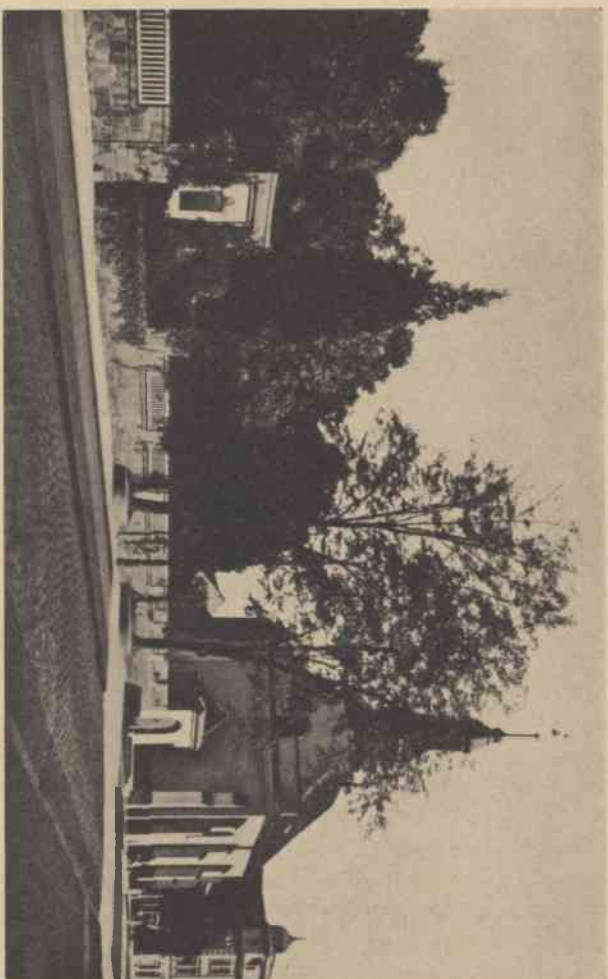
Zwei gute Seelen haben wir noch vor unserer Ausweisung auf dem Leobschützer Friedhof nebeneinander betten dürfen: die junge Missionsschwester Caeliana, die in Verteidigung ihrer Jungfräulichkeit am 24. März 1945 umgebracht worden ist, und den durch seine Frömmigkeit und Hilfsbereitschaft stadtbekanntem Bruder Pius (Josef Franke), der todkrank aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war. Mögen beide für uns Fürbitter sein!

Das Annakirchjel

Schon im 16. Jahrhundert befand sich außerhalb der Stadtmauer am alten Friedhof ein kleines, gemauertes Begräbniskirchlein, das während des Dreißigjährigen Krieges von den Schweden im Jahre 1645 völlig zerstört wurde. Erst im Jahre 1776 wurde es vom Fürsten von Lichtenstein und von adeligen Wohltätern erbaut und der Hl. Dreifaltigkeit geweiht. Annakirchjel wird es genannt, weil hier besonders die hl. Mutter Anna verehrt wird. Den Turm erhielt das Kirchlein erst 1859. An der Nordseite steht die Valentinkapelle, unter der sich Gräfte angesehener Familien und des Stadtpfarrers Kanonikus Stanjek befinden. Das lange hindurch vernachlässigte Innere des Kirchleins erfuhr in den letzten Jahrzehnten eine vollständige Erneuerung. Die Malerei der Decke und Wände wurde aufgefrischt, besonders fällt ins Auge die moderne, echt lebensvolle Ausmalung des Presbyteriums mit Christus dem König und den vielen Heiligen aus der Neuzeit durch Kunstmaler Richard Karger. Durch Stiftungen von Wohltätern wurde 1800 das Kirchlein zur Lokalie erhoben und ein Lokalkaplan angestellt. Von acht aufeinander folgenden Lokalisten wurde hier bis 1945 ständig der Gottesdienst gehalten.

Die evangelische Kirche

Als sich im Jahre 1542 sämtliche Einwohner von Leobschütz zur neuen Lehre bekannten, wurde in der Pfarrkirche bis zum Abzug der Schweden im Jahre 1650 evangelischer Gottesdienst abgehalten. Erst von diesem Jahre an konnte das Werk der Gegenreformation unter den Lichtensteinern mit gutem Erfolg betrieben werden. 1674 gab es in der Stadt keine Protestanten mehr. Nachdem Leobschütz preußisch geworden war, wurden wichtige Staats- und Zivilämter mit Protestanten besetzt, für die anfangs im Rathaussaale Gottesdienst gehalten wurde. Mit der Zunahme evangelischer Bürger in der Stadt und den umliegenden Ortschaften wurde 1787 eine selbständige evangelische Gemeinde gegründet, gleichzeitig mit der Grundsteinlegung zu einer evangelischen Kirche, die zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit im Jahre 1792 ihre Weihe erhielt. Einen Turm erhielt die Kirche erst im Jahre 1863. Als im Laufe der Jahrzehnte die Zahl der evangelischen Bürger stetig wuchs und im Jahre 1895 auf 1600 Seelen angestiegen war, erwies sich die alte Kirche als zu klein. Daher mußte sie einem Neubau weichen, der an derselben Stelle in der Zeit von 1899 bis 1901 ausgeführt wurde und als Markgraf-Georg-Gedächtniskirche die Weihe erhielt. Die Kirche ist im altgotischen Stil erbaut und im Rohbau aufgeführt; der Turm, der in einer achteckigen Pyramide endet, hat eine Höhe von 60 Metern.



Leobschütz — Friedrich-Wilhelm-Strabe

Die Kämmergeüter der Stadt Leobschütz

Im Jahre 1298 hatte die Stadt Leobschütz vom König das Recht erhalten, adelige Güter, die keine Lehen waren, frei zu kaufen. Von diesem Recht machte sie in späterer Zeit recht reichlich Gebrauch. Schon vor dem Jahre 1377 erwarb Leobschütz Trenkau, Schlegenberg und Königsdorf, die später ausdrücklich als Kämmergeüter von Leobschütz erwähnt werden. 1383 wurde der Stadt auch das Dorf Heinzendorf von Nikolaus III. geschenkt. Im Jahre 1577 erwarb die Stadt das Gut Wiendorf und in demselben Jahre erfolgte der Ankauf von Blümsdorf von der Familie Pannwitz. Dieses Vorwerk, das früher Plumlinsdorf hieß, war im Jahre 1438 von Herzog Wenzel seinem getreuen Hans Czert für seine Dienste geschenkt worden. Ferner erscheint bereits im Jahre 1570 das Dorf Roben als Stadtgut. 1506 gehörte es noch der Familie Supp von Füllstein. 1611 kam auch das herzogliche Kammergut Sabschütz zu Leobschütz. Schon 1609 hatte die Stadt ihr Dorf Roben gegen das herzogliche Gut „Daubnitz“ (Taumlitz) eingetauscht. 1612 verkaufte sie Wiendorf an Hartwig von Stitten. Somit erstreckte sich der Besitz der Stadt Leobschütz bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges auf Taumlitz, Sabschütz, Königsdorf, Kittelwitz, Schlegenberg, Blümsdorf und Trenkau. Das weit abgelegene Heinzendorf war in früherer Zeit in andere Hände übergegangen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege erwarb die Stadt 1684 noch das Gut Kaltenhausen dazu. Nachdem durch Edikt vom 9. Oktober 1807 die frühere Gutsuntertänigkeit aufgehoben und die Ablösung der Reallasten erfolgt war, verblieben der Stadt nur noch das Gut Kaltenhausen, Schlegenberg, Blümsdorf und der Stadtwald, der bekanntlich schon im Jahre 1265 der Stadt von König Ottokar II. geschenkt worden war.

Das Wappen von Leobschütz

Stadtwappen. In Rot, ein golden gekrönter, doppeltgeschwänzter Löwe, rechts oben begleitet von einem goldenen Stern.

Ältestes Stadtsiegel vom Jahre 1272 ist zerbrochen. Name von Leobschütz war damals LVPSCHITZ. Dieses Siegel hatte den Löwen linkshin gewendet. Jedoch schon das Siegel einer Urkunde im Wiener Staatsarchiv zeigt den Löwen in seiner heutigen Form, nämlich rechtshin gekehrt, ebenso den Stern in der jetzigen Lage. Die Stadt selbst verwahrte noch den um die Mitte des 16. Jahrhunderts meisterhaft geschnittenen Stempel des

+ Sigillum + maius + Civitatis + Leobschicz +

(41 cm), auf dem Erzengel Michael, dessen Stirn mit einem Kreuzchen besteckt und dessen Brust mit in Form eines Andreaskreuzes gelegten Bändern geschmückt ist, zwei gegeneinandergekehrte Schilde hält, rechts den mit dem (hier der heraldischen Regel entsprechend linkshin gekehrten) Löwen, links einen mit drei, mit den Spitzen nach außen in Schächerkreuz gestellten Bootshaken (diese drei Haken sind das Wappen der Vogtei, d. h. richtiger das Familienwappen des Vogts Theoderich). Im Jahre 1416 kaufte die Stadt die Vogtei und setzte später, um diese Erwerbung nach außen hin kundzutun, den Schild mit den drei Haken und sah sie

für Feuerhaken an. Mehrere neue Siegel haben die beiden Siegel gegeneinander gelehnt. 1561 gab der damalige Herzog von Jägerndorf, der Markgraf Georg Friedrich der Stadt auf ihre Bitte das Recht, mit rotem Wachse zu siegeln. Der Löwe ist der böhmische.

Das Siegel der deutschen Urkunde aus dem Jahre 1265 lautet:

„Sei dankbar, deutsche Stadt,
Dem Fürsten aus edlem Geschlecht.
Er schenkte dir den Wald
Und gab dir deutsches Recht!“

„Anno Domino 1438“ lesen wir:

Allhier ist zu schauen,
Wie die Lübschützer Frauen
Mit Steinen und siedendem Pech
Vertreiben den Polen und Tschech!

Heimatland

Morgensonne lächelt auf mein Land,
Wälder grünen her in dunklem Schweigen.
Jedem Schatten bin ich nah verwandt,
Jedes Leuchten nimmt mich ganz zu eigen.

Land, mein Land, wie leb ich tief aus dir!
Löst sich doch kein Hauch aus meinen Lungen,
Den du nicht vorher und jetzt und hier
Erst mit deinem Hauche hast durchdrungen.

Deine Berge ragen in mir auf,
Deine Täler sind in mich gebettet.
Deine Ströme, deiner Bäche Lauf
Ist in allen Adern mir gekettet.

Steht kein Baum auf deiner weiten Flur,
Der nicht Heimat wiegt in allen Zweigen,
Und in jedem Winde läuft die Spur
Einer Liebe, der sich alle neigen.



Katscher — Blick auf die Pfarrkirche

Ratscher und die eingepfarrten Gemeinden

Das Gebiet von Katscher wurde einer alten Urkunde zufolge schon im Jahre 1037 der Olmützer Kirche geschenkt und nach ihrer Erhebung zur bischöflichen Kathedrale 1063 stets als bischöfliches Eigentum betrachtet. Daher übten die Olmützer Bischöfe als Grundherrn von Katscher und Umgebung durch alle Jahrhunderte das Patronat über die Kirche und Pfarrgemeinde aus. Bischof Bruno (1245 bis 1281) bezeichnet Katscher als sein Dorf (Villa Nostra). Er erwähnt es in seinem Testamente 1267, nimmt des öfteren dort Wohnung, verhandelt und stellt dort Urkunden aus. Sein Kaplan Johannes tritt oft als Zeuge in Verhandlungen auf und mag wohl der erste Pfarrer von Katscher gewesen sein. Wenn uns auch über die Fundierung der ersten Kirche nichts überliefert wurde, so erscheint es doch glaubhaft, daß sie einem Landesbischof zugeschrieben werden muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird in dem von deutschen Siedlern bewohnten Bezirk Katscher das erste Gotteshaus vom Bischof Bruno gestiftet worden sein. Es soll nach alter Überlieferung in der Nähe der heutigen Kreuzkirche gestanden haben, während die Burg auf dem Kirchplatz erbaut war. Im Jahre 1418 zerstörten die Hussiten die Kirche, Pfarrhaus und Herrenschoß. Um das Jahr 1440 wurde eine neue massive Kirche an der Stelle der früheren Burg erbaut, die aber nach etwa 120 Jahren bei dem großen Brande von Katscher 1560 dem Feuer zum Opfer fiel. In den Jahren 1563 bis 1583 wurde sie notdürftig ausgebaut. Sie bestand damals aus dem Mittelschiff, den beiden Seitenschiffen, den darüber liegenden Männerchören mit einer flachen Holzdecke und einem massiven hohen Turm. Im Jahre 1694 wurde auch diese Kirche durch Brand zerstört und die gesamte Inneneinrichtung in Asche gelegt. Nach den Zerstörungen wurde sie wieder notdürftig hergestellt. In ihrem heutigen Zustande wurde die Pfarrkirche in den Jahren 1720 bis 1722 auf Kosten des großen Wohltäters, des Kürschnermeisters Mathäus Geldner aus München ausgebaut. Aus Liebe zu seiner Heimatstadt finanzierte er den ganzen Kirchenbau und die Innenausstattung. Die dem hl. Apostel Thomas geweihte Kirche ist in romanischem Stil erbaut, während die Inneneinrichtung ganz im Barockstil ausgestattet ist. Die mit kunstvollen Statuen, Ölgemälden, Altären, Wandmalereien und Staffierungen gezierte Kirche hat in den letzten Jahrzehnten durch mannigfache Renovierungen ein schmuckes und recht würdiges Gewand erhalten.

Der ehemals ausgedehnte Bezirk Katscher gehörte von jeher als Enklavebesitz den Olmützer Bischöfen, bis er nach dem ersten schlesischen Kriege 1742 zum Kommissariat des preußischen Anteils der Erzdiözese erhoben wurde. Zur Pfarrkirche Katscher gehören seit altersher die Dörfer Langenau, Krotfeld, Neukatscher, Ehrenberg, sowie die Gemeinden Knispel, Stolzütz, Kösling und neuerdings Ratsch.

Knispel

Das Dorf Knispel muß schon vor der Reformation eine Pfarrgemeinde gewesen sein; denn dafür spricht die große Pfarrwidmut von 180 Morgen Acker. Diese wurde 1778 an die Bauern verkauft, und Knispel wurde Filialkirche von Katscher, mit einem Lokalisten. Im Jahre 1919 wurde die Lokalie zur Pfarrei erhoben. Das uralte hölzerne Kirchlein war 1740 baufällig geworden. Daher kam es 1744 zur Erbauung der heutigen Kirche, deren Schutzpatron der hl. Apostel Bartholomäus ist. Zweimal brannte die Kirche nieder, in den Jahren 1821 und 1836, und wurde wieder notdürftig aufgebaut. Erst bei der 1906 erfolgten Renovierung der Kirche erhielt der Turm seinen heutigen Helm. Um diese Zeit stifteten Wohltäter den neuen Hochaltar und die neue Orgel. Die im Jahre 1930 erfolgte Innen- und Außenrenovierung macht die auf einer Anhöhe liegende Barockkirche zu einer Zierde für die ganze Gemeinde.



Knispel — Blick auf die Kirche

Stolzmütz

Zu den neuesten nach dem ersten Weltkriege in den Inflationsjahren 1924/25 erbauten Kirchen gehört die schicke Herz-Jesu-Kirche in Stolzmütz, die am 25. Juli 1925 durch Fürsterzbischof Preczan feierlich konsekriert wurde. Sie wurde unter großen Opfern von den wohltätigen Einwohnern und durch tatkräftige Unterstützung seitens des bischöflichen Stuhles von Olmütz mit einem Friedhofe errichtet. Heute haben die Stolzmützer ihren regelmäßigen Gottesdienst, den sie bisher Jahrhunderte lang in Katscher besuchten.



Stolzmütz — Schule und Geburtshaus Sr. Exzellenz Josef Martin Nathan

Rösling

Schon im Jahre 1272 erwarb Bischof Bruno von Olmütz das deutsche Siedlungsdorf Kösling für das dortige Domkapitel als Zinsdorf. Kirchlich gehörte der Ort von je her zur Pfarrei Katscher. An der Stelle eines uralten Glockenturmes errichtete die Gemeinde im Jahre 1842 die heutige zu Ehren Mariä Empfängnis geweihte Kapelle, in der an bestimmten Wochentagen Gottesdienst stattfindet. 1886 wurde die Kapelle durch einen Anbau vergrößert, 1912 gemalt und durch ein neues Altarbild der Immaculata verschönert.

Ratsch

Die im Kreise Ratibor liegende kleine Gemeinde Ratsch war stets nach Thröm eingepfarrt. Da die Mutterkirche 1922 zur Tschechoslowakei kam, wurde Ratsch der Pfarrei Katscher zugewiesen. Das in der Nähe von Ratsch liegende Holzkirchlein, als Kreuzkirchlein weithin bekannt, gehört zur Pfarrei Gr.-Peterwitz im Kreise Ratibor.

Die evangelische Kirche in Ratscher

Die wenigen Bewohner evangelischen Bekenntnisses von Katscher und Umgebung haben seit 1874 in Katscher ein kleines Kirchlein, an dem seit 1892 ein Vikar angestellt ist. Eingepfarrt ist jedoch der Ort nach Rösnitz.

Bauerngebet

Gott — Du hast uns unsern Hof gemacht.
Du schufst das weite Land, das wir bebauen,
Und läßt von ihm den letzten Schnee nun tauen,
Damit das Leben neu in ihm erwacht.

Gib unsern Äckern wieder Deine Kraft!
Schick ihnen Deine Sonne, Deinen Regen!
Wir wissen ja, daß nur Dein großer Segen
Aus unserm Säen eine Ernte schafft.

Und laß uns selber wachsen, stark und still,
Daß wir wie unsere Felder Früchte tragen.
Uns in den Kindern dann zum Licht uns wagen,
Wenn unser Leib zur Erde werden will.

Bauerwitz und die eingepfarrten Gemeinden

Zu den ausgedehnten Großpfarreien in der slawischen Periode gehört die Pfarrei Bauerwitz mit den im Zinnatale gelegenen Dörfern Zülkowitz, Jernau, Eiglau und Rakau. Früher wurde auch Tschirmkau seelsorglich von Bauerwitz betreut. Zwei denkwürdige Steinkreuze in dieser Gegend, die der Volksmund als Cyrillus- und Methodiuskreuze bezeichnet, sollen nach der Volksmeinung zur Erinnerung an die Einführung des Christentums z. Zt. der Slawenapostel (900) gesetzt worden sein. Über die Entstehung der ersten Kirche und Errichtung der Pfarrei wird aus grauer Vorzeit nichts berichtet. Urkundlich wird die Bauerwitzer Pfarrkirche zum ersten Male im Jahre 1386 erwähnt. Sie muß also z. Zt. der Besiedlung als Steinkirche erbaut worden sein. Man erzählt, daß ein Bürger sie auf eigene Kosten errichten lassen wollte. Da aber sein Vermögen nicht ausreichte, um den Bau zu vollenden, sei er eines Tages spurlos verschwunden. Die Gemeinde hat dann mit Hilfe von Wohltätern den Bau vollendet. In den Hussitenkriegen wurde die Kirche zerstört. Ein neues massives Gotteshaus wurde erbaut, das bei dem großen Brande im Jahre 1708 in Flammen aufging und bis auf das Mauerwerk niederbrannte. Man baute die Kirche auf dem alten Mauerwerk wieder auf, das man sogleich mit einem Dachstuhl versah. Aber der Neubau war mangelhaft ausgeführt, daß das Mauerwerk im Jahre 1836 abgetragen werden mußte und neu aufgeführt wurde. Die heute im Barockstil stehende Kirche, zu Ehren der Geburt Mariä geweiht, erhielt eine vollkommene Umgestaltung in den Inflationszeiten 1922–24. Leider wurde das herrliche Gotteshaus in den letzten Kriegstagen fast gänzlich vernichtet.

Die Josefs-Kapelle

Bauerwitz besitzt ein einzigartiges Kirchlein, das ein in Kreuzesform ausgeführter Holzbau ist. Von alten Linden umschattet, steht es idyllisch auf dem Friedhofe, wo es im Jahre 1701 von Wohltätern erbaut wurde. Obwohl Dach, Turm und Außenwände nur mit Schindeln gedeckt waren, blieb es doch vom Feuer verschont. Im Jahre 1890 wurde die Josefs-Kapelle von der Turmspitze bis zum Sockel mit Schiefer umkleidet. Außer dem Hauptaltar, dem hl. Josef und der hl. Barbara geweiht, hat die Kapelle noch vier Nebenaltäre. Seit 1718 wird hier in der Karwoche das Hl. Grab errichtet. Ursprünglich wurde darin nur fünfmal im Jahre Gottesdienst gehalten, der in neuerer Zeit schon öfters stattfindet. In den letzten Jahrzehnten hat man zur besseren Ausstattung der Kapelle viel getan, ohne den Eindruck des Altertümlichen zu verwischen. Die Altäre wurden ausgebessert und die Holzwände, wie die bemalte Holzdecke mit frischem Anstrich versehen. Auch die von Künstlerhand ausgeführte Malerei der Bilder und Wände ist in lebhaften Farben aufgefrischt und zum Teil erneuert worden. Hier mag der Beschauer einigermaßen ein Bild gewinnen über die ersten Holzkirchen der Heimat.



Bauerwitz — St. Josefs-Kirche

Zülkowitz

Dieses am nördlichen Zinnagestade sich lang hinziehende, nahe an Bauerwitz liegende Dorf hatte in früheren Jahrhunderten nur ein Glockenhaus, an dessen Stelle die Gemeinde im Jahre 1818 eine Kapelle errichtete. Diese brannte 1846 ab. Ohne Wissen und Genehmigung der Behörde und des zuständigen Pfarrers erbauten sich die Bewohner aus eigenen Mitteln im Jahre 1848 eine größere Kapelle und mußten nach Fertigstellung derselben um die Erlaubnis nachsuchen. In dieser, der Heimsuchung Mariä geweihten Kapelle, findet seit 1850 alljährlich dreimal feierlicher Gottesdienst am 1. Mai, 2. Juli und 27. Dezember statt. Den Sonntagsgottesdienst besuchen die Gemeindeglieder in Bauerwitz, während bisweilen an den Wochentagen dort bestellte hl. Messen gelesen werden.

Jernau

Das von altersher zur Johanniterkommende Gröbnig gehörende und zu Bauerwitz eingemeindete Dorf besitzt erst seit dem Jahre 1889 eine freundliche, im gotischen Stile erbaute und dem hl. Herzen Jesu geweihte Kapelle, in der kein Gottesdienst stattfindet. Die beiden alten Steinfiguren auf dem Sockel zu beiden Seiten des Eingangs stellen den hl. Johannes von Nepomuk und den hl. Florian dar.

Eiglau

Dieser Ort ist seit jeher bekannt durch seine ehrwürdige, im Schatten alter Linden dicht an der Straße von Bauerwitz nach Ratibor stehenden Nikolauskirche. Diese Kirche verdankt folgender Begebenheit ihre Entstehung. An der alten Verkehrsstraße stand im 14. Jahrhundert bei Eiglau eine Linde mit dem Bildnis des hl. Nikolaus, des Patrons der Kaufleute. Fromme Verehrer dieses Heiligen erbauten an der Stelle der Linde, als diese morsch geworden war, eine Holzkapelle, in der das alte Bild untergebracht wurde. Die Gläubigen aus Eiglau und den Nachbarorten besuchten oft diese Kapelle, die von einem Einsiedler betreut wurde. Bald kam das Nikolausbild in den Ruf eines Gnadenbildes, zu dem viele Wallfahrten unternommen wurden. Um das Jahr 1700 wurde die Kapelle durch einen hölzernen Anbau zu einer Kirche erweitert. Als diese im Jahre 1780 auffällig geworden war, verlangten die Bauerwitzer, daß das Gnadenbild von Eiglau in die Pfarrkirche übertragen werden sollte. Dadurch erhoffte man, auch die Wallfahrer dahin zu ziehen. Diesem Plane widersetzten sich die Eiglauer mit aller Entschiedenheit. Tag und Nacht wurde das Bild bewacht. In der Kirche brannten ununterbrochen die Lichter, Andachten wurden abgehalten, bis endlich die kirchliche Behörde bestimmt hatte, daß das Gnadenbild in der Kapelle weiterhin bleiben und diese instandgesetzt werden sollte. Voller Freude über diesen Entscheid gingen nun die Eiglauer mit allem Eifer an die Ausbesserung der Kirche heran und bauten im Jahre 1786 auch ein Presbyterium aus Mauerwerk. Als aber im Jahre 1821 ein Teil des Gewölbes herabgestürzt war, plante der Landrat im Einverständnis mit dem damaligen Pfarrer von Bauerwitz die Nikolauskirche abzutragen. Schon sollte der Abbruch dem Meistbietenden übergeben werden. Da widersetzten sich abermals ganz energisch die Einwohner der Gemeinde gegen dieses Vorhaben.

Sie erklärten sich bereit, die Kirche auf eigene Kosten neu zu bauen und für ihre Instandsetzung zu sorgen. So kam es 1824 zur Erbauung des heutigen Gotteshauses, das leider in den Kriegsjahren 1945 schwer gebrandschatzt wurde.

Wenn auch die früheren Wallfahrten in jüngster Zeit gänzlich nachgelassen haben, so finden sich an den vier Ablaßtagen noch recht viele auswärtige Gläubige zum feierlichen Gottesdienst ein. Bekannt ist noch die Prozession, die das junge Bauernvolk hoch zu Roß am Nikolaustage in dieser idyllisch gelegenen Gedächtniskirche unternommen hat. Nicht bloß das Äußere von hohen Linden umschattete Bild der Kirche, sondern noch mehr die würdige Innenausstattung wirkt angenehm auf das Auge des Beschauers. Der stets fürsorglichen Pflege seitens der Gemeinde verdankt das Gotteshaus die innere Ausmalung und Renovierung der

Altäre, Kanzel und Orgel. Der von einem Neustädter Kaufmann im Jahre 1717 der Kirche geschenkte Kelch wird besonders in Ehren gehalten. Das älteste Inventar ist ein aus heidnischen Zeiten gut erhaltenes steinernes Becken, das in der ersten christlichen Periode als Taufstein benutzt wurde.

Im Jahre 1898 wandten sich die Gemeinden Eiglau und Rakau an das erzbischöfliche Amt in Olmütz mit der Bitte um Anstellung eines Geistlichen an der Nikolauskirche. Dieser Wunsch ging 1919 in Erfüllung. Eiglau und Rakau wurden zu einer Lokalie von Bauerwitz erhoben, nachdem der aus Eiglau stammende Pfarrer Pleschka derselben 60 Morgen Acker geschenkt hatte.

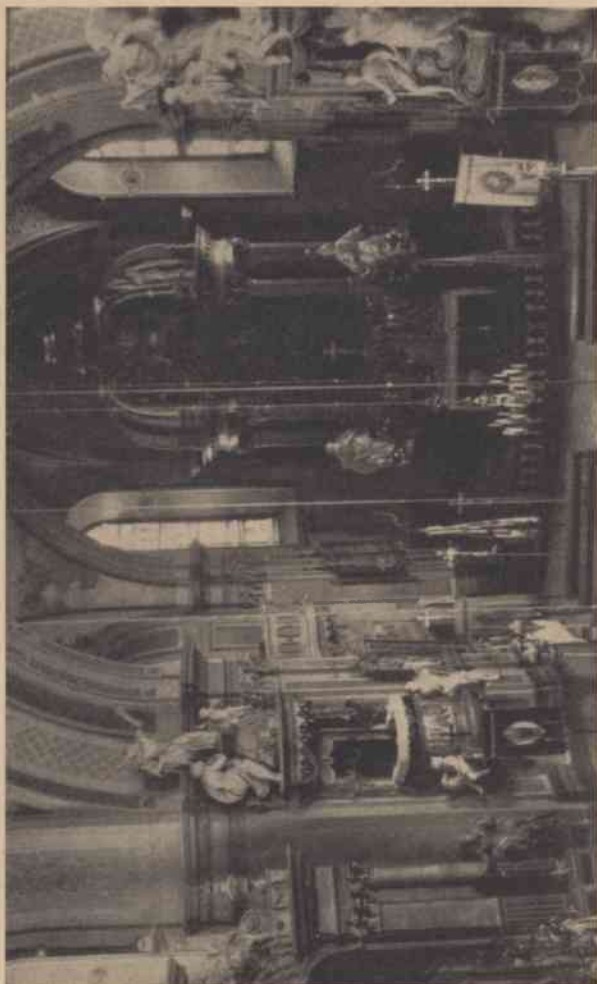
Rakau

Rakau hatte eine sehr alte Kapelle, die im Jahre 1904 wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Die Gemeinde erbaute 1905 eine größere gotische Kapelle im geschmackvollen Rohbau. Für die innere Ausstattung derselben sorgte hauptsächlich die mildtätige Gutsherrin Frau Landesälteste Latzel. In dieser der Mutter Gottes geweihten Kapelle, wird seit 1919 von Eiglau aus regelmäßig der Gottesdienst gehalten.

Dt. Neukirch

Die Gegend von Dt.-Neukirch-Bieskau ist schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen. Davon zeugen die vielen Werkzeuge aus der Steinzeit, die hier gefunden wurden. Außerordentlich reich sind auch die Funde an Scherben und Tongefäßen aus der frühgeschichtlichen Zeit, die beim Ackern auf den Feldern massenhaft ans Tageslicht gefördert werden. Der wichtigste Fund war wohl die Entdeckung und Ausgrabung eines Tonbrandofens, der bei den Arbeiten im Steinbruch vor ungefähr 20 Jahren zum Vorschein kam. Er hatte das Aussehen eines großen Kessels von ca. 2 Metern im Durchmesser. Fachleute bezeichnen ihn als ein Werk der Keltenzeit und setzten sein Alter mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt an. Die Funde an altrömischen Silbermünzen auf den Bieskauer Feldern gegen Knispel zu sind der Menge nach weitaus die bedeutsamsten von ganz Oberschlesien. Die Münzen stammen aus der Zeit von 100 bis 200 n. Chr. Sie werden als Beweis angesehen, daß die alte Bernsteinstraße der römischen Kaufleute von Wien zur Ostsee hier vorüberführte. Damals war der germanische Stamm der Wandalen in Schlesien wohnhaft. Im Zuge der Völkerwanderung verließen diese im Anfang des 5. Jahrhunderts ihre Wohnsitze und wanderten südwärts. In das verlassene Gebiet strömten slawische Stämme ein. In unserer Gegend wurde die Zinna die Grenze zwischen den Polen und den Mähren. Kirchlich gehörte darum unsere Gegend von der Christianisierung bis heute zum Bistum Olmütz. Gegen 900 nach Christi fand das Christentum Eingang in unserer Gegend, die aber nur sehr schwach bevölkert war. Das wurde anders als um 1200 ein großer Siedlerstrom aus Westdeutschland nach dem Osten einsetzte. So wurde kurz nach 1200 auch das Städtchen Neukirch als heutige Siedlung gegründet. Die erste Erwähnung von Dt.-Neukirch findet sich in einer lateinischen Urkunde aus dem Jahre 1234 und betrifft eine Patronatsstreitigkeit über das Besetzungsrecht der Pfarrei Dt.-Neu-

kirch. Die Frage wird beim Tode des ersten Pfarrers akut geworden sein. Es erhoben Anspruch auf diese Rechte die böhmischen Könige und das Kloster Oslawan in Mähren. Während die Urkunden aus diesem Jahrhundert alle lateinisch abgefaßt sind, erscheint doch die deutsche Bezeichnung Nieuwenkirchen zum erstenmal schon im Jahre 1226, lange bevor einmal die mährische Übersetzung des Wortes gebraucht wird. Auch ein Beweis dafür, daß der Ort von Anfang an eine deutsche Gründung war. In den folgenden Jahrhunderten war Dt.-Neukirch ein blühender Marktflecken. Im Jahre 1428 wurde es jedoch durch den Hussiteneinfall völlig zerstört. Nach der Reformation wurde der Ort um 1550 eine Zeitlang protestantisch. Nach dem damaligen Grundsatz „cujus regio — ejus religio“ bestimmte der Landesherr die Religion der Untertanen. In dieser Zeit ging die ansehnliche Widmut von drei Hufen der Kirchengemeinde verloren. Nach der Schlacht am Weißen Berge zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1620 setzte die Gegenreformation ein. Unter den katholischen Lichtensteiner Fürsten kehrten die meisten Orte zum alten Glauben wieder zurück. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Gegend viel zu leiden, da die Schweden unter Mansfeld wiederholt in der Nähe lagerten; so 1626 bis 1627 und 1642. Eine schreckliche Katastrophe war in der folgenden Zeit der große Brand im Jahre 1666, bei dem das ganze Städtel einschließlich Kirche, Pfarrhaus und Schule vernichtet wurde. Nur eine einzige Gärtnerstelle blieb übrig. Matrik und Urkunden am Ort reichen darum über diese Jahre nicht zurück. Der Ort war in der Folgezeit nur klein, weil viele Bewohner fortgezogen waren. Im Jahre 1585 kam die Gutsherrschaft von Dt.-Neukirch, zu der unter anderem auch Rosen, Wanowitz und Hohndorf gehörten, an die Grafen Würben. Der bedeutendste in der Reihe der Gutsherren ist der Graf Valerian Wenzel von Würben. Er baute 1688 als Grabstätte für die Schloßherrschaft die Begräbniskirche auf dem Friedhof. Es ist die nach seinem Namenspatron genannte St. Wenzelskirche. Diese Begräbniskapelle hat drei Altäre, eine Kanzel, Sakristei und gräfliche Gruft. Gottesdienst wurde darin nur an einem bestimmten Tage im Jahr gehalten. Das Gut Dt.-Neukirch wurde im Jahre 1788 aufgelöst, der Acker wurde parzelliert und von Ortsbewohnern erworben. Die Wenzelkirche, an der in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine gründliche Renovation vorgenommen wurde, ist in den letzten Kriegswochen zerstört worden. Unter dem bedeutenden Pfarrer Anton Proske wurde die jetzige Pfarrkirche im Jahre 1786 bis 1788 erbaut. Schon von außen gesehen ist es ein imposanter Bau; im Innern macht sie auf den Besucher einen überwältigenden Eindruck. Besonders durch die Säulengruppe am Hochaltar und die Skulpturen an der Kanzel und am Taufstein. Ausgemalt wurde sie erst vor 50 Jahren. Beinahe wäre die den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweihte Kirche dem verheerenden Brande im Jahre 1826 zum Opfer gefallen, zumal sie schon an fünf verschiedenen Stellen Feuer fing. Nur mit großer Mühe konnten die Flammen gelöscht werden, die damals Pfarrei, Schule und 140 Gebäude in Schutt und Asche legten. Erst die letzten Kriegswochen 1945 fügten ihr sehr schwere Schäden zu. Sie verlor den schmucken Barockturm und die Bedachung, während die Innenausstattung geschändet und zerstört wurde. Zur Pfarrei Dt.-Neukirch gehörte von jeher das angrenzende B i e s k a u.



Innere der Pfarrkirche St. Peter und Paul — Dornbirn

Das Gut Bieskau kam im Jahre 1377 in den Besitz des Jungfrauenklosters zum hl. Geist in Ratibor, dem auch Zauchwitz angehörte. Im Jahre 1793 wurde das Gut von den örtlichen Besitzern erworben und parzelliert. Durch die Gründung der Kolonie Neu-Bieskau in Verlängerung der Neukircher Bräuer-gasse nahm Bieskau beträchtlich an Ausdehnung und Einwohnerzahl zu. Im Jahre 1837 brannte der größte Teil des Ortes bis zum Gehöfte des Bauern Przybilla ab. Dieses Ereignis war der Anlaß, daß an diesem Gehöfte eine Figur des hl. Florian angebracht wurde und die Gemeinde von da an am 30. Juni den Gelöbnistag feierte. Außer Bieskau und Rosen waren früher 1791 Wanowitz und 1772 bis 1793 auch Hohndorf nach Dt.-Neukirch eingepfarrt. Während Bieskau niemals ein Gotteshaus hatte, steht in R o s e n die im Jahre 1850 zu Ehren Mariä Himmelfahrt erbaute Kapelle, in der auch in neuester Zeit Gottesdienst gehalten wurde.

Wanowitz

Der Bürger Gerboto in Leobschütz besaß ein größeres Grundstück in Wanowitz und erbaute daselbst 1292 mit Zustimmung der Äbtissin von Oslawan und des Pfarrers Bruno von Dt.-Neukirch zu Ehren der Jungfrau Maria eine Tochterkirche. Herzog Nikolaus von Troppau bestimmte 1294, daß die Kirche von Wanowitz mit der Widmut von einer Hufe Acker allzeit eine Filiale von Dt.-Neukirch bleiben sollte, dessen Pfarrer den Vikar ein- und absetzen konnte und zu besolden hatte. Zur Zeit der Reformation kam die Kirche zu Zauchwitz, dann wieder zu Dt.-Neukirch. 1791 wurde Wanowitz zu einem Pfarrort erhoben und Hohndorf als Lokalie dahin eingepfarrt. Als im Jahre 1800 das Gotteshaus vollständig niederbrannte, wurde in den Jahren 1806 bis 1807 ein neues, zu Ehren der Heiligen Simon und Judas erbaut. In den letzten Kriegswochen hat Wanowitz furchtbar gelitten.

Im März 1945 wurde die Kirche wie auch das ganze Dorf fast vollständig zerstört. Die kaum 100 evangelischen Bewohner in Wanowitz erbauten sich im Jahre 1892 ein kleines Gotteshaus, in dem ein Geistlicher aus Leobschütz alle 14 Tage Gottesdienst abhielt. Diese Kirche ist im Kriege nur beschädigt worden und wird jetzt von den katholischen Bewohnern zum Gottesdienst benutzt.



Wanowitz

Hohndorf

Das urkundlich im Jahre 1183 erwähnte Dorf Bohuchwalow erhielt den Namen nach seinem Gründer (Buh = Gott, chwala = Lob) gleich Gottlob. Zur Zeit der deutschen Besiedlung nannte man es wegen der hohen Lage des alten Dorfteiles mit der Kirche Hohndorf. Ein Holzkirchlein ist sicherlich von den Johannitern in Gröbnig errichtet worden, die den Ort von 1183 bis 1240 in Besitz hatten. Von 1240 bis 1538 gehörte er zum Zisterzienserkloster Tischnowitz in Böhmen und ging in den Reformationsjahren in weltlichen Besitz über, als sich sehr viele Einwohner zur neuen Lehre bekannten. Jedenfalls muß Hohndorf bis zur Einführung der lutherischen Lehre ein alter Pfarrort gewesen sein. Zur Zeit der Gegenreformation wurde die Hohndorfer Kirche zunächst eine Filialkirche von Zauchwitz, dann von Dt.-Neukirch und schließlich von Wanowitz bis 1783. In diesem Jahr erhielt die Gemeinde einen Lokalisten und 1890 einen selbständigen Pfarrer. Das heutige Gotteshaus verdankt die Gemeinde Hohndorf dem Gutsheerrn Kaspar Ritter von Strzela von Dielau, der im Jahre 1600 eine Wallfahrt zum Hl. Grabe nach Jerusalem machte und in der Grabeskirche den Ritterschlag erhielt. Als Zeichen seines lebendigen katholischen Glaubens baute er in seinem Dorfe Hohndorf in den Jahren 1601 bis 1602 die noch heute bestehende Kirche. Er wollte hierdurch denjenigen seiner Untertanen, die noch dem katholischen Glauben anhängen, Gelegenheit geben, nach ihrem Glauben leben und in demselben sich festigen zu können. Nicht nur für die damaligen Zeitverhältnisse, sondern auch für die späteren Zeiten war das Gotteshaus überaus prachtvoll ausgestattet. In einem Gedenkbuch über die kirchlichen Verhältnisse unserer Gegend nach dem Dreißigjährigen Kriege aus dem Jahre 1666 wird über die Hohndorfer



Hohndorf

Kirche berichtet: sie ist ein schöner, massiver Bau mit kunstvollem Gewölbe und prachtvollen Malereien. Der Hochaltar ist der Hl. Dreifaltigkeit geweiht. (Erst in späterer Zeit wird der hl. Evangelist Matthäus als Patron verehrt.) Die beiden Seitenaltäre sind den Hl. Dreikönigen und der Himmelfahrt der seligsten Jungfrau geweiht. Die Kirche besaß damals einen schönen geschnitzten und staffierten Taufstein, die jetzt noch vorhandene mit den Statuen der vier Evangelisten geschmückte Kanzel und eine ebenfalls mit Gold staffierte Orgel. Der Turm wird kunstvoll genannt. Das Geläute bestand aus einem wundervollen Dreiklang. Eine über dem Haupteingange eingemauerte Steintafel widmet dem frommen Stifter ein treues Gedenken. Dieser edle Gutsherr wurde 1603 auf dem Wege von Leobschütz nach Hohndorf unweit von Neudorf von seinem eigenen Diener und Schreiber ermordet und in der Gruft der Kirche beigesetzt. Auch für die innere Ausschmückung der Kirche, besonders der Altäre, sorgte der fromme, kunstsinnige Edelmann. Noch heute bewundert der gläubige Christ die kunstvoll geschnitzten Reliefbilder und Figuren auf den Klappaltären mit den Darstellungen der Hl. Dreifaltigkeit, der Einsetzung des letzten Abendmahles, der Krönung Mariens, der Anbetung der Hl. Dreikönige, der Kirchenlehrer und Evangelisten. Diese lebensvollen Bilder waren in den Zeiten der Kirchentrennung und sind auch heute eine Apologie des katholischen Glaubens. Kaspar Strzela suchte durch sein hochherziges Werk vor allem den noch treu am katholischen Glauben hängenden Untertanen eine feste Stütze durch das Gotteshaus zu gewähren und die abgeirrten, soweit es noch möglich war, wieder zum alten Glauben zurückzuführen. Ein neues Innen- und Außengewand erhielt das altehrwürdige Gotteshaus in den Jahren 1935 bis 1936 und prangt heute als Zierde der Gemeinde in der weiten Landschaft der Goldenen Ader. Im Laufe von 3¹/₂ Jahrhunderten hat diese Dorfkirche so manche



Hohndorf

schwere Stürme und Schäden überlebt. Im Jahre 1837 zündete ein Blitzstrahl und zerstörte das Kirchendach. Bei dem Brande 1854 ging wiederum der Dachstuhl der Kirche in Flammen auf. Im letzten Weltkriege erhielt der festgefügte Wehrturm einige Treffer, aber auf seiner felsenfesten Grundlage wankte er nicht.

Zauchwitz

Zauchwitz, ursprünglich Suchapsinna, d. h. trockene Zinna genannt, kam zur Zeit der deutschen Besiedlung im Jahre 1337 an das Jungfrauenkloster der Dominikanerinnen zu Ratibor, die hier die Pfarrei begründet hatten und das Pastorat übernahmen, welches sie bis zur staatlichen Aufhebung des Klosters im Jahre 1810 behielten. Trotz strenger Überwachung des alten Glaubens nahmen die Zauchwitzer die lutherische Lehre um das Jahr 1540 an und wurden 1590 Calvinisten. Im Jahre 1624 wurde nach vielen Mühen und trotz der Gegenbestrebungen der Häretiker in Zauchwitz wieder der erste katholische Gottesdienst gehalten, und auf Bitten des Jungfrauenklosters Kaspar Lauthenberger als Pfarrer eingeführt. Da er unter den Gegnern viel zu leiden hatte, zumal sie ihn wiederholt die Fenster einwarfen, verzichtete er freiwillig auf die Pfründe. Erst seinem zweiten Nachfolger Pfarrer Procop (1654 bis 1687) gelang es, die Zauchwitzer wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Nur vier Besitzer blieben der lutherischen Lehre treu und verließen schließlich den Ort. In den Jahren 1624 bis 1654 waren auch die wenigen Katholiken aller umliegenden Ortschaften nach Zauchwitz eingepfarrt. Das heutige Gotteshaus wurde wegen Baufälligkeit 1690 neu errichtet. Das alte war auch zu klein und hatte nur einen Altar. Die neue Kirche, im Rundbogenstil erbaut, wurde erst 1714 zu Ende geführt und dem hl. Jodokus geweiht. Die beiden Seitenaltäre wurden aus dem Nachlaß des Pfarrers Mosler 1816 der Mutter Gottes und der hl. Mutter Anna zu Ehren errichtet. Die Orgel stammte aus dem Jahre 1879. Die letzte Malerei erhielt sie im Jahre 1894. In diesem Jahr wurde auch das Kirchenpflaster erneuert und über der Sakristei ein Oratorium erbaut. Das Gotteshaus erlitt durch Brände wiederholt größere Schäden. 1728 zündete ein Blitzstrahl und äscherte das Kirchendach ein. Bei den großen Verheerungsbränden in den Jahren 1814 bis 1848 brannte der größte Teil des Dorfes mit der Kirche ab. Im letzten Kriege wurde das Gotteshaus bis auf die Umfassungsmauern vollständig vernichtet.

Tschirmkau

Das heutige etwa 550 Einwohner zählende Dorf Tschirmkau gehörte von 1340 bis 1810 dem Dominikanerinnenkloster zu Ratibor. Von altersher stand mitten im Dorfe die sogenannte Annakapelle, in der auch gestiftete Messen gelesen wurden. Der Ort gehörte vor der Reformation nach Dt.-Neukirch und kam zur Zeit der Gegenreformation zu Bauerwitz. Seit 1807 ist Tschirmkau nach Zauchwitz eingepfarrt. 1893 erbaute die Gemeinde die gotische Kirche, die zu Ehren Mariä Geburt geweiht wurde. Der Gottesdienst wurde anfangs nur an den Wochentagen, später auch regelmäßig an den Sonntagen von Zauchwitz abgehalten.

Bladen

Zu den ursprünglichen Großpfarreien gehörte die Kirchengemeinde Bladen mit einer ansehnlichen Pfarrwidmut. Sie umfaßte in den früheren Jahrhunderten die Dörfer Bladen, Poßnitz, Hennerwitz, Löwitz, Sauerwitz und Krug. 1801 wurden Poßnitz, 1802 Sauerwitz und 1845 Löwitz selbständige Pfarrorte. Hennerwitz kam als Filialkirche zu Poßnitz, während die Gemeinde Krug bis heute bei Bladen verblieb. Die heute mitten im Dorfe stehende, der Hl. Dreifaltigkeit geweihte Pfarrkirche, war in den Jahren der deutschen Kolonisation eine kleine Holzkirche. In diesen Jahren errichtete die Gemeinde einen gemauerten Turm, der jedoch wegen Schadhafigkeit 1817 abgetragen wurde und wieder neu gebaut werden mußte. In der 1772 angelegten Gruft ruhen die ehemaligen Pfarrer von Bladen. Die kleine, unansehnliche Kirche erhielt erst 1903 ihre heutige Gestalt unter dem opferwilligen Pfarrer Reske. Durch einen großen Erweiterungsbau und teilweisen Umbau hat das Gotteshaus die Form eines Kreuzes erhalten. In neuester Zeit erhielt das Innere der Kirche eine recht würdige Verschönerung. Im zweiten Weltkrieg tobten um Bladen schwere Kämpfe, die das Dorf zum Teil und die Pfarrkirche vollständig in Trümmer legten. Auch die Nikolauskirche wurde zerstört. Diese auf einer Anhöhe liegende, das weite Trojatal beherrschende Kirche, wurde wahrscheinlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf der von Leobschütz nach Troppau führenden Verkehrs- und Handelsstraße zu Ehren des hl. Nikolaus, des



Blick auf Bladen

Schutzheiligen der Kaufleute, aus Holz errichtet. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde sie von einem auf der mächtigen Burg herrschenden Ritter als Steinkirche ausgebaut und diente als Begräbnisstätte der Grafengeschlechter von Bladen. Mehrere eingemauerte Grabsteine mit Rittern in Hausracht und unterirdische Gräfte erinnern heute noch an alte, hier einst ansässige Adelsgeschlechter. Aber noch älter als die erwähnten Grabdenkmäler müssen die bis ins 19. Jahrhundert in der Nikolauskirche hängenden Ritterlanzen gewesen sein, welche die Ritter von Bladen ebenso gut in den Kreuzzügen wie bei den Ritterturnieren gebraucht haben können. Der Baustil der Nikolauskirche ist gotisch. 1840 wurde sie erweitert und gründlich instandgesetzt. An allen Hochfesten wurde in ihr von jeher

der Hauptgottesdienst gehalten und an den Wochentagen Begräbnismessen gelesen, die für die auf dem Nikolausfriedhof beerdigten Verstorbenen gestiftet wurden. Zur Pfarrgemeinde Bladen gehört noch die Kolonie J o s e f s t a l, die nur wenige Häuser zählt und die schon erwähnte Gemeinde K r u g. Diese Gemeinde hat nur eine kleine Kapelle, aber eine eigene Schule. Das Rittergut Krug erwarb im Jahre 1916 der Fürsterzbischöfliche Kommissarius Joseph Martin Nathan für seine Anstalten. Hier wurde ein großes Haus für arbeitsfähige Geisteskranke errichtet. Das Gut umfaßt 713 Morgen Ackerland. Es lieferte nicht nur einen Teil der von den Anstalten benötigten Lebensmittel, sondern diente auch zur Erprobung des sogenannten Arbeitsheilverfahrens, auf das in der modernen Irrenpflege großes Gewicht gelegt wird.

Poßnitz

Urkundlich war Poßnitz im 14. Jahrhundert Besitztum des Prämonstratenser-klosters Hradisch, das auch das Patronatsrecht über die erste Kirche besaß. Priester dieses Ordens versahen hier von 1336 bis zur Zeit der Reformation die Seelsorge. Zu Beginn der Gegenreformation wurde das alte Kirchlein geschlossen und das Dorf von 1622 bis 1660 zu Jägerndorf und von 1660 bis 1810 zu Bladen eingepfarrt. 1671 wurde ein neues Gotteshaus errichtet, und 1678 wieder ein Seelsorger angestellt, der als Lokalist unter dem Pfarrer von Bladen stand. Im Jahre 1801 wurde die Kirche zur Pfarrkirche erhoben und der neuen Pfarrei die Filialkirche in Hennerwitz zugewiesen. Die dem hl. Laurentius geweihte Kirche brannte 1777 gänzlich nieder und wurde in den nächsten Jahren neu aufgebaut. Die innere Ausstattung des Gotteshauses übernahm die damalige Gutsherrschaft. So manche Adelsgeschlechter, die die Kirche mit reichlichen Foundationen versahen, sind in den Grüften unter der Kirche beigesetzt. Zu dem geplanten Neubau der beengten Kirche, zu dem Dechant Honika 30 000 Mark spendete, ist es infolge des ersten Weltkrieges und der einsetzenden Inflation nicht gekommen. Dem zweiten Weltkrieg ist dieses alte Gotteshaus zum Opfer gefallen, wie auch das Dorf sehr schwer zerstört wurde.



Poßnitz

Hennerwitz

Hennerwitz hatte von altersher ein kleines Steinkirchlein, das bis 1801 zu Bladen gehörte und dann mit der neuen Pfarrei Poßnitz vereint wurde. Das heutige für die geringe Einwohnerzahl genügende recht schicke Gotteshaus entstand 1857 an der Stelle des alten Steinkirchleins. Die Baukosten bestritt die Gutsherrschaft, während die Gemeinde Hand- und Spanndienste leistete. Das Altarbild aus dem Jahre 1819 stellt die Himmelfahrt Christi dar, der Seitenaltar ist der hl. Mutter Gottes geweiht. Gottesdienst wird hier regelmäßig an den Sonn- und Festtagen gehalten, wie auch bisweilen in der Woche. In früheren Zeiten hatte die Gutsherrschaft einen eigenen Schloßkaplan.

Löwitz

Das Dorf Löwitz gehörte dem Prämonstratenserkloster Obrowitz bei Brünn, dessen Stifter Leo von Klobuk ohne Zweifel auch der Gründer des Ortes gewesen ist. Schon 1234 war Löwitz mit deutschen Siedlern besetzt, die von allen Steuern und Diensten befreit waren. Daß hier eine Kirche vorhanden war, bestätigt eine alte Turmglocke mit der Jahreszahl 1351. Von den früheren Seelsorgern ist nur ein Pfarrer mit dem Namen Jakob bekannt. Während sich die Kirche von 1540 bis 1656 in evangelischen Händen befand, erhielt sie den damals üblichen Titel zur Hl. Dreifaltigkeit. Als die Bewohner katholisch wurden, bekam das Gotteshaus den ursprünglichen Titel zur hl. Magdalena zurück und wurde bis 1690 Filialkirche von Jägerndorf. Von 1690 bis 1845 war Löwitz nach Bladen eingepfarrt. Im Jahre 1814 wurde ein Kuratus, und 1845 ein Pfarrer angestellt. Das unansehnliche Kirchlein erhielt im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Erweiterungen. 1811 wurde ein neuer Turm erbaut, 1834 erfolgte der Ausbau des Presbyteriums, der Sakristei und des Oratoriums. Außer dem Hochaltar besitzt die Kirche noch zwei Seitenaltäre, die mit der Kanzel und der Orgel im Jahre 1885 neu errichtet wurden. 1908 wurde das Gotteshaus einer umfassenden Ausbesserung unterzogen und die Decke mit Gemälden versehen. Im zweiten Weltkriege hatte das Gotteshaus viele Zerstörungen erfahren müssen.

Sauerwitz

Sauerwitz, am Fuße des Huhlberges im oberen Trojatal gelegen, ist eine uralte Siedlungsstätte, wie mehrere Urnenfunde bestätigen. Schon in der slawischen Periode bestand hier ein Rittergut mit einem Schloß, in dessen Umgebung mährische Landarbeiter in primitiven Hütten wohnten. Als sich im Laufe des 13. Jahrhunderts zahlreiche deutsche Kolonisten niederließen und die anmutige weitausgedehnte Trojalandschaft kultivierten, entstand die aufblühende Gemeinde Sauerwitz. Im Jahre 1377 wird der Ort Zubrič genannt. Über die erste, wahrscheinliche Holzkirche, wird uns in der Chronik nichts berichtet. Es ist auch ungewiß, wann das heutige, im Barockstil errichtete Gotteshaus gebaut wurde. Jedenfalls hat diese Kirche wohl schon die Reformation erlebt, da ein Bericht aus dem Jahre 1586

besagt, daß sie in einem besseren Bauzustand versetzt wurde. Auch die vielen, in Stein gehauenen Grabdenkmäler vergangener Adelsgeschlechter weisen auf ein hohes Alter hin. Vom Jahre 1414 an war das Gut in den Händen der Ritterfamilie Rzuchow, deren Mitglieder in der Gruft der Kirche beigesetzt wurden. Als im Jahre 1927 neue Fliesen in der Kirche gelegt wurden, wurde der Fußboden vor dem Hochaltar freigelegt. Dabei stieß man auf eine schmale Gruft, in der nur zwei Särge von Erwachsenen und ein Kindersarg standen. Auf den massiven Tafeln am Kopfbende standen die Namen der Grafen von Smeskal und Domanowitz. Zur Zeit



Sauerwitz — Dorfansicht

der Gegenreformation wurde Sauerwitz nach Bladen eingepfarrt. Erst im Jahre 1802 erhielt die Gemeinde wieder einen eigenen Geistlichen in der Person des früheren Schloßkaplans Gilge.

1840 wurde Sauerwitz ein selbständiger Pfarrort. Da die Kirche für die wachsende Seelenzahl allmählich zu klein wurde, sollte sie im Jahre 1896 nach vorn erweitert werden. Man entschied sich jedoch für den seitlichen Anbau einer neuen Sakristei mit darüber befindlichen Oratorium. Die alte Sakristei, über der sich ebenfalls ein Oratorium befindet, wurde dem Kirchenraum angepaßt und für die Gläubigen freigegeben. Im Jahre 1897 erhielt die Kirche eine neue Orgel, die von der Firma Schlag und Söhne geliefert wurde. 1901 wurde die Kirche von Klink aus Babitz ausgemalt. 1902 erlebte die Gemeinde den Besuch des Fürsterzbischofs Dr. Kohn aus Olmütz, der die hl. Firmung spendete und die Pfarrgemeinde visitierte. 1907 wurde der alte Hochaltar durch einen neuen ersetzt, den Bildhauer Ondrusch aus Leobschütz herstellte. Die Kirche ist den Apostelfürsten Petrus und Paulus ge-

weiht. Die beiden Seitenaltäre wurden der Mutter Gottes und dem hl. Johannes von Nepomuk errichtet. Im Jahre 1919 wurde von Pfarrer Proske das neue Pfarrhaus gebaut. 1927 erhielt die Kirche einen neuen Anstrich. Am 25. Mai 1929 wurde die Gemeinde von einem schweren Hochwasser heimgesucht. Eine ganze Anzahl Häuser wurden eingerissen, viel Vieh ertrank, auch zwei Menschenleben waren zu beklagen. Daraufhin wurde dann die Troja reguliert. Im Jahre 1937 wurde die Kirche vollständig renoviert. Dabei erhielt der Turm ein neues Gerüst und statt der Schindeln ein Schieferdach. Leider wurde in den letzten Kriegstagen der Turm abgeschossen und das Dach fast vollständig zerstört. Da aber das Innere erhalten geblieben war, ging die Gemeinde bald nach der Rückkehr daran, die Kirche wieder aufzubauen. Unter großen Opfern gelang es, das Dach wieder herzustellen und den Turm aufzumauern. Statt der früheren Zwiebelform erhielt er eine einfache, aber geschmackvolle Spitze. Schon Anfang November 1945 konnte das alte Turmkreuz mit einem neuen Turmknopf wieder aufgesetzt werden. Leider konnte sich die Gemeinde der neuen Kirche nicht mehr lange freuen. Im Juli 1946 wurde sie ausgesiedelt.

Von besonderer Bedeutung waren für die Gemeinde immer zwei Festtage: Das Skapulierfest und der Gelöbnistag. Das Skapulierfest wurde am Sonntag nach dem Feste U. L. Frau v. Berge Karmel am 16. Juli unter großer Beteiligung der Gläubigen aus der ganzen Umgebung mit Levitenhochamt feierlich begangen. Dabei erfolgte die Aufnahme in die Skapulierbruderschaft, die von Rom laut alter Urkunde besonders privilegiert war.

Als Gelöbnistag wurde der 10. Dezember gefeiert. Das war der Tag, an dem sich im Jahre 1810 die Gemeinde von den drückenden Lasten der Gutsherrschaft losgekauft hatte. Die Freude über die errungene Freiheit war so groß, daß die Gemeinde diesen Tag als Gelöbnistag für alle Zeiten festsetzte. Möge es uns noch einmal vergönnt sein, in Freiheit über die Äcker unserer Heimat zu schreiten, die unsere Vorfahren unter so großem Schweiß erworben haben.



Sauerwitz — Kirche mit Pfarrhaus

O Täler weit, o Höhen

O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtiger Aufenthalt!

Da draußen stets betrogen,
Saust die geschäftige Welt,
Schlag noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Bald werd ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;

Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernstes Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die Gemeinden der Gebirgsecke

Troplowitz

Zu den ältesten Parochien des Kreises gehört das in der westlichen Gebirgsecke gelegene Troplowitz. In alten Kirchenbüchern wird es „das uralte Bergstädtchen“ genannt. Idyllisch an der Goldoppa gelegen, wird es von einem Kranz von Bergen umrahmt, deren Hintergrund das gewaltige Massiv des Altvaters bildet. Deutsche Siedler haben die reizende Oppalandschaft kultiviert und die Gemeinde mit großer Widmut zu einem bedeutenden Kirchspiel begründet. Dieses umfaßte schon immer die Orte Städtel und Dorf Troplowitz, Geppersdorf, Schönwiese, Komeise, Bratsch, Saliswalde, Peterwitz, Raden, Pilgersdorf, Burgstädtel und Mocker. Schönwiese und Raden haben Filialkirchen, während die früheren Lokalien Bratsch, Pilgersdorf und Komeise zu Pfarrorten und Peterwitz zur Lokalie erhoben wurden. Die der Hl. Dreifaltigkeit geweihte Pfarrkirche ist ohne Zweifel eine der schönsten und größten Landkirchen im Leobschützer Kreise. Sie wurde von dem kunstsinnigen Grafen Karl Julius von Sedlnitzky auf Schloß Geppersdorf an der Stelle des alten, der hl. Elisabeth geweihten Gotteshauses in den Jahren 1701–1706 erbaut. Die Errichtung der im Bau vorgesehenen Türme sollten einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, ist aber aus Mangel an den dazu notwendigen Mitteln unterblieben. 1760

erhielt die Kirche den heutigen Notturm, dem im Jahre 1829 die kegelförmige Spitze aufgesetzt wurde. Das mächtige Tonnengewölbe zieren noch Fresken, welche aus dem Jahre 1733 stammen, die Deckengemälde stellen in sinnvoller Weise das Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit dar. Da die kostbare Malerei durch mehrmalige Brände im Dachstuhl wie auch durch die Feuchtigkeit sehr schadhaft geworden war, wurde sie in jüngster Zeit unter Dechant Schneeweiß mit großem Kostenaufwand durch das Kultusministerium erneuert. Über die herrliche Malerei und die wertvolle Inneneinrichtung des Gotteshauses wird an anderer Stelle unter „Schöne Heimatkirchen“ eingehend berichtet. In der Gruft unter dem Hochaltare, die schon in der alten Kirche bestand, ruhen die sterblichen Überreste der einst mächtigen Kirchenpatrone, der Grafen von Haugwitz und Sedlnitzky mit ihren Angehörigen und Verwandten, sowie mit den adeligen Rittergutsbesitzern der eingepfarrten Ortschaften. Eine zweite Gruft unter der Rosenkranzkapelle war früher die Ruhestätte der Seelsorger von Troplowitz. Die Gemeinde zählte in Friedenszeiten etwa 1 280 Einwohner. In der großen Mehrzahl waren es kleine und mittlere Bauern, im Städtel überwiegend Arbeiter, Handwerker und Weber.

Schönwiese

Das Dorf Schönwiese wird im Jahre 1330 unter dem Namen Kobyle erwähnt, nach dem Namen des mährischen Edelmannes Kobylka von und zu Kobyli, dessen Grabstein in Rittertracht in der Vorhalle der Schönwieser Kirche eingebaut ist. 1578 wird der Ort zum ersten Male Schönwiese genannt, jedenfalls nach den „schönen Wiesen“ im anmutigen Oppatale. Urkundlich war Schönwiese ehemals ein selbständiger Pfarrort. 1599 bestand hier ein schlechtes Pfarrhaus mit kleiner Widmut. Der Acker war jedoch unbebaut. Der Geistliche der damals evangelischen Gemeinde bezog Tischgroschen von Schönwiese und Peterwitz. Die beiden Orte standen unter derselben Gutsherrschaft und bildeten daher eine Pfarrgemeinde. Als die Bewohner um das Jahr 1660 wieder katholisch wurden, kam Schönwiese als Filialort nach Troplowitz. Das auf einer Anhöhe liegende Gotteshaus wurde allmählich baufällig und daher 1692 ganz neu errichtet. Der Kirchturm wurde erst 1701 gebaut, 1769 ausgebessert und 1819 neu gedeckt. Den Hochaltar ziert das Bild der hl. Magdalena, der Patronin des Kirchleins. Im Jahre 1769 wurde das Gotteshaus durch einen Anbau vergrößert. In der Gruft sind auch zwei ehemalige Besitzer von Peterwitz, die Freiherrn von Skrbensky beigesetzt. Um das äußere Bild des Kirchleins zu verschönern, wurden an den Seitenwänden Strebepfeiler aufgebaut. Eine gemauerte Steintreppe führt zum Eingang der Kirche und des Friedhofs.

Komeise

Komeise war bis nach Beendigung der schlesischen Kriege eine Filialkirche von Jägerndorf. Über die Entstehung dieses Gotteshauses berichten keine Urkunden. Nur aus der im Presbyterium angebrachten Jahreszahl 1575 kann man schließen, daß in dieser Zeit, als die Bewohner evangelisch waren, die Erbauung erfolgt sein

könnte. Als die Einwohnerschaft 1632 wieder zum katholischen Glauben übertrat, kam die Kirche in katholische Hände. Wie berichtet wird, erfuhr sie 1644 und 1819 eine gründliche Renovierung. Die Kirchenwidmut wurde 1666 verkauft. Die Zinsen der Kaufsumme bezog bis 1780 der Pfarrer von Jägerndorf und von da ab der Pfarrer von Tropowitz, wohin Komeise damals eingepfarrt wurde. 1805 erhielt die Gemeinde einen Lokalisten und wurde nach dem ersten Weltkriege selbständiger Pfarrort. So mag die heutige Kirche in Komeise eine der ältesten Kirchen im Kreise Leobschütz sein.



Komeise

Raden

Dieser Ort wurde erst um das Jahr 1690 in der Mitte eines zur Herrschaft Geppersdorf gehörenden großen Waldes gegründet und bestand anfangs nur aus dem Gutshofe und 13 kleinen Stellen, deren Inhaber herrschaftliche Arbeiter waren. 1826 erwarben die Bewohner die Dominalgrundstücke, und 1852 kauften sie auch den Wald. Die ursprüngliche Holzkapelle wurde 1742 von der Gemeinde zu einem der hl. Mutter Anna geweihten Kirchlein erweitert, in welchem allwöchentlich einmal von Tropowitz aus der Gottesdienst gehalten wurde. Im Jahre 1927 erhielt das Gotteshaus ein neues, schmuckes Gewand.

Mocker

Über die Errichtung der ersten Kirche in Mocker wird nichts erwähnt. Die ersten Nachrichten aus der Reformationszeit berichten, daß hier 1614 ein katholisches Kirchlein gestanden hat. Da es baufällig war, erbaute der damalige Gutsherr von



Raden

Skrbensky 1738 die Johannes Nepomuk Kirche. Nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. erbauten sich die evangelischen Christen ein Kirchlein, in dem der Pastor aus Neustadt jeden dritten Sonntag Gottesdienst abhielt. Als dieses mit dem katholischen Gotteshaus im Jahre 1822 zu gleicher Zeit durch Feuer zerstört worden war, kam es 1826 bis 1829 zur Erbauung der heutigen Simultankirche. Für die wenigen ortsansässigen Katholiken hielt der Seelsorger von Bratsch jährlich nur an einigen Tagen Gottesdienst ab. Die evangelischen Bewohner wurden seit 1831 von Leobschütz betreut und erhielten 1853 einen Vikar. 1855 wurde Mocker zur evangelischen Pfarrei erhoben.

Pilgersdorf

Etwas abseits vom Verkehr, aber herrlich in der Gebirgsecke gelegen, bildete Pilgersdorf mit dem gleichnamigen Orte auf der österreichischen Seite bis zu den Schlesischen Kriegen eine einzige Gemeinde. Nach dem Siege Friedrich II. über Maria Theresia, der Kaiserin von Österreich, fiel Schlesien an Preußen. Durch die neue Grenzziehung wurde auch Pilgersdorf, wie fast alle Orte des Oppatales in zwei Teile geteilt. Das Flübchen Grosse bildete hier die Grenze. Bis in die neueste Zeit wirkte sich das so aus, daß viele Besitzer von drüben Acker im „Preußischen“ hatten, während umgekehrt mancher Bauer aus dem preußischen Teil hinüber fahren mußte, um seine Äcker zu bestellen. Bis 1170 war Pilgersdorf zu Roßwald eingepfarrt. Dann wurde es der Pfarrei Troplowitz zugeteilt. In den Jahren 1805 bis 1810 erbaute der Gutsherr Josef von Blumenkron unter opferwilliger Mithilfe der Bewohner eine dem hl. Josef geweihte Kirche. Den Bemühungen Blumenkrons war es zu danken, daß schon 1805 ein Lokalkaplan in Pilgersdorf angestellt wurde, der bis zur Beendigung des Kirchenbaues in der Schloßkapelle den Gottesdienst abhielt. Seit 1919 ist Pilgersdorf ein selbständiger Pfarrort, zu dem auch die nahegelegene Kolonie Burgstädtel gehört.



Pilgersdorf in der Gebirgsecke

Bratsch

Der am Südhang des Huhlberges von den damaligen deutschen Siedlern angelegte Ort Bratsch (früher Bratschau) gehörte urkundlich mit dem Gute dem von der Königin Kunigunde in Leobschütz gegründeten Johanneshospital von 1280 bis 1445. In dieser Periode stand in dem noch schwach besiedelten Dorfe eine hölzerne Kapelle, die mit allen Häusern im Jahre 1450 dem großen Brande zum Opfer fiel. Bei dem Wiederaufbau des Dorfes wurde in dessen Mitte ein steinernes Kirchlein, aber noch mit hölzernem Turm errichtet. Im Jahre 1778 wurde das Kirchlein abermals durch Feuer zerstört. Bei dem Neuaufbau 1779 erhielt es eine gewölbte Decke und auch einen gemauerten Turm. Als sich durch die Aufteilung der Bratscher Dominialgrundstücke die Seelenzahl mehr als verdoppelt hatte, erwies sich das Kirchlein bald als zu klein. Daher erfolgte im Jahre 1863 der schon lange geplante Erweiterungsbau. Das Presbyterium wurde hinausgerückt und das Kirchlein erhielt zwei Seitenflügel. Die seit jener Zeit wiederholt notwendig gewordenen Ausbesserungsarbeiten haben an dem äußeren Bild der Kirche nichts geändert. Im Jahre 1777 erfolgte mit Genehmigung des Patronatsherrn, des Grafen von Sedlnitzky die Errichtung einer Lokalie und im Jahre 1919 wurde Bratsch zur Pfarrei erhoben. Die Seelsorge war für die Geistlichen recht beschwerlich, zumal außer Bratsch auch die Katholiken von Saliswalde, Türmitz, Peterwitz und Mocker betreut werden mußten.

Türmitz

Dieses Dorf war bis nach den Schlesischen Kriegen zu Jägerndorf eingepfarrt. Bei der Regelung der kirchlichen Verhältnisse an der preußisch-österreichischen Grenze im Jahre 1780 kam Türmitz zur Lokalie Bratsch. 1903 legten die Bewohner einen Friedhof an und erbauten sich aus eigenen Mitteln eine kleine Kapelle, in der aber kein Gottesdienst gehalten wurde.



Blick zum Huhlberg

Peterwitz

Der Ort Peterwitz wird urkundlich 1267 als deutsche Siedlungsstätte erwähnt. In den vergangenen Jahrhunderten hatten hier angesehene Adelsgeschlechter eine große Herrschaft mit einem ansehnlichen Schloß. Im Jahre 1822 wurde das Gut von der Gemeinde käuflich erworben. In der schmucken Schloßkapelle wurden früher an bestimmten Tagen Stiftungsmessen und Ämter gehalten. Seit 1903 hielt der Geistliche von Bratsch regelmäßig Sonntagsgottesdienst mit einer Wochentagsmesse ab.

Nach dem ersten Weltkriege bemühte sich die Gemeinde um die Anstellung eines Geistlichen. Sie wurde dabei von Pfarrer Viola in Bratsch wohlwollend unterstützt. Nach dem Bau eines Pfarrhauses konnte Peterwitz im Jahre 1926 zur Lokalie mit einem selbständigen Geistlichen erhoben werden. Da die Schloßkapelle jedoch zu klein war, entschloß sich die opferwillige Gemeinde zum Bau einer neuen Kirche. Das geräumige, moderne Gotteshaus konnte 1931 eingeweiht werden. Leider ist dieses schöne Gotteshaus in den letzten Kriegswochen fast vollständig zerstört worden.

Die Gotteshäuser des Kirchspiels Branitz

Branitz

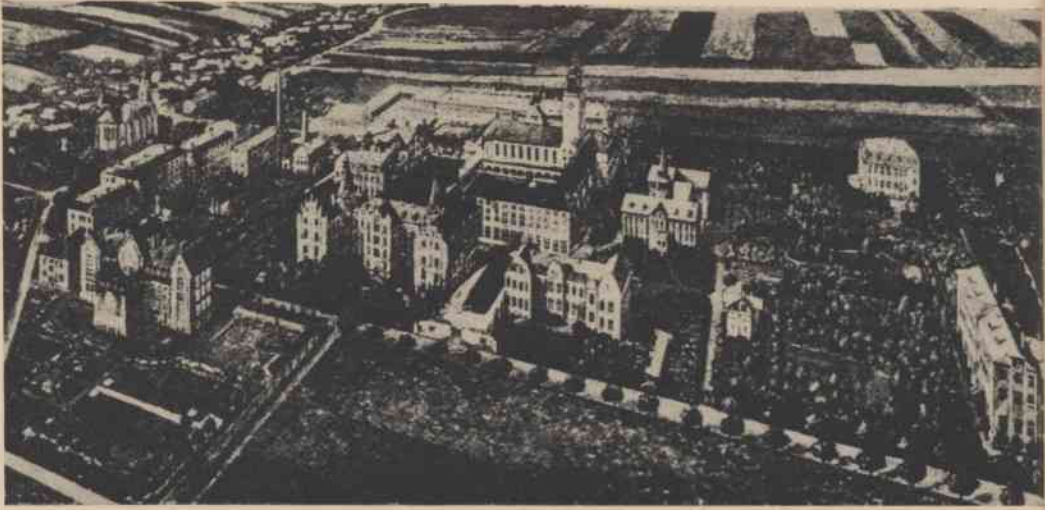
Branitz am linken Ufer der Oppa ist eine sehr alte Pfarrei. Urkundlich stand hier 1224 eine mit zwei Hufen und zwei Tabernen reich dotierte Kirche unter dem Patronat der ältesten Adelsfamilien Mährens, der Ritter von Bennisch und der von Krawarze, die damals das Troppauer Land beherrschten. 1289 übertrug Bennisch von Branitz das Patronatsrecht über die Kirche dem Prämonstratenserstift in Hradisch, bei dem es bis zur Reformationszeit verblieb. Über zwei Jahrhunderte waren Priester des Prämonstratenserordens Seelsorger von Branitz. Das Stift scheint zu Beginn der Reformation um 1500 seine Rechte über die Kirche verloren zu haben, denn 1524 versah hier die Seelsorge der Weltpriester Michael. Er dürfte der letzte katholische Pfarrer vor der Einführung der lutherischen Lehre gewesen sein. Die Kirche war von 1540 bis 1650 in protestantischen Händen und hat damals den größten Teil der Widmut verloren. Nach der Gegenreformation 1660 wurde Branitz mit den dazugehörigen Dörfern Waissak und Boblowitz nach Neplachowitz eingepfarrt. 1738 wurde hier ein Lokalist unter dem Pfarrer von Neplachowitz angestellt und nach Regelung der kirchlichen Grenzverhältnisse 1780 eine Pfarrei errichtet. Die alte, der Himmelfahrt Mariä geweihte Kirche wurde an der Stelle eines kleinen Kirchleins im Jahre 1792 erbaut. Dieses Gotteshaus erhielt durch zwei große Erweiterungs- und Umbauten seine heutige Gestalt. 1888 wurde es durch Anbau eines geräumigen Presbyteriums und eines Querschiffes erweitert, während der damals stehengebliebene Teil mit dem Turm nach dem ersten Weltkriege unter Generalvikar Josef Martin Nathan dem bereits erfolgten gotischen Ausbau in harmonischer Weise angepaßt wurde. So ist dieses neuerstandene Gotteshaus mit dem majestätischen Turm eine Zierde des Dorfes wie auch des anmutigen Landschaftsbildes im Oppatale.

Die Anstaltsbasilika in Branitz

Inmitten der riesigen Anstaltsgebäude schuf der große Caritasapostel Prälat Josef Martin Nathan in den Jahren 1930 bis 1933 die herrliche Basilika, die mit Recht zu den schönsten Kirchen Deutschlands gehört. Sie ist der hl. Familie geweiht, deren Bild in Überlebensgröße, aus unzähligen bunten Mosaiksteinchen kunstvoll zusammengefügt, recht lebensvoll zum Ausdruck kommt. Die Kirche ist bei den Kämpfen um die Anstaltsgebäude unversehrt erhalten geblieben.

Die evangelistische Kirche in Branitz

Die evangelischen Einwohner waren früher zu dem fast drei Meilen entfernten Rösnitz eingepfarrt. Von 1862 bis 1877 wirkten am Orte Vikare als Seelsorger und Lehrer zugleich. Der Gottesdienst wurde in der Schule gehalten. 1872 erbauten sich die evangelischen Christen ein eigenes Kirchlein, das 1913 durch



Branitz — Heil- und Pflegeanstalt

einen Anbau vergrößert wurde. Der erste Pastor wurde 1890 angestellt. Zu dieser Kirchengemeinde gehören auch die in den umliegenden Dörfern vereinzelt wohnenden Protestanten.

Die Sillialkirchen von Branitz

Der Gründer der weit bekannten Heil- und Pflegeanstalt in Branitz, Pfarrer und Dechant, Generalvikar und Bischof Josef Martin Nathan war der größte Baumeister und Bauherr während seiner 53jährigen Seelsorgetätigkeit in seinem Pfarrbezirk. Außer den im Laufe von Jahrzehnten entstandenen großartigen Anstaltsgebäuden, erbaute er fünf Kirchen und drei geräumige Kapellen.

Waissak

Aus zahlreichen Urnenfunden und alten Feuerherdstellen in der Lehmgrube an dem Wege nach Kreuzendorf (Kreuzendorf zwischen Jägerndorf-Troppau) geht hervor, daß Waissak eine uralte Siedlungsstätte ist. Auch historische Sachenfunde aus dem Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege wurden in der Sandgrube gefunden. Die Geschieke dieses Ortes sind eng verbunden mit der Gutsgeschichte. Eigentümer dieses Gutes war bis zuletzt Freiherr von Eickstedt (Herr auf Silberkopf). Zwei riesige Gesindehäuser erinnern heute noch an die große Rolle, die das Gut im Leben der Dorfbewohner spielte. Noch heute besaß dieses Gut 1000 Morgen. Die Chronik nennt ursprünglich drei freie Bauern. Erst die Steinsche Bodenreform im Jahre 1813 brachte eine Wende und schuf eigene Bauernstellen. Jedoch weist Waissak nur wenige Bauernhöfe auf, in der Größe von 60 Morgen: Alle übrigen sind nur kleine Siedlerstellen geblieben, die sich Gärtner oder Landwirt nannten, von

20 Morgen und abwärts, so daß die Inhaber nebenher noch ein Handwerk als Nebenverdienst betreiben mußten. Eine Aufteilung des Gutes von Kreuzendorf und Teillandabgabe des Gutes von Waissak schufen neue Siedlerstellen. Zuerst unterstand Waissak der Parochie Neplachowitz, später Branitz. Im 18. Jahrhundert suchte die Gemeinde eine große Cholera-Epidemie heim. Man beklagte über 120 Todesopfer. Damals machte die Gemeinde feierlich dem hl. Franziskus ein Gelöbniß und verpflichtete die späteren Geschlechter dazu. Dieser Gelöbnistag wurde alljährlich am 4. Oktober, dem Feste des hl. Franziskus, von der ganzen Gemeinde mit aller Feierlichkeit bis zu dem Jahre der Vertreibung gehalten.

Das heutige Gotteshaus wurde im Jahre 1896 von dem damaligen jungen Kaplan Joseph Martin Nathan erbaut und dem Hl. Herzen Jesu geweiht. 1924 wurde Waissak zur selbständigen Seelsorgestelle erhoben. In Pfarrer Julius Bartke erhielt Waissak den ersten Seelsorger. Der letzte Pfarrer Eugen Melzer starb am 9. Februar 1946 kurz vor der Ausweisung an Typhus.

Michelsdorf

Der Ort Michelsdorf wurde im Jahre 1800 von dem Besitzer des Dominiums Michael von Hangwitz angelegt und nach dessen Vornamen benannt. An der Stelle des alten Glockenhauses erbauten die Bewohner im Jahre 1842 eine Kapelle im gotischen Stil mit einem Glockentürmchen. Ein größeres Kapital vermachte eine Wohltäterin der Gemeinde unter der Bedingung, daß hier zu Ehren des hl. Josef ein Begräbniskirchlein erbaut und ein Friedhof angelegt werden solle. Dieser Plan wurde 1903 ausgeführt dank der verdienstvollen Unterstützung des Pfarrers Nathan und der opferwilligen Spenden seitens der kleinen Gemeinde. Michelsdorf wurde Filialort von Branitz mit sonntäglichem Gottesdienst.

Boblowitz

Das Dorf Boblowitz mit seinem Rittergute gehörten kirchlich von jeher zu Branitz. Am Orte stand eine dem hl. Johannes von Nepomuk geweihte Kapelle mit einer Glocke, die bis 1872 Eigentum der Herrschaft war. Die Gemeinde kaufte sie ab und ließ sie gründlich renovieren. Heute besitzt die Gemeinde ein schmuckes Gotteshaus, das der hl. Hedwig geweiht ist, das mit großen Opfern im Jahre 1915 dank der Unterstützung des Pfarrers Nathan erbaut wurde. Durch einen Geistlichen aus Branitz wird hier alle Sonntage und bisweilen auch an den Werktagen Gottesdienst gehalten.

Die ehemalige Großpfarre Nassiedel

Nassiedel gehörte bis in unsere Zeit zu einem der größten Kirchspiele des Kreises Leobschütz. Die weit ausgedehnte Pfarrei mit der Widmut von 55 Hektar umfaßte früher 13 Orte: Nassiedel, Krastillau, Hochkretscham, Kaldaun, Osterwitz, Annahof, Hratschein, Jakubowitz, Leimerwitz, Klemstein, Auchwitz, Turkau und Liptin. Daher wirkten früher in Nassiedel neben dem Pfarrer drei Kapläne. Über die Entstehung des ersten Gotteshauses berichtet die Chronik nichts. Jedenfalls hat hier

schon unmittelbar nach der Einführung des Christentums durch den Apostelschüler Ozlaw nach 900 ein Holzkirchlein gestanden. Zum ersten Male wird der geschichtliche Name Nasile als mächtiger Burgort mit der Kirche 1253 erwähnt. Die eine Glocke trug noch im vergangenen Jahrhundert die Jahreszahl 1260. Das



Nassiedel — Kirche

Patronatsrecht übertrugen die Besitzer der Burg, die Brüder Zwircho, Domherren von Olmütz, 1335 dem Prämonstratenserstift Hradisch, bei dem es bis zur Reformation blieb. In den Jahren der Gegenreformation ging dasselbe auf die adeligen Grundbesitzer über. Als Besitzer der Burg werden folgende Adelsgeschlechter

genannt: 1259 Zwircho, 1290 dessen Sohn Marquard, 1360 Bavor von Zdynkow, 1460 Birka, 1500 bis 1650 die Grafen von Würben, 1683 v. Seldnitzky und 1832 Oppersdorf. Das Rittergut Nassiedel mit den Vorwerken Nassiedel, Neuhof Krastillau und Annahof hatte ein Areal von 4686 Morgen. Bis zu den Zeiten der Schlesischen Kriege gehörten zur Domäne Nassiedel noch die Güter Klemstein und Kaldaun mit je 1200 Morgen Land, die später parzelliert und an die Hofarbeiter und Dreschgärtner, wie auch an die angrenzenden Dorfbewohner veräußert wurden. Nach dem ersten Weltkrieg 1926 wurde schließlich das ganze Majorat Nassiedel parzelliert und an die Bewohner von Nassiedel und Krastillau, wie auch an auswärtige Siedler verkauft. Das herrliche Schloß mit seiner Schloßkapelle erbaute inmitten eines stattlichen Parkes im Jahre 1726 Graf Anton von Sedlnitzky. Dasselbe wurde 1753 gelegentlich eines in der Gemeinde ausgebrochenen Bauernaufstandes geplündert, wobei sämtliche Urkunden vernichtet wurden. Bis zur Aufteilung des Gutes hatte Nassiedel 850 Einwohner, welche zumeist die weit abgelegene hügelige Feldmark von 1240 Morgen bewirtschafteten. Die alte Pfarrkirche, dem hl. Apostel Jakobus dem Älteren geweiht, mußte 1881 wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Der gotische Neubau erhielt 1885 seine Weihe. Anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums wurde die Kirche neu gemalt. Bei der Nassiedler Pfarrkirche waren dank der Opferwilligkeit der Parochianen wie auch der gräflichen Gutsherrschaft mehrere Bruderschaften errichtet. Schon in den ältesten Zeiten hatte Nassiedel eine Pfarrschule, die von vielen Kindern der umliegenden Dörfer gern besucht wurde, obwohl noch kein Schulzwang bestand. Daher ist aus diesem Kirchspiel eine hohe Zahl von Geistlichen hervorgegangen, besonders im Zeitalter der Schlesischen Kriege. Über 100 Priester aus den einzelnen Ortschaften können namentlich verzeichnet werden. Im Laufe der Jahrzehnte errichteten die zu Nassiedel eingepfarrten Dörfer eigene Kirchen, Kapellen und Schulen. So entstanden neue Seelsorgebezirke. Leider ist die weithin dominierende St. Jakobuskirche in Nassiedel dem Kriegsgreuel zum Opfer gefallen. Sie wurde in den ersten Apriltagen 1945 von deutschen Waffen-SS-Formationen in die Luft gesprengt und dem Erdboden gleich gemacht.

Hochkretscham

In seinem Geburtsorte erbaute der fromme und wohlthätige Pfarrer und Vize-dechant von Pralitz Maximilian Rohowsky im Jahre 1773 fast nur aus eigenen Mitteln die der hl. Thekla geweihte Kirche. Als Gymnasiast hatte er oft die Beschwerlichkeiten des Weges von Hochkretscham nach Nassiedel, wohin früher die Hochkretschamer in die Kirche gehen mußten, empfunden. Schon damals hatte er den Entschluß gefaßt, für den Bau einer Kirche in seinem Heimatorte und für die Anstellung eines Geistlichen Sorge zu tragen, wenn ihn Gott der Herr Priester werden lasse. Als er dann Kaplan von Pralitz in Mähren und später Pfarrer dasselbst wurde, ging er an die Ausführung seines Lieblingsplanes. Während er den Bau der Kirche aus eigenen Mitteln bezahlte, übernahm die Gemeinde die Kosten für den Bau des Turmes und die Ausstattung der Kirche. Schon im Jahre 1777 konnte

eine Lokalie errichtet und das Einkommen für einen Geistlichen sichergestellt werden. 1778 kam es zur Anstellung des ersten Lokalisten, 1917 wurde Hochkretscham zur Pfarrei erhoben. Größere Ausbesserungen an der Kirche kamen 1864, 1886 und 1896 zur Ausführung. 1906 wurde ein neuer Hochaltar errichtet. Das Altarbild der hl. Thekla malte der Kunstmaler Hudek in Hochkretscham. Auch dieses ehrwürdige Kirchlein ist in den Kämpfen des letzten Krieges schwer beschädigt worden.



Inneres der Pfarrkirche Hochkretscham

Liptin

Vor der Reformation war Liptin eine selbständige Pfarrei. Die Chronik erwähnt aus dieser Zeit mehrere Pfarrer mit Namen. Als nach der Reformation die Gemeinde wieder katholisch wurde, hielt hier jeden vierten Sonntag der Pfarrer von Nassiedel den Gottesdienst. Vorübergehend wurde später Liptin den Pfarreien Katscher, Pilsch und Rösnitz zugeteilt. Von 1755 ab wurde Liptin eine Filiale von Nassiedel, bis es 1814 einen Pfarrverweser erhielt. 1850 wurde das Dorf schließlich zu einer selbständigen Pfarrei erhoben. Die etwa 400 Jahre alte Steinkirche bestand schon vor der Reformation und war der hl. Gottesmutter geweiht (Mariä Geburt). Im Jahre 1691 wurde sie erweitert und mit einem Turm versehen. 1788 wurden wiederum bauliche Veränderungen vorgenommen. Da sie der zunehmenden Seelenzahl nicht mehr genügte, wurde sie gänzlich abgetragen. An ihrer Stelle entstand 1906 unter Pfarrer Kosellek das heutige stattliche Gotteshaus im gotischen Stil, umschattet von uralten Linden. Der Pfarrer, der Gutsherr als Patron und freiwillige reichliche Spenden der Ortsbewohner brachten die Kosten für den

Neubau in Höhe von 60 000 Mark auf. Das Altarbild stellt die Geburt Mariens dar, während der Seitenaltar dem hl. Herzen Jesu geweiht ist. Die Innenausmalung erfolgte 1914. Schwere Schäden erlitt die Kirche im letzten Kriege.

Jakubowitz

Jakubowitz gehörte von jeher zur Pfarrei Nassiedel. Eine größere aus Holz erbaute Schloßkapelle stand hier schon 1690. Die Gutsherrschaft gab sie 1756 für den öffentlichen Gottesdienst frei, den an allen Sonn- und Feiertagen ein Kaplan aus Nassiedel abhielt. An Stelle der hölzernen Schloßkapelle wurde 1776 ein steinernes Kirchlein aufgeführt. Gelegentlich der Grenzregelung im Oppatale 1780 sollte Jakubowitz ein Pfarrort werden, zu dem einige umliegende Ortschaften geschlagen werden sollten. Aber der Plan scheiterte daran, daß die Kosten für die Errichtung der Pfarrei Nassiedel allein tragen sollte. In den Jahren 1886 bis 1888 wurde die heutige St.-Anna-Kirche für 38 000 Mark im gotischen Stil erbaut. Den Bauplatz für Kirche und Friedhof schenkte ein wohlhabender Besitzer, während die Kirchenbaukosten durch freiwillige Spenden aufgebracht wurden. 1892 wurde Jakubowitz von Nassiedel getrennt und zu einer selbständigen Pfarrei erhoben. Der erste hier angestellte Pfarrer Gusy erbaute 1906 größtenteils aus eigenen Mitteln das Pfarrhaus. In den letzten Kriegstagen wurde die Kirche wie die in Nassiedel von der SS gesprengt. Nur der vordere Teil blieb erhalten.

Leimerwitz

Dieses Dorf wird in der Chronik schon 1224 erwähnt und gehörte zu Beginn des 14. Jahrhunderts zur Johanniterkommende Gröbnig. Die Bewohner waren immer nach Nassiedel eingepfarrt. Im Jahre 1784 erbaute der Erbrichter Bachheibel auf seinem Grundstück eine größere Kapelle, in der seit 1808 jeden zweiten Sonntag und auch an Feiertagen Gottesdienst abgehalten wurde. Die Gemeinde errichtete auf dem der alten Kirche gegenüberliegenden Gelände eine neue Kirche, die 1926 der Hl. Dreifaltigkeit zu Ehren geweiht wurde. Zur Anstellung eines Lokalisten kam es schon 1924.

Turfau

Wegen der weiten Entfernung von Nassiedel erbaute die Gemeinde Turkau in dem Jahre 1872 bis 1874 ein eigenes Gotteshaus mit Glockenturm und weihte es dem hl. Aloysius. Die beiden Seitenaltäre sind zu Ehren des hl. Nikolaus und der hl. Apolonia errichtet. Weil das Gotteshaus als Friedhofskapelle erbaut war, durfte zunächst nur der Begräbnisgottesdienst dort stattfinden. Später wurde hier jeden zweiten Sonn- und Feiertag, sowie bisweilen an Wochentagen die hl. Messe abgehalten. Der Buchdruckereibesitzer Wittke von Leobschütz vermachte der Gemeinde einen höheren Geldbetrag zur Gründung einer Pfarrstelle. Das Pfarrhaus wurde 1910 erbaut. Da aber kein Geistlicher nach Turkau geschickt wurde, wurde das Haus vermietet. Erst im Jahre 1921 zog der erste ständige Seelsorger im Turkauer Pfarrhaus ein. Turkau wurde eine Lokalie mit eigenem Seelsorger.



Leimerwitz — Dorfansicht

Da die Einwohner von Auchwitz und Klemstein wegen der Nähe zu Turkau hierher zum Gottesdienst kamen, wurden sie offiziell von den Pfarreien Piltsch und Nassiedel losgetrennt und der Lokalie Turkau zugewiesen. Im Jahre 1924 wurde ein neues Geläut, bestehend aus drei Glocken angeschafft. Leider mußten diese im Kriege wieder abgeliefert werden. Nur die kleinste Glocke blieb zurück. Diese wurde gegen eine Glocke aus Löwitz aus dem Jahre 1588 eingetauscht, so daß diese Glocke erhalten blieb. Durch die Sprengung des Turmes in den letzten Wochen des Krieges hat diese Glocke glücklicherweise keinen Schaden erlitten. Mit vieler Mühe und langer Arbeit wurde sie aus den Trümmern unversehrt geborgen und in einem kleinen Holzgestell in der Nähe der Sakristei auf dem Friedhof aufgehängt.

Kratschein

Die Bewohner dieses Ortes spendeten in den Inflationsjahren größere Geldbeträge für den Neubau eines eigenen Gotteshauses, das in den Jahren 1924 bis 1926 errichtet wurde und 1927 die bischöfliche Konsekration erhielt. Gleichzeitig wurde auch ein Friedhof angelegt. Die kunstvoll gemalte, der Heimsuchung Mariä geweihte Kirche, zeigt dem Beschauer die schönsten Bilder aus dem Marienleben. Bis zur Zerstörung des schmucken Gotteshauses hatte die Gemeinde an allen Sonntagen Gottesdienst.

In den Dörfern Krastillau, Osterwitz und Kaldaun befinden sich nur kleine Kapellen mit einem Glockenturm, ohne Friedhof und ohne Gottesdienst.

Erinnerung

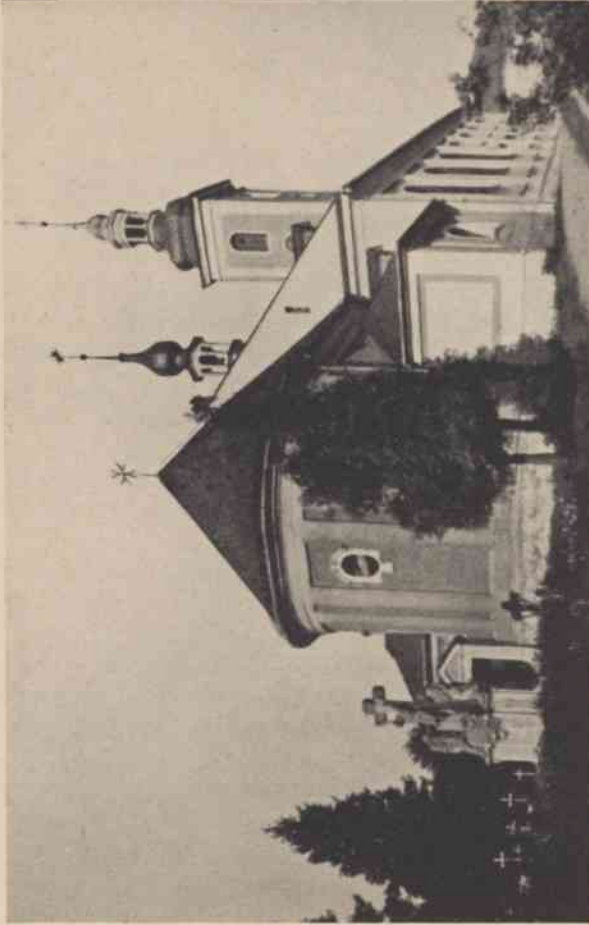
Lindes Rauschen in den Wipfeln,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den stillen Gipfeln,
Sagt, wo meine Heimat liegt?
Heut im Traum sah ich sie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
Daß ich an zu weinen fing.

Ach hier auf den fremden Gipfeln:
Menschen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauschen in den Wipfeln, —
Alles ist mir wie ein Traum.

Die fernen Heimathöhen,
Das stille, hohe Haus,
Der Berg, von dem ich gesehen,
Jeden Frühling ins Land hinaus,
Mutter, Freunde, Brüder,
An die ich so oft gedacht,
Es grüßt mich alles wieder
In stiller Mondesnacht.

Die Johanniter-Kommende Gröbnig

Die Errichtung der ersten Gotteshäuser im Zinnalande verdanken die deutschen Siedler ohne Zweifel den Johannitern, die urkundlich im Jahre 1183 in Gröbnig die Malteserkommende gründeten. Der Johanniter- oder Malteserorden war in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts von Kreuzfahrern für die Kranken und bedürftigen Pilger in Jerusalem gegründet worden. Nach der Eroberung von Jerusalem im ersten Kreuzzuge 1099 gab der Hochmeister dem Orden eine eigene Verfassung, die 1173 von Papst Paschalis II. bestätigt wurde. Es wurden den Ordensbrüdern die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams zur Pflicht gemacht. Als Ordensabzeichen trugen sie einen schwarzen Mantel mit einem weißen Kreuz auf der linken Schulter. Als viertes Gelübde kam später hinzu der Kampf gegen die Ungläubigen. Das einfache weiße Kreuz wurde in ein solches mit acht Spitzen geändert. Im Jahre 1169 hatte der Orden von Prag aus, wo er seinen Hauptsitz hatte, in der „Provinzia Holicensi“ (Holaswice) — das heutige Kreuzendorf zwischen Troppau und Jägerndorf — zu der der Kreis Leobschütz gehörte, das an Polen angrenzende Land von Gröbnig und Umgebung erworben. Die Johanniter wurden als Wächter des hl. Grabes in Jerusalem damals in der mährischen Sprache nach dem Worte „Hrob — Grab — auch Hrobniki“ — genannt. Nach dieser slawischen Bezeichnung wurde ihre Siedlungsstätte auch benannt. Dieses Wort wurde bald dem deutschen Sprachgebrauch angepaßt und der Ort zunächst Hrobnik — dann Gröbnig genannt. Mit dem Erwerb dieses Gebietes erhielt der Orden im Jahre 1183 durch Herzog Friedrich von Olmütz die Bestätigung. Ebenso bestätigte 1213 der Böhmenkönig Ottokar I. auf Bitten seines Bruders Ladislaus Heinrich, den Johannitern den Besitz und gewährte ihnen Befreiung von den damals üblichen Lasten. In der Urkunde, in der Gröbnig zum ersten Male erwähnt wird, bestätigt Herzog Friedrich den Johannitern die Besitzung in Böhmen und Mähren, darunter auch Gröbnig, dessen Landgebiet hier fest umgrenzt wird. In deutscher Sprache lautet sie: „Ich bestätige außerdem Gröbnig an dem Flusse, welcher Pzina heißt (Zinna) mit seinem Zubehör. Als Grenze liegt auf der einen Seite das Leobschützer Gebiet (Glubcice) bis zur Grenze von Hohndorf und von da an bis zur Rutenbrücke, welches der Bezstreckhat = Damm heißt und von diesen Grenzpunkten erstrecken sich ein Weg und Grenzzeichen bis an das Ziegenal (Kozidol) und dann bis an den Milichfluß.“ Geschichtsforscher erklären die Urkunde folgendermaßen: die Grenze verlief von Leobschütz bis Hohndorf in südöstlicher Richtung, die Brücke muß über das Kreisewitzer Wasser (Goldene Ader), welches vor Zülkowitz in die Zinna mündet, geführt haben. Das Ziegenal war in der Richtung von Zülkowitz nach Dittmerau. Der Fluß Milich ist der nördlich von Dittmerau entspringende, durch Jakobsdorf und Militsch fließende Bach. Zu dieser Erklärung sei noch zu bemerken: die erwähnte Rutenbrücke dürfte keine gewöhnliche Brücke, sondern wie die Benennung (— hat = Wehr, Damm) anzeigt, ein Knüppeldamm von größerer Ausdehnung über sumpfiges, morastiges Land gewesen sein. Die Stelle aber, wo an der Hohndorfer Grenze eine derartige Anlage nötig war, sind die ausgedehnten Wiesen über Neu-Würben-



Gröbnig — Kirche mit Kriegerdenkmal

tal nach Zülkowitz, wo sich jetzt noch manche grundlose Sumpfstellen befinden. Weg und Grenzzeichen, welche am Ausgange des Knüppeldammes die Grenze anzeigten, haben sich von Zülkowitz nach Dittmerau erstreckt. Diese Grenzzeichen — signa — waren nicht etwa Raine, sondern weithin sichtbare Merkzeichen, wie einzelstehende Bäume, Steine und aufgeworfene Erdhügel. Solche findet man heute noch mit Waldbäumen bepflanzt, in der Richtung nach Dittmerau, zu beiden Seiten des Zülkowitzter Weges. Dorthin schließt sich auch eine ganz bedeutende Talsenkung in östlicher Richtung auf Cosel bzw. die Oder zu an. (Das Kosidol = Ziegental.)

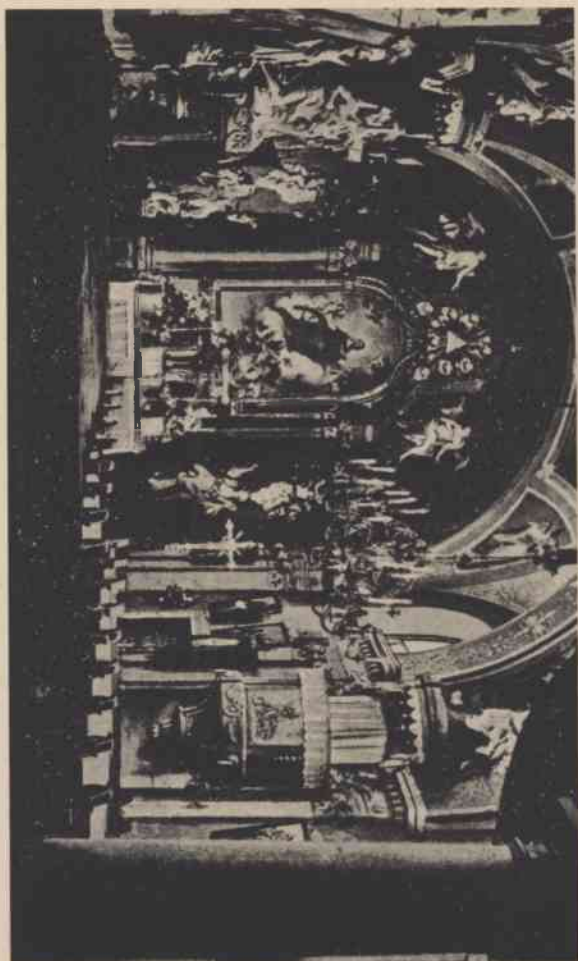
Von diesen markanten Punkten aus führten dann die weiteren Zeichen auf Militsch zu, bis zum Stradunatale hin. So wurden die Ländereien von Gröbnig mit einem Areal von 8000 Hektar umgrenzt. Dieses weitausgedehnte Gebiet war damals nur spärlich mit Slawen bewohnt und überwiegend mit Urwald und Strauchgestrüpp, mit Sümpfen und Moor- und Heideboden bedeckt. Dieses Gebiet sollten nun die Johanniter kultivieren und mit deutschen Kolonisten besiedeln. Hier bildeten sie eine Kommende, die von einem Komtur verwaltet wurde. Schon im Jahre 1204 und später 1218 erteilte Heinrich den Ordensrittern das Recht der Siedlung. Gestützt auf diese Privilegien waren die Johanniter darauf bedacht, in ihrem Gebiet Orte mit deutschem Recht zu gründen. Das ganze 13. Jahrhundert hindurch hielt die Ostwanderung deutscher Kolonisten aus Franken, Sachsen und Thüringen an, die hier eine Kulturarbeit ersten Ranges geleistet haben. Es entstanden die deutschen Angerdörfer Gröbnig, Babitz, Leisnitz. Auf grünem Rasen wurde Wernersdorf, Schönbrunn und später Neustift mit Kreuzwald erbaut. Die Anlage der Dörfer wie auch die Aufführung der Wirtschaftsgebäude waren fränkisch. Bis zur staatlichen Einziehung der Kommende Gröbnig im Jahre 1810 gab es in Leobschütz wie in den sogenannten Kommendedörfern keine eigentlichen Pfarrer, sondern nur Administratoren, die vom Komtur in Gröbnig als Patronats-herrn aus der Zahl der Geistlichen angestellt wurden. Der Komtur hatte den Administrator wie alle Kirchenbeamten zu besolden, zumal er auch alle Einkünfte aus den kirchlichen Pfründen bezog. Über das erste Gotteshaus in Gröbnig macht die Chronik keine Angaben. Im Jahre 1701 wurde die heutige Steinkirche erbaut, die allerdings im Laufe der verflossenen Jahre wesentliche Umänderungen und Erweiterungen erfuhr. Der alte Turm wurde später bedeutend erhöht und mit einer Kuppel versehen. Wiederum erwies sich die Kirche wegen der Zunahme der Seelenzahl als zu klein, so daß ein Erweiterungsbau im Jahre 1904 notwendig wurde. Das Presbyterium mit der Sakristei wurde abgebrochen und das Gotteshaus nach Osten hin verlängert. Den neuen Hochaltar fertigte der Kunsttischler Ondrusch aus Leobschütz an. Die Innenausmalung erfolgte durch den Kirchenmaler Klink aus Babitz. Die Orgel wurde vom Orgelbauer Haas aus Leobschütz gebaut. Die Kirche in Gröbnig ist dem hl. Johannes dem Täufer geweiht, die beiden Seitenaltäre der Mutter Gottes und der hl. Barbara. Leider hat dieses schöne Gotteshaus im letzten Kriege schwere Schäden erlitten.

Leisnitz

Zum ersten Male wird dieser Ort urkundlich im Jahre 1238 erwähnt. In einer Verkaufsurkunde dieses Jahres wird als Zeuge ein Waltherus von Lisentiz angeführt, wie Leisnitz damals hieß. Ein Kirchlein befand sich in Leisnitz schon in den Zeiten der Besiedlung des Ortes durch die Johanniter. Da Leisnitz zur Kommende Gröbnig gehörte, wirkten Johanniterpriester hier als Seelsorger und verwalteten als Administratoren die reichlich dotierte Pfarrstelle. Die Reformation fand kaum Eingang in diesem Ort, da die Komturen streng über dem alten Glauben wachten. Wir finden keine Spur über Anstellung lutherischer Prediger in den Kommendedörfern. Einen Zeugen aus jenen Zeiten besitzt die Kirche in ihrem heute noch im Gebrauch befindlichen Taufstein mit der Jahreszahl 1589. Das heutige Gotteshaus ist eine massive Steinkirche, die 1667 erbaut wurde. Die alte Kirche war 1666 mit dem Turm abgebrannt. Ein Stein im Sockel des Turmes weist auf das Erbauungsjahr hin. 1714 erweiterte man die Kirche durch den Anbau des heutigen Presbyteriums, 1812 brannte der obere Teil des Turmes ab, dessen frühere Zwiebelform die heutige Spitze mit dem Johanniterkreuz erhielt. Damals mußte der aus schweren Grauwackesteinen errichtete Turm wegen vieler Risse mit einer Anzahl von Ankern versehen werden. Der Hochaltar des Gotteshauses, ein Geschenk des Anbauers Josef Behr, wurde 1887 von Kunsttischler Ondrusch in Leobschütz angefertigt. Das Altarbild stellt den Patriarchen Zacharias von Jerusalem und den Kaiser Heraklius dar. Letzterer trägt im Büßergewande das Kreuz auf den Kalvarienberg. Das Fest Kreuzerhöhung ist Patronatsfest der Kirche. Dieses monumentale Bild, von Professor Schall in Breslau gemalt, erfuhr in den letzten Jahren eine neue Ausstaffierung. Die beiden Figuren an der Seite des Altares stellen den hl. Josef und die hl. Helena dar. An der Kirchenwand zu beiden Seiten des Altares stehen die Figuren des hl. Antonius und des hl. Franziskus. Die Seitenaltäre sind der hl. Mutter Anna und dem hl. Valentin geweiht. Die Malerei der Kirche führte im Jahre 1894 der Kirchenmaler Klink aus Babitz aus. Im Besitz der Kirche befindet sich ein alter Kelch, den der Komtur Hans von Niemanitz im Jahre 1523 schenkte. Die kostbare Monstranz ist ein Geschenk von drei Wohltätern aus dem Jahr 1895. In demselben Jahre stiftete ein Besitzer die Kreuzwegstationen. Mag auch das Gotteshaus äußerlich altertümlich erscheinen, so stimmt die kunstvolle Innenausstattung den Beter zur innigen Andacht. Nur wenige Spuren der Verwüstung aus den Kriegstagen von 1945 weist die Kirche auf.

Babitz

Das am Zinnastrande gelegene Dörfchen wurde im 13. Jahrhundert von den Johannitern mit deutschen Kolonisten besiedelt. Sie hatten schon damals ihr Holzkirchlein, an dem Johanniterpriester die Seelsorge ausübten. Denn das Bestreben der Johanniterpriester war nicht bloß die Pflege der Bodenkultur, sondern auch die religiöse Betreuung der christlichen Einwohner. Zur Zeit der Reformation wurde der Ort nach Gröbnig eingepfarrt. Erst im Jahre 1633 erhielten die Katholiken wieder einen Geistlichen. Da aber seine Einkünfte recht dürftig



Innere der Kirche — Babitz

waren, blieb Babitz von 1639 bis 1776 unbesetzt und wurde wieder der Pfarrei Gröbnig zugewiesen. Während der langen Verwaisung wurden die Kircheneinnahmen zinsbar angelegt, so daß das Vermögen die recht ansehnliche Höhe von $\frac{1}{4}$ Million erreichte. Darum galt die Kirche in Babitz als eine der reichsten im Kreise. Im Jahre 1776 wurde ein Administrator angestellt und 1828 Babitz zum Pfarrorte erhoben. Die Gemeinde Wernersdorf, die bis dahin kirchlich nach Gröbnig gehörte, wurde der neuen Pfarrei zugewiesen. Im Jahre 1583 erbaute der Komtur von Pruskowsky (auch Erbauer des Gröbniger Schlosses) in Babitz zu Ehren der hl. Katharina eine gemauerte Kirche. Da sie aber um 1790 die Zahl der Gläubigen beim Gottesdienste nicht mehr aufnehmen konnte, mußte ein Erweiterungsbau vorgenommen werden. In den Jahren 1880 bis 1882 erfuhr das Gotteshaus eine gründliche Erneuerung. Die Malerei führte der Breslauer Kirchenmaler Fahnroth aus, der auch das kunstvolle Altarbild, das die hl. Katharina mit dem Rade darstellt, geschaffen hat. Im Jahre 1912 wurden wiederum an der Außenseite wie im Innern der Kirche umfassende Ausbesserungsarbeiten vorgenommen. Darum war auch das im Barockstil gehaltene kunstvolle Gotteshaus eine Zierde der Gemeinde. Leider hat es in den Kriegstagen des Monats März 1945 schwere Schäden erlitten, während das Pfarrhaus mit dem Wirtschaftsgebäude bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannt ist.

Wernersdorf

Erst im Jahre 1750 wurde in Wernersdorf der Grundstein zu einer kleinen Kapelle gelegt mit der Genehmigung, daß darin Privatandachten abgehalten werden sollten. Unter dem Komtur Graf Schaffgotsch und dem Pfarrer Bönisch von Gröbnig wurde beschlossen, aus Beiträgen der Gemeinde und besonders des damaligen Erbrichters Johann Thill, die Kapelle zu erweitern. Der Bau wurde 1776 ausgeführt. Gleichzeitig wurde von den beiden anliegenden Besitzern so viel Grund abgetreten, daß ein Friedhof errichtet werden konnte. Die Kirche ist ein Ziegelbau mit gewölbter Decke, einem Schindeldach mit einem Turm, der zwei Glocken enthielt. Der Altar ist der Hl. Dreifaltigkeit geweiht. Der Kreuzweg wurde vom Kirchenvater Czerner gestiftet und vom Maler Burger aus Leobschütz gemalt. Derselbe erhielt die Weihe von Zisterzienserabt Bernhard Thill in Rauden, einem Sohne des damaligen Erbrichters. Die 1848 angeschaffte kleine Orgel mußte 1902 durch ein besseres Werk vom Orgelbauer Habel in Bleischwitz ersetzt werden. Seit Erhebung von Babitz zum Pfarrorte im Jahre 1828 gehört Wernersdorf zu dieser Pfarrei. Von Babitz aus wird an allen Sonn- und Feiertagen, wie auch öfters an Wochentagen der Gottesdienst gehalten.

Schönbrunn

Schönbrunn, 2 km nordöstlich von Gröbnig in einer bewaldeten Talmulde gelegen, wurde in den Jahren 1204 bis 1264 von den deutschen Siedlern auf grünem Rasen gegründet. Die ersten Bewohner gaben dieser Siedlungsstätte nach den wasserreichen Quellen den Namen „Schonebrunne“, der im Laufe der Jahrhunderte

in Schönbrunn geändert wurde. Als Wappen hatte die Gemeinde stets einen ummauerten Brunnen. Ursprünglich war der Ort nur schwach bewohnt und erstreckte sich bis zur Kirche, die von den Johannitern in jenen Siedlungsjahren als primitives Holzkirchlein mit einem Friedhof errichtet wurde. Im 14. und 15. Jahrhundert schloß sich an das Unterdorf das Mitteldorf an, bis nach den Schlesischen Kriegen mit dem Ausbau des Oberdorfes der Ort seine Abrundung fand. Die Anlage des Dorfes mit zwei Parallelstraßen wie auch die Ausführung der Gebäude sprechen für eine fränkische Siedlung. Um 1850 zählte die rein katholische Bevölkerung 880 Einwohner und zuletzt in 126 Haushaltungen 740 Personen. Die Gemeinde unterstand seit der Gründung alle Jahrhunderte hindurch bis 1810 dem jeweiligen Johanniterkomtur in Gröbnig. Daß Schönbrunn bis zum Anfang der Reformation einen eigenen Seelsorger gehabt haben muß, beweisen einerseits das damalige Vorhandensein der Pfarrhufe mit dem der Kirche gegenüberliegenden Pfarrhause, andererseits mehrere diesbezügliche Hinweise in dem 1632 angelegten und noch heute erhaltenen Kirchenrechnungsbuche. In den Reformationsjahren ist die Pfarrstelle eingegangen. Wegen des großen Mangels an katholischen Geistlichen wurde die Kirche in Schönbrunn eine Filialkirche von Gröbnig, in der über drei Jahrhunderte hindurch an allen Sonn- und Festtagen wie auch an mehreren Wochentagen der Gottesdienst von Gröbnig aus gehalten wurde. Dank der Opferwilligkeit der Bewohner kam es im Jahre 1919 wieder zur Errichtung einer eigenen Pfarrei. Das massive Gotteshaus mit dem stattlichen Wehrturm wurde an Stelle des baufälligen Holzkirchleins nach dem Dreißigjährigen Kriege in den Jahren 1663 bis 1668 unter dem Komtur Adam Graf von Wratislaw erbaut und erhielt im Jahre 1788 eine bedeutende Erweiterung nach Osten hin mit der heutigen Kreuzesform. Die damalige Turmpyramide wurde durch die heutige Zwiebelform ersetzt und die flache Kirchendecke mit einer Mauerwölbung versehen. Wiederholte Ausbesserungen und Neuanschaffungen in den Jahren 1828, 1856, 1898 und letztthin 1936 gaben dem Gotteshaus ein schmuckes und würdevolles Aussehen. Das Altarbild stellt den Kirchenpatron, den hl. Apostel Jakobus den Älteren dar, wie er auf seinem Gange zur Hinrichtungsstätte dem Pharisäer Josias die Taufe spendet. Das älteste und schönste Inventar der Kirche wird ohne Zweifel die 1612 von Adam Schraub in Troppau kunstvoll gegossene Trinitätsglocke sein, im Gewicht von zehn Zentnern, ein Geschenk des damaligen Komtur Ferdinand Graf von Trautmannsohn. Leider wurde sie ein Opfer des letzten Weltkrieges. In den letzten Kriegswochen verlor die Kirche die Turmhaube, die Orgel wurde total demoliert, und der sonst unbeschädigte Kirchenraum wurde von den Russen in ein Kino umgewandelt. An dieser Stelle sei etwas über das Leben der Landsleute in den vergangenen Jahrhunderten gesagt. Die Bewohner von Schönbrunn waren durchweg Landwirte, die wie überall in den Dörfern 600 Jahre lang die Dreifelderwirtschaft betrieben haben. Mit dem Besitz, der bei der Besiedlung für immer den Siedlern überwiesen wurde, mußten diese die Erbuntertänigkeit auf sich nehmen. Diese verpflichtete zur Gebundenheit an die Scholle und zur Übernahme der Frondienste und Robotleistungen. Das waren gewissermaßen Verpflichtungen. Aber in Anbetracht dessen, daß mit der Überweisung dau-



Schönbrunn

ernder Besitz verbunden war, war es in den damaligen Zeiten eine große Wohltat. Im allgemeinen wurde die Last der Erbuntertänigkeit unter den geistlichen Ordensrittern weniger empfunden als unter den weltlichen adeligen Grundherren. Davon zeugt der Spruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“. Die Bewohner der Kommendedörfer mußten auf dem Dominium Gröbzig Robotdienste leisten. Die Robotten, die jeder an 56 Tagen im Jahre leisten mußte, bestanden in sämtlichen Arbeiten für Feld, Wiese, Wald, im Dreschen, Spinnen, Brauen und Brennen, in Fuhr- und Botengängen usw. Gespanne und Arbeitsgeräte mußten die dazu Verpflichteten stellen und erhielten dafür Kost, bestehend in Brot, Butter, Käse, Milch und Bier. Diese Zustände und Verhältnisse dauerten bis zum 9. Oktober 1809, als die Leibeigenschaft durch Friedrich Wilhelm III. aufgehoben wurde. Die Befreiung von der Erbuntertänigkeit und den Robotleistungen war gewiß eine große Wohltat, konnten die Leute doch nun alle Kräfte ihrem eigenen Besitztum widmen. Aber es dauerte noch Jahrzehnte, bis sie die unrentable Dreifelderwirtschaft überwunden hatten und im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Anbau von Kartoffeln, Klee, Luzerne und Raps übergingen. Infolge intensiver Wirtschaftsmethoden, geregelter Fruchtfolge und Düngung des Bodens wurden gute Ernteerträge erzielt und damit zunehmender Wohlstand erreicht. Die alten aus Lehm und Holz (Fachwerkbau) und mit Stroh gedeckten Häuser verschwanden allmählich, und massive Wohn- und Wirtschaftsgebäude wurden an deren Stelle errichtet. Dadurch wurde das Dorfbild zusehends schöner.

Neustift

Diese Kolonie wurde im Jahre 1706 von dem Komtur, dem Grafen von Herberstein im sogenannten Eichengrunde 4 Kilometer nördlich von Schönbrunn als kleines Dörfchen mit acht Stellen in der Form eines Johanniterkreuzes angelegt. Die Bewohner von Neustift, heute etwa hundert Seelen zählend, sind politisch nach Leisnitz eingemeindet, während sie kirchlich nach Schönbrunn gehören. Sie hatten wohl schon seit der Gründung des Ortes eine aus Holz und Lehm aufgeführte kleine Kapelle mit einem Glöcklein. Wegen ihrer Baufälligkeit wurde sie 1842 beseitigt. An diese Stelle kam dann ein kleinerer hölzerner Glockenturm. Erst im Jahre 1930 entschlossen sich die Neustifter für den Neubau einer Kapelle, die sie aus eigenen Mitteln errichteten und der hl. Theresia vom Kinde Jesu weihten. Sie wurde am Pfingstsonntag 1932 durch Monsignore und Dechant Müller aus Leobschütz benediziert. Der Gottesdienst wurde dort an den zweiten Feiertagen der Hochfeste und zeitweise auch an den Wochentagen gehalten. Eine einklassige Schule hat Neustift seit 1906, die auch von den Kindern aus Kreuzwald besucht wird.

Dirschel

Vom 13. bis 16. Jahrhundert gehörte auch Dirschel zur Johanniterkommende Gröbzig. Bis zur Reformation führten hier die Ordenspriester als Pfarrverweser die Seelsorge. Von 1546—1653 war die Gemeinde evangelisch. Nach der Gegen-

reformation kam der Ort zur Pfarrei Thröm. Erst 1810 wurde Dirschel wieder eine selbständige Pfarrgemeinde. Die dem hl. Bartholomäus geweihte Kirche wurde im Dreißigjährigen Kriege (1626) fast mit dem ganzen Dorfe verwüstet. Im Jahre 1638 wieder aufgebaut, wurde sie 1641 abermals von den Schweden eingeäschert. Während das gotische Gewölbe, das Presbyterium erhalten blieb, wurde das Kirchenschiff erst nach der Gegenreformation neu hergestellt. Da die Kirche sehr beengt war, erhielt sie im letzten Jahrzehnt im Anschluß an das Presbyterium ein neues geräumiges Kirchenschiff.

Die evangelische Kirche in Dirschel

Ein kleiner Teil der Gemeinde blieb auch nach der Gegenreformation der evangelischen Lehre treu. Sie waren nach Rösnitz eingepfarrt, nahmen jedoch am Sonntagsgottesdienst zumeist in der evangelischen Kirche in Katscher teil. Im Jahre 1840 trat in der evangelischen Kirchengemeinde eine Spaltung ein. Mehrere Familien schieden aus der Union aus und bekannten sich zur alten lutherischen Richtung. Sie hielten anfangs ihre Andachten in einem Wohnhaus ab und erbauten sich 1887 eine Kapelle, in der ein lutherischer Pastor aus Ratibor den Gottesdienst versah.

Zum Gedenken unseres Heimatdichters Philo vom Walde

Wer die Welt am Stab durchmessen,
Wenn der Weg in Blüten stand,
Nimmer konnt er doch vergessen,
Glückberauscht sein Heimatland.

Und wenn tausend Sangesweisen
Nur der Fremde Lob entquillt,
Einzig will das Land ich preisen,
Dem mein ganzes Sehnen gilt.

Sei begrüßt am schönen Oderstrand,
Traute Heimat, traute Heimat,
Schlesien, du mein liebes Heimatland,
Schlesien, du mein liebes Heimatland.

Die Gemeinden des Deutschen Ritterordens

Kreuzendorf

Die deutsche Kolonisation unseres Heimatkreises verdanken wir neben den Johannitern in Gröbnig auch ohne Zweifel dem deutschen Ritterorden. Dieser Orden legte im 13. Jahrhundert die deutschen Siedlungsdörfer Schmeisdorf, Kreuzendorf, Kreisewitz an und erwarb 1687 die Domäne Soppau. Die Ordensleute nannte man, da sie auf dem weißen Mantel ein schwarzes Kreuz trugen, Kreuzger. Danach erhielt die aufblühende Gemeinde Kreuzendorf den ursprünglichen Namen Kreuzgersdorf, während Schmeisdorf ursprünglich Schmiedisdorf (Schmiededorf) hieß. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der deutsche Ritterorden schon zu Beginn der Siedlung hier eine Kirche errichtet hat, in der Ordensgeistliche die Seelsorge ausübten. Urkundlich wird Kreuzendorf schon 1383 als Pfarrort bezeichnet. 1390 wurde hier der Pfarrer Mathias durch den grausamen Herzog Johann II. von Jägerndorf ertränkt. Von 1540 bis 1650 war der Ort evangelisch. Ein katholischer Seelsorger wurde erst 1665 eingesetzt und Kreuzendorf wieder zum Pfarrort erhoben. Das Gotteshaus hat im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Veränderungen erfahren. Der Mittelbau der Kirche dürfte wohl schon vor der Reformation gestanden haben. Im Jahre 1718 wurde der hölzerne Kirchturm abgetragen und aus Steinen und Ziegeln gebaut. 1837 mußte das für die Gemeinde zu klein gewordene Gotteshaus durch einen Anbau nach Osten vergrößert werden. Der alte Teil behielt die flache Decke, während der Neubau eingewölbt wurde. Die Kirche ist dem hl. Martinus geweiht. Der Hochaltar wurde 1861 neu aufgestellt und mit dem Bildnis des Kirchenpatrons geschmückt. Die Seitenaltäre sind der Schmerzhafte Mutter Gottes und dem hl. Josef geweiht. Die Orgel baute der Orgelbauer Haas aus Leobschütz im Jahre 1874. Zwei Wohltäter schenkten im Jahre 1911 den Kreuzweg. Die schon vor vielen Jahren geplante Innen- und Außenrenovierung ist unterblieben. Eingepfarrt sind die Dörfer Schmeisdorf und Kreisewitz mit der Filialkirche. Nach der Reformation gehörten auch Badewitz mit Neudorf und Roben mit Dobersdorf als Filialkirchen zu Kreuzendorf.

Kreisewitz

Dieser Ort bedeutet „Niederlassung des Kreuzes“ und wurde urkundlich 1301 durch den deutschen Ritterorden angelegt. Ohne Zweifel hat hier schon im 14. Jahrhundert ein Holzkirchlein gestanden, wie es eine alte Glocke mit der Jahreszahl 1515 beweist. Von 1537—1640 waren die Bewohner evangelisch. In dieser Periode verlor die Deutschordenskommende 1561 ihre Besitzungen in Kreisewitz, Kreuzendorf und Schmeisdorf und erhielt sie nach der Wiedereinführung der katholischen Lehre im Jahre 1676 zurück und kaufte 1687 die Herrschaft Soppau. Erst nach dem Tode des letzten Deutschmeisters 1863 zog der Staat die beiden Ordensgüter Schmeisdorf und Soppau als königliche Domänen ein. Die treuen Anhänger der lutherischen Lehre wanderten zur Zeit der Gegenreformation aus dem Dorfe aus



Kreuzendorf — Geburtshaus unseres Heimatdichters Philo vom Walde

und gründeten bei Brieg den Ort Kreisewitz. Da die alte, 1722 erbaute Steinkirche trotz wiederholter Ausbesserungen baufällig wurde, kam es erst 1897 zum Bau der heutigen gotischen Kirche, die zu Ehren Mariä Heimsuchung errichtet wurde. Dieses freundliche und geräumige Gotteshaus erhielt bald eine würdige Ausstattung. Die Ausmalung sowie die Altar- und Kreuzwegbilder hat der Maler Klink aus Babitz geschaffen. Der Gottesdienst findet hier an allen Sonntagen, wie auch bisweilen an den Werktagen von Kreuzendorf aus statt.

Soppau

Das Dorf Soppau am Fuße des Huhlberges hat nach dem Namen des ersten mährischen Gutsherrn Jessek von Zoppow in den Zeiten der deutschen Besiedlung den Namen Soppau erhalten. Von 1434 bis 1687 hatten verschiedene Ritter- und Adelsgeschlechter die Herrschaft in ihren Besitz. Die Witwe Gräfin von Wengersky verkaufte Soppau 1687 an den Deutschmeisterorden für 17 000 Gulden. Nach Aufhebung der Ordensgüter 1810 kam Soppau mit Kreuzendorf und Schmeisdorf an den kgl. Domänenfiskus und ging 1863 in den Besitz des preußischen Staates über. Die deutschen Siedler erbauten sich ein Holzkirchlein, in dem von Bladen aus der Gottesdienst gehalten wurde bis zur Reformationszeit. Da Soppau zum Fürstentum Jägerndorf gehörte, hatte Markgraf Georg von Brandenburg (1523—1543) in seinem Herrschaftsgebiet den Protestantismus eingeführt. Leicht mag ihm jedoch die Einführung der neuen Lehre nicht gewesen sein, da die Geistlichkeit und das Volk ihm starken Widerstand entgegensezten, wie wir aus einem seiner Briefe an den Kanzler Vogler in Ansbach entnehmen können. Als eifriger Anhänger Luthers zog er Prediger und Lehrer des neuen Glaubens in sein Fürstentum und verstand es nach und nach den Widerstand seiner Untertanen zu brechen. Der größte Teil der Bewohner des Fürstentums trat während der sechzigjährigen Regierungszeit seines Nachfolgers Markgraf Georg Friedrich (1543—1603) zum Protestantismus über, so daß das Fürstentum ein Jahrhundert lang der Brennpunkt des Protestantismus in Oberschlesien wurde. Dieser Zustand änderte sich erst, als der Kaiser das eingezogene Herzogtum Jägerndorf - Leobschütz 1622 dem Fürsten Karl von Lichtenstein übertrug. Dieser ernannte katholische Pfarrer und setzte katholische Beamte ein, so daß die Bewohner wieder zum alten Glauben zurückkehrten. Nach einem Verzeichnis vom 26. 3. 1653 gehört Soppau zu den Ortschaften, deren Einwohner wieder restlos zur katholischen Kirche zurückgefunden hatten. Die erste Steinkirche in Soppau muß 1613 unter dem evangelischen Gutsherrn Freiherr von Tschammer umgebaut worden sein, wie es sein Wappen, sein Name und seine Gruft mit der Jahreszahl angeben. 1784 wurde das Kirchenschiff überwölbt und der Turm angebaut. 1872 fand eine Renovierung der Kirche und des Turmes statt. Die dem hl. Erzengel Michael geweihte Kirche gehört zu den alten Gotteshäusern des Kreises. 1784 kam es zur Anstellung eines Lokalisten und 1804 wurde Soppau zur Pfarrei erhoben. In den letzten Kriegswochen wurde die Pfarrei und die Kirche fast vollständig zerstört, wie überhaupt die ganze Gemeinde durch den Krieg sehr gelitten hat.



Badewitz

Badewitz

Die sehr alte, noch vor der Reformation erbaute und auf einer Anhöhe dominierende Steinkirche, ist der Auffindung des Hl. Kreuzes geweiht. Sie hat den Dreißigjährigen Krieg wie auch die Schlesischen Kriege überlebt und blieb zum größten Teil in ihrer ursprünglichen Form bis 1840 erhalten. In diesem Jahre entfernte man die alte, morsche Bretterdecke und ersetzte sie durch eine Rohrdecke. 1855 erhielt der Turm eine neue Kuppel, da die alte durch einen Blitzstrahl beschädigt worden war. 1875 wurde das Kirchendach mit Schiefer gedeckt. Da sich die Kirche mit der stetig zunehmenden Zahl der Gläubigen als zu klein erwies, wurde ein Neubau geplant, der unter Pfarrer Swoboda im Jahre 1910 zur Ausführung kam. Von der alten Kirche blieb nur der Turm stehen, der zu dem barocken Stil des neu erbauten geräumigen Gotteshauses eine geschmackvolle Krönung erhielt. Die prachtvolle Innenausstattung verdankt die Kirche dem Staffierer und Kirchenmaler Stumpf aus Leobschütz und dem akademischen Kunstmaler Karger in Leobschütz. Das neue Gotteshaus, das heute mit zu den schönsten des Kreises Leobschütz gehört, macht auf den Besucher einen recht würdevollen und sehr freundlichen Eindruck. Das Hochaltarbild stellt die Auffindung des Hl. Kreuzes dar, während die kunstvolle Deckenwölbung in lebhaften Farben das Apostelkonzil in Jerusalem zielt. Die Seitenaltäre sind der Schmerzhafte Gottesmutter und dem hl. Iohannes

von Nepomuk geweiht. Schon vor der Reformationszeit war Badewitz ein Pfarrort, zu dem Neudorf gehörte. Die lutherische Lehre fand hier spät Eingang, da der Gutsherr selbst dem katholischen Glauben treu blieb. Die Reformation und die Gegenreformation gingen hier nur langsam vor sich. Urkundlich wird berichtet, daß 1629 viele Evangelische aus Leobschütz nach Badewitz flüchteten, wo ein Pastor die Seelsorgstätigkeit ausübte. Erst 1672 gab es wieder 12 Katholiken, 1717 jedoch schon 608 und nur ganz wenige evangelische Christen. Von 1670 bis 1719 war Badewitz zu Kreuzendorf eingepfarrt. In dieser Zwischenzeit führten jedoch Franziskaner aus Leobschütz die Seelsorge. Im Jahre 1719 erhielt Badewitz wieder einen Pfarrer und 1754 auch einen Kooperator. Es sei noch bemerkt, daß dieses die weite Landschaft beherrschende Gotteshaus in den kriegerischen Märztagen des Jahres 1945 leider vollständig zerstört wurde.

Die Tochterkirche in Neudorf

Die Kirche zu Neudorf gehörte seit ihrem Bestehen zur Pfarrei Badewitz. Bis 1781 stand in der Mitte des Dorfes ein kleines Holzkirchlein, von dem schon im Jahre 1772 erwähnt wird, daß es dem Einsturz nahe sei. Daher wurde es 1781 niedergelegt und auf den Grundmauern des alten Schlosses, das die Kirchengemeinde erworben hatte, das noch heute vorhandene Gotteshaus errichtet. Es erfuhr im Laufe der Jahrzehnte manche Umbauten besonders am Turm. Das Altarbild „Allerheiligen“ ist vom Kirchenmaler Klink in Babitz gemalt. Kunsttischler Ondrusch lieferte 1901 einen neuen Hochaltar und erbaute 1911 die Kanzel. Eine neue Orgel wurde 1888 aufgestellt. Die beiden Seitenaltäre sind der Schmerzhafte Mutter Gottes und dem hl. Johannes von Nepomuk zu Ehren errichtet. Gottesdienst findet hier allwöchentlich am Sonntag, Dienstag und Freitag statt. Die kaum 100 zählenden evangelischen Einwohner gehören zur evangelischen Kirche nach Leobschütz. Ihre Verstorbenen werden jedoch auf dem katholischen Friedhof am Orte beigesetzt.



Neudorf

Die Sürstlich-Lichtenstein'schen Patronatspfarreien

Diese Dörfer waren von je her Kammerdörfer der Herzöge von Jägerndorf-Leobschütz und schon im 13. Jahrhundert Kirch- und Pfarrorte. Als Barbara von Schellenberg das Herzogtum an die Markgrafen von Brandenburg verkaufte, führten diese die lutherische bzw. kalvinistische Lehre überall zwangsweise ein. Von den Brandenburgern ging das Herzogtum Jägerndorf-Leobschütz samt den Besitzungen in den Kammerdörfern im Jahre 1622 an die Fürsten von Lichtenstein über, die mit Eifer die Gegenreformation betrieben. Diese veräußerten ihre Landgüter in den genannten Dörfern im Laufe der Jahrhunderte an die Einwohner, behielten sich aber das Patronatsrecht vor. Noch bis zu Beginn des Dritten Reiches besetzte der Kammerburggraf der Herrschaft Jägerndorf als Vertreter des Fürsten die Pfarrstellen in den vier preußischen Landgemeinden und sorgte mit Umsicht für die Instandhaltung der Kirchen und Pfarrgebäude.

Sabschütz

Sabschütz, zuletzt etwa 850 Einwohner, ist eine uralte Siedlung. Das Dorf bestand schon bei der Christianisierung um 900. Beweis dafür ist die Lage der Kirche, die nicht in der Mitte des Dorfes, sondern am Anfang des Dorfes steht. Der Name wird abgeleitet von Sabisch und heißt Besitzung des Sabisch. Sabschütz war seit den ältesten Zeiten Herzogliches Kammergut und gehörte um 1280 dem Ritter Sabisch von Falkenstein, dem zweiten Gemahl der Königin Kunigunde. Sabschütz gehörte wie Leobschütz, Königsdorf, Roben, Bleischwitz und Piltsch stets zum Herzogtume Jägerndorf. Zum ersten Male wird dieser Ort geschichtlich erwähnt in der Zeit König Ottokars II. von Böhmen. Da erscheint auf einer Urkunde als Zeuge ein Walter von Sabschütz und ein Walter von Leisnitz (1238). Kanzler Ottokars II. war der Graf Bruno von Schaumburg, Bischof von Olmütz. Er besiedelte mehrere Dörfer um Fülstein mit Ansiedlern aus seiner westfälischen Heimat. Durch ihn kamen auch westfälische Adelsgeschlechter in unsere Gegend, z. B. nach Lobenstein und Liptin, die indessen in männlicher Linie ausgestorben sind. Eine Burg stand in Sabschütz auf dem Grundstück, wo jetzt das Gasthaus von Mais steht. Vor einigen Jahrzehnten konnte man dort im Garten noch die Reste von Burgmauern sehen. Durch Kauf ging das Herzogtum Jägerndorf an einzelne Grafengeschlechter über, die sich aber nicht behaupten konnten. Von dem letzten kaufte es im Jahre 1523 der Markgraf von Brandenburg. Er war ein eifriger Anhänger Luthers und führte die neue Lehre auch in Sabschütz ein. Etwa einhundertzwanzig Jahre lang war die Sabschützer Kirche in protestantischen Händen. Im Jahre 1618 beteiligte sich der Markgraf von Brandenburg an dem Aufstande gegen den Kaiser, ja er war der Führer der Aufständischen aus Schlesien. Nach der Niederlage auf dem Weißen Berge im Jahre 1620 verlor er das Herzogtum Jägerndorf. Der Kaiser gab es dem Fürsten von Lichtenstein, der schon das Herzogtum Troppau besaß. Unter diesem Fürsten kehrte Sabschütz wieder zum katholischen Glauben zurück. Die Lichtensteiner waren bis jetzt die Patrone der Kirche.



Pfarrkirche — Sabschütz

Unsägliches hat Sabschütz in den verschiedenen Kriegen erlitten. An die Drangsale durch die Hussiten erinnert noch heute der Heidenweg, ein Feldweg bei dem Ortsteil Kaltenhausen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatten die Bewohner nicht einmal Saatgetreide. Sie mußten sich in Königsdorf und den umliegenden Gemeinden dieses borgen. In dem Siebenjährigen Kriege fand bei Sabschütz ein Gefecht statt, die Schlacht bei Sabschütz. Sieben Österreicher und der preußische Oberst von Schwerin, ein Sohn des Feldmarschalls sind hier gefallen. Die Toten ruhen auf dem Sabschützer Friedhof. Nach dem Kriege von 1806/07 hatte der Pfarrer Schindler jahrelang Einquartierung durch französische Offiziere. Im letzten

Kriege wurde Sabschütz am 17. 3. 45 von den Russen erobert. Vier russische Panzer wurden dabei im Dorf abgeschossen. In der Nacht vom 17. zum 18. März wurde Sabschütz durch eine Kompanie von Leobschütz zurückerobert, fiel aber am 21. 3. 45 endgültig in russische Hände. Etwa vierzig Mann sind bei den Kämpfen um Sabschütz gefallen. Die erste Kirche von Sabschütz war ein Holzbau und stand bis zum Jahre 1522. In diesem Jahr ist sie abgebrannt und wurde als Steinbau neu aufgebaut. 1803 bis 1805 wurde sie, wenn man von der Josefskapelle absieht, unter Pfarrer Anton Schindler in der heutigen Form aufgeführt, der Turm aber erst 1865 vollendet. Die Gesamtkosten des Kirchenbaues betragen 3 221 Rtlr. und 14 Silbergroschen. Dazu trug der Patron zwei Drittel bei, die Gemeinde bestritt ein Drittel. Desgleichen stellten die Bauern sämtliche Fuhren und Spanndienste unentgeltlich, während die Gärtner und Häusler von Sabschütz und Kaltenhausen sämtliche Handdienste beim Kirchenbau ohne Vergütung geleistet haben. Das Hochaltarbild stellt die Büßerin Maria Magdalena dar, gemalt von Professor Lauffer aus Bleischwitz. Den Josefsaltar fertigte Kunsttischler Ondrusch aus Leobschütz an. Die Seitenaltäre sind dem hl. Johannes und dem Hl. Kreuz zu Ehren errichtet. Leider hat das Gotteshaus in den letzten Kriegstagen sehr schwere Schäden erlitten. Der Turm stürzte auf das Kirchendach und durchschlug dieses und das Gewölbe.

Königsdorf

Alten Urkunden zufolge ist Königsdorf eine rein deutsche Siedlung. Schon um das Jahr 1265, als König Ottokar II. der Stadt Leobschütz den Buchwald schenkte, bestand in Königsdorf ein Holzkirchlein mit einer Pfarrwidmut. Hier hielten bis zum Beginn der Reformation die Kreuzherrenpriester aus Leobschütz den Sonntagsgottesdienst ab. Im Jahre 1672 wurde Königsdorf eine Filiale von Sabschütz. 1802 kam es zur Anstellung eines Lokalisten. Wiederholte Versuche, die Lokalie zur Pfarrei zu erheben, blieben ohne Erfolg. Nach langwierigen Verhandlungen wurde Königsdorf erst 1919 ein selbständiger Pfarrort. In den Jahren 1847–49 erbaute die Gemeinde die heutige, dem hl. Laurentius geweihte Kirche. Die Seitenaltäre wurden dem hl. Antonius und der Gottes Mutter zu Ehren errichtet. Zur Anstellung des ersten Lokalisten kam es im Jahre 1802.

Roben

Die Kirche in Roben bestand schon vor der Kirchentrennung als selbständige Pfarrkirche. Von 1540–1606 waren die Bewohner lutherisch und von 1606–1622 kalvinistisch. Als sich unter dem Fürsten von Lichtenstein der größte Teil der Bewohner wieder zur katholischen Religion bekannte, wurde 1630 ein Seelsorger angestellt, der aber nur ein Jahr im Amte blieb. 1651 wurde der Ort der Pfarrei Bladen und 1653 der Pfarrei Kreuzendorf zugeteilt. Im Jahre 1668 wurde Roben ein Pfarrort, dem auch Dobersdorf und Soppau zugewiesen wurde. Die alte Kirche brannte mit dem größten Teil des Dorfes im Jahre 1827 nieder. Das heutige Gotteshaus, den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht, entstand in den

Jahren 1832 bis 1835, 1895 erhielt die Kirche einen neuen Hochaltar und 1896 bis 1897 die beiden Seitenaltäre, die der hl. Anna und dem hl. Johannes geweiht sind. Eine neue Orgel lieferte die Orgelfabrik Rieger in Jägerndorf. 1898 wurde eine neue Sakristei gebaut. 1899 versah man die Kirche mit einem neuen Pflaster und 1903 wurden gemalte Fenster angebracht.

In den letzten Kriegstagen wurde Roben zu 90 Prozent zerstört. Der Turm der Kirche war abgeschossen, die Kirche hatte mehrere Einschläge, das Innere der Kirche war geschändet, der Altar beschädigt, die Orgel zerschlagen. Meßgewänder und Meßbücher lagen zerrissen umher. Der letzte Pfarrer Adolf Beyer wurde kurz vor dem Einmarsch der Russen durch Granatsplitter am Kopf schwer verletzt von einem Wehrmachtauto mitgenommen und starb in Iglau.

Dobersdorf

Dieser Ort ist eine Filialgemeinde von Roben. Das heutige Kirchlein wurde an Stelle des alten kleinen Holzkirchleins im Jahre 1740 erbaut. Bei der Neupflasterung 1890 fand man unter dem Altare einen Grabstein mit der Jahreszahl 1593. Es muß also zu jener Zeit hier schon eine Begräbniskapelle gestanden haben. Das Gotteshaus wurde wegen der zunehmenden Bevölkerung mehrmals erweitert, erhielt 1874 ein Schieferdach, 1877 ein neues großes Chor, 1899 einen neuen Turm und 1906 gemalte Fenster. Das Altarbild, das die Unbefleckte Empfängnis Mariens darstellt, ist ein Geschenk des Pfarrers Ballarin aus Sabschütz, der von 1668 bis 1669 Pfarrverweser in Roben war.

Zu Dobersdorf gehört auch die Kolonie Stirnau, die nur wenige Häuser zählt. Die Kinder besuchen die näher gelegene Schule in Raden, auch zur Kirche gehen die Bewohner gewöhnlich nach Raden. Die Toten werden aber auf dem Friedhof in Dobersdorf beigesetzt.

Bleischwitz

Die urkundlich an der Oppa gelegene mährische Siedlung wurde um 1280 mit deutschen Kolonisten bevölkert, die sich hier eine Kirche aus Holz erbaut hatten. Schon vor der Kirchenspaltung wird Bleischwitz 1430 als Pfarrort erwähnt. Von 1525 bis 1630 waren die Bewohner evangelisch. Zur Zeit der Gegenreformation und zwar im Jahre 1633 kam die Gemeinde als Filialkirche zu Jägerndorf. Bei der 1780 erfolgten kirchlichen Trennung längs der österreichischen Grenze wurde Bleischwitz von der Pfarrei Jägerndorf abgezweigt und eine selbständige Administration, die erst 1862 zur Pfarrei erhoben wurde. An Stelle der alten Holzkirche wurde 1672 das heutige gemauerte Gotteshaus errichtet und der hl. Katharina geweiht. Der Turm wurde 1680 gebaut und erhielt 1832 die heutige Zuckerhutform. Das Hochaltarbild stellt die Kirchenpatronin dar und wurde 1831 von Professor Kalter aus Breslau, einem gebürtigen Bleischwitzer, gemalt. Der jetzige Hochaltar wurde 1886 errichtet und ist ein Geschenk des Sanitätsrats Dr. Menschig, der ebenfalls aus Bleischwitz stammte. Die Seitenaltäre sind dem Herzen

Jesu und der Unbefleckten Empfängnis Mariens geweiht. Die Orgel wurde 1874 von dem dortigen Orgelbauer Habel gebaut. Eine durchgreifende Renovierung und Erweiterung des Gotteshauses erfolgte in den Jahren 1906 bis 1908 unter Pfarrer Vogt.

Piltsch

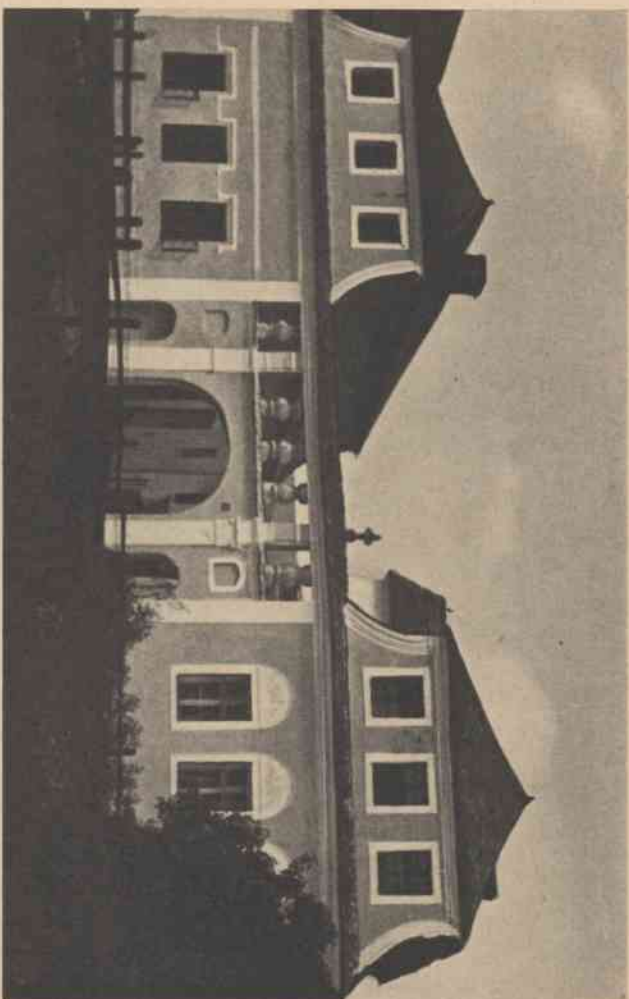
Dieses Dorf besaß schon im 13. Jahrhundert eine eigene Kirche, die vermutlich in der ersten Zeit eine Filialkirche von Troppau war. Auf das sehr hohe Alter der Kirche weisen bestimmte Daten hin. Das alte geschnitzte Hochaltlarbild zu Ehren Mariä Himmelfahrt trug die Jahreszahl 1499. Über dem Eingang zur Kirche steht eingemeißelt die Jahreszahl 1593. In diesem Jahr wurde die heutige Kirche erbaut. Für das Alter der Kirche sprechen auch die Glocken, deren größte im Jahre 1619 in Piltsch gegossen wurde.

Das Gotteshaus erlitt durch den Brand 1775 und bei dem furchtbaren Unwetter 1777 schwere Schäden. Bei der Wiederherstellung erweiterte man die Kirche nach beiden Seiten hin. Der sehr alte Hochaltar ist geschmückt mit dem Bilde Mariä Himmelfahrt. Die beiden Seitenaltäre, dem Leiden Christi und dem hl. Johannes von Nepomuk geweiht, stammen aus dem 1781 eingezogenen Klarissenkloster in Troppau. Die Orgel ist ein altes Werk aus dem Jahre 1848. Die letzte Malerei der Wände und der Decke wurde 1883 ausgeführt. Das Innere machte auf den Beschauer einen recht armseligen Eindruck. Daher wurde durch den kunstsinnigen Pfarrer Stiborsky während des zweiten Weltkrieges eine gründliche Renovierung vorgenommen und die Kirche in ein Schmuckkästchen umgewandelt, das leider durch die Kriegsergebnisse arg beschädigt wurde. Bei der Grenzziehung nach den Schlesischen Kriegen wurden die Orte Wehowitz und Dirschkowitz, die bis zum Jahre 1780 zur Pfarrei Jaktar gehörten, der Pfarrei Piltsch zugeteilt. Es sei noch erwähnt, daß der Fürst von Lichtenstein im Jahre 1632 als ersten Geistlichen nach der Reformation den Zisterzienser Andreas Borsius anstellte, der in seiner zweiundvierzigjährigen Seelsorgetätigkeit das ganze Dorf bekehrte.

Wehowitz

Die beträchtliche Entfernung von der Pfarrei Piltsch veranlaßte die Gemeinde, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Dank der großen Opferwilligkeit der Bewohner konnte die heutige Kirche, die der hl. Anna geweiht ist, auf einer Anhöhe im idyllischen Oppatale im Jahre 1793 errichtet werden. An allen Sonn- und Feiertagen wurde hier von einem Geistlichen aus Piltsch Gottesdienst abgehalten, bei dem sich auch die Bewohner von Dirschkowitz und Auchwitz einfanden. Auf eine so beträchtliche Anzahl von Kirchenbesuchern beim Gottesdienst hatte man bei dem Bau nicht gerechnet. Wiederholt hatte man einen Erweiterungsbau in Erwägung gezogen, der jedoch bis heute unterblieben ist.

Nach langjährigen Bemühungen erreichte die Gemeinde im Jahre 1903, daß ihre Kirche zu einer Pfarrkirche erhoben wurde, zu der die Gemeinde Dirschkowitz eingepfarrt wurde. An diesem Ort befindet sich nur eine kleine Ka-



Das reiche Bauerndorf Pilsch

pelle, in der kein Gottesdienst abgehalten wurde. Das Dorf Auchwitz gehörte früher zur Pfarrei Piltsch und wurde bei der Errichtung der Lokalie Turkau mit Klemstein dahin zugewiesen. In Auchwitz befindet sich seit 1777 eine Kapelle mit einem Glockenturm, in der private Andachten abgehalten werden. Gottesdienst fand nur an wenigen Tagen im Jahre statt. Die in Klemstein befindliche Kapelle wurde 1882 neu gebaut und der Unbefleckten Empfängnis Mariens geweiht.

Pommerswitz

Seit der deutschen Besiedlung um 1370 war Pommerswitz Jahrhunderte hindurch unmittelbares Besitztum der Herzöge von Troppau und Jägerndorf und ging später in die Hände verschiedener Adelsgeschlechter über, die nach dem Tode in der Gruft der Kirche beigesetzt wurden. Daß dieses Dorf schon ein alter Pfarrort war, beweist eine Urkunde aus dem Jahre 1430, die ein Pfarrer Plebanus als Zeuge unterzeichnete. Von 1525 bis 1629 war die Gemeinde und die Kirche evangelisch. Das Bekehrungswerk führten hier die Jesuiten von Hotzenplotz aus. Die Kirche war von 1629 eine Tochterkirche der Pfarrei Hotzenplotz, erhielt 1671 einen Administrator, der bis 1780 dem Pfarrer von Hotzenplotz unterstellt war. Von da ab wurde die Gemeinde von selbständigen Pfarrern verwaltet, obwohl sie erst 1888 eine eigentliche Pfarrei wurde. Die heutige Kirche wurde im Jahre 1613 unter den evangelischen Gutsherrn von Stitten an Stelle der alten Holzkirche als evangelisches Gotteshaus erbaut. Im Jahre 1629 verließ der letzte Pastor die Gemeinde und die Kirche wurde den damals noch wenigen Katholiken eingeräumt. Sie ist dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Der Seitenaltar, dem hl. Johannes von Nepomuk geweiht, wurde später durch einen Rosenkranzaltar ersetzt.

Im Jahre 1846 zerstörte eine große Feuersbrunst die Kirche mit dem größten Teil des Dorfes. Das Gotteshaus wurde unter Benutzung des alten Mauerwerkes bald wieder aufgebaut und erfuhr in den Jahren 1913 bis 1914 unter Pfarrer Richtarsky eine gründliche Renovierung und den Ausbau des Turmes. Zu Pommerswitz sind eingepfarrt: Alt-Wiendorf und Neu-Wiendorf, Amaliengrund, Karlsberg und Trenkau.

Die Kapelle in Trenkau ließ der Erbrichter Blaschke im Jahre 1773 zu Ehren der hl. Apostel Philippus und Jakobus an derselben Stelle erbauen, an der schon eine 1638 errichtete Holzkapelle stand. Seit der Errichtung des neuen Altares 1897 wurde hier öfters im Jahre Gottesdienst gehalten.

Die evangelische Kirche in Pommerswitz

Dem alten Grundsatz zufolge: „Cuius regio — eius religio“ blieb die größere Hälfte der Bewohner von Pommerswitz der lutherischen Lehre treu. Sie gehörten von 1629 bis 1743 zu den weitentfernten evangelischen Kirchen in Löwen und dann in Neustadt. Nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. wurde ihnen 1743 die Errichtung eines Bethauses gestattet, in welchem der Pastor aus Neustadt Gottesdienst hielt. Unter dem evangelischen Gutsherrn Grafen von Reichen-

bach kam es im Jahre 1765 zur Anstellung eines Pastors. Die heutige stattliche Kirche erbaute die evangelische Kirchengemeinde in den Jahren 1887 bis 1888. Zu ihr gehören die Glaubensgenossen aus Alt- und Neu-Wiendorf und Steubendorf.

Rösnitz

Bis zur Reformation war Rösnitz ein bedeutender katholischer Pfarrort. 1526 gelangte auch hier die lutherische Lehre zur Einführung. Da sich die alte, dem hl. Nikolaus geweihte Kirche als zu klein erwies, wurde sie 1580 durch einen Anbau vergrößert. Zur Zeit der Gegenreformation entzog man im Jahre 1628 die Kirche der evangelischen Gemeinde, obwohl es am Orte nur vereinzelt Katholiken gab. Die katholische Nikolauskirche mit großem Kirchenvermögen und bedeutender Pfarrwidmut wurde als Filialkirche zur Pfarrei Thröm kommandiert. 1670 wirkten hier als Gegenreformatoren Jesuiten aus Troppau, aber nur mit geringem Erfolg. Da der Gutsherr Stitten evangelisch blieb, behielten auch die Bewohner diese Konfession. Die Bemühungen der evangelischen Gemeinde, das Gotteshaus wieder zu erlangen, blieben vergeblich. Friedrich II. gestattete den Rösnitzern die Errichtung eines Bethauses. Aber unverdrossen hielten die evangelischen Bürger um diese katholische Kirche an, zumal da nur die Dienstboten katholisch waren. Auf ihr dringendes Verlangen hin wurde 1797 von dem damaligen Oberamt zu Brieg eine kommissarische Untersuchung ihrer Ansprüche verfügt. Durch eine Kabinettsorder vom Jahre 1801 wurde die Nikolauskirche mit dem Kirchenvermögen und der Pfarrwidmut den Protestanten zugesprochen. Die jahrhundertealten kostbaren Holzschnitzereien und Gemälde aus der katholischen Zeit sind größtenteils bis heute noch erhalten geblieben. Die heutige Kirche wurde in den Jahren 1805 bis 1807 erbaut an Stelle der im Jahre 1804 abgetragenen Nikolauskirche. Gegenwärtig benutzen sie die hier angesiedelten Polen für den katholischen Gottesdienst. Zur evangelischen Pfarrgemeinde gehörten auch die Protestanten von Steuberwitz, Dirschel und Zauditz. Die rein evangelische Gemeinde *S t e u b e r w i t z* erbaute sich im Jahre 1865 bis 1867 eine Filialkirche. Obwohl die Einwohner früher hier mährisch sprachen, wurde nur deutscher Gottesdienst jeden zweiten Sonntag vom Pastor aus Rösnitz gehalten.

Die nördlichen Gemeinden des Kreises Leobschütz, die zur Erzdiözese Breslau gehörten

Kasimir

Im Jahre 1200 schenkte Bischof Jaroslaw von Breslau dem Zisterzienserstift in Leubus 1000 Hufen Land zwischen den Flüssen Hotzenplotz und Straduna zur Nutzbarmachung, an der Grenze Mährens gelegen. Auf diesem Gelände gründeten die Zisterzienser eine Probstei, die sie 1213 nach dem Namen des damaligen Herzogs von Oppeln „Kasimir“ nannten. Ebenso besiedelten sie zehn Ortschaften mit deutschen Kolonisten. Die Zisterzienser erweiterten bald durch Kauf einiger Güter die Probstei, an die sich das deutsche Siedlungsdorf Kasimir anschloß, das urkundlich schon 1292 ein Pfarrort mit einem eigenen Seelsorger war. Die Pfarrei ging mit der Kirche an die Zisterzienser über, die das Patronat bis zur Aufhebung der Propstei im Jahre 1810 ausübten. Jahrhunderte hindurch verwalteten Zisterzienserpriester als Administratoren den Pfarrort. Bei den schweren Verwüstungen der Probstei im Jahre 1632 sind sämtliche Kirchenbücher und Urkunden vernichtet worden. Nur eine mündliche Tradition berichtet, daß das Gewölbe der alten Kirche, die sich von 1540 bis 1625 in evangelischen Händen befand, eingestürzt war und notdürftig durch eine Holzdecke ersetzt wurde. 1641 erbaute man die wahrscheinlich heute noch stehende Kirche mit einem hölzernen Turm. Der heutige gemauerte Turm stammt aus dem Jahre 1828. Die Malerei der Kirche wurde 1904 ausgeführt. Das Hochaltarbild stellt die Himmelfahrt Mariens dar, der zu Ehren die Kirche geweiht ist. Die Seitenaltäre wurden dem Hl. Kreuz und der hl. Anna gewidmet. Seit der Säkularisation im Jahre 1810 ist Kasimir nur ein armseliger Pfarrort geblieben, zumal man damals bei der Verstaatlichung auch die Pfarrwidmut von 30 ha mit eingezogen hatte.

Berndau

In der Nähe von Kasimir liegt Berndau mit den Ortsteilen Klein-Berndau und Groß-Berndau. In früheren Zeiten zählte der Ort zwölf Besitzungen und ein großes Gut, welches später in Siedlungen aufgeteilt wurde. Eingepfarrt war Berndau zu Kasimir, da Berndau nur eine Kapelle hatte, in der täglich zum Engel des Herrn und bei Todesfällen geläutet wurde.

Dittmerau

Dieser Ort gehörte ursprünglich zum Herzogtum Cosel und kam 1311 durch Kauf an die Johanniterkommende Gröbnig. Zuerst hat hier ein Holzkirchlein gestanden, das eine Tochterkirche von Babitz war. Im Jahre 1660 stiftete der Bauer Koska die Pfarrwidmut von 25 ha, und 1668 wurde Dittmerau zum Pfarrort erhoben. Die alte, nur halb gemauerte Kirche, brannte im Jahre 1785 mit einem Teil des Dorfes ab. In den nächsten drei Jahren erbaute die Gemeinde das heutige Gotteshaus, das in den Jahren 1896 bis 1897 ausgebessert und durch den Anbau einer

Kapelle bedeutend erweitert wurde. Die Kirche ist dem hl. Erzengel Michael geweiht, der auf dem Hochaltarbild dargestellt ist. Die beiden Seitenaltäre sind der Mutter Gottes und dem hl. Stanislaus zu Ehren errichtet. In den letzten Jahren vor dem zweiten Weltkriege wurde das Gotteshaus kunstvoll gemalt, die Altäre, sowie die Kanzel neu ausgestattet und eine neue Orgel angeschafft. Leider ist die schmucke Kirche in den Märztagen des Jahres 1945 durch einen schweren Bombentreffer dem Erdboden gleich gemacht worden.



Dittmerau

Gläsen

Schon lange vor der Reformationszeit war Gläsen ein Pfarrort. Von 1540 bis 1650 waren die Bewohner evangelisch. Ein katholischer Pfarrer wurde 1656 wieder angestellt, der zugleich auch die Filiale Steubendorf verwaltete. Im Jahre 1591 wurde die alte, noch hölzerne Kirche samt dem großen Teile des Dorfes ein Raub der Flammen. Der damalige Gutsherr erbaute im folgenden Jahre aus Ziegeln ein neues Gotteshaus in Kreuzform. Nach einem Verlauf von fast zwei Jahrhunderten entsprach es nicht mehr den Zeitansprüchen, zumal es sehr klein war und mehrere Bauschäden aufwies. Daher kam es 1867 unter dem Pfarrer Guttmann zur Erbauung des heutigen Gotteshauses mit einer vollständig neuen Innenausstattung. Der alte Turm blieb jedoch erhalten und bekam einen neuen Glockenstuhl. Die Altäre, Kanzel, Beichtstuhl und Kommunionbank wurden von Bildhauer Morawietz in Gleiwitz geschaffen. Der Hochaltar ist zu Ehren des Hl. Kreuzes errichtet, die Seitenaltäre sind der Mutter Gottes und dem hl. Rochus geweiht. Auch die Kreuzwegbilder und die Kirchenbänke wurden neu angeschafft. Mehrere größere Grabsteine die sich im Presbyterium der alten Kirche befanden und an die frühere Herrschaft und an die Schloßbesitzer erinnerten, wurden in die Wände der Vorhalle eingemauert. Eingepfarrt nach Gläsen ist das Dörfchen Klein-Gläsen, in welchem ehemals ein dem hl. Rochus geweihtes Kirchlein gestanden hat, zu dem in früheren Jahrhunderten viele Wallfahrten unternommen wurden. Auf dem ausgedehnten Platze des Rochusberges in Klein-Gläsen wurde 1884 ein zweiter Friedhof angelegt.

Schönau

Die Gemeinde Schönau gehörte von altersher zum Kollegialstift Oberglogau und ging nach der Einziehung der geistlichen Güter an die Gutsherrschaft Oberglogau über. Eine Kirche mit Pfarrei befand sich hier schon vor der Reformation. Wahrscheinlich wurde das alte Gotteshaus schon im 16. Jahrhundert erbaut. Eine Gedenktafel weist auf die Jahreszahl 1580 hin. Das Tonnengewölbe war ziemlich niedrig gehalten. Die in späterer Zeit zu beiden Seiten angebauten Kapellen geben dem Gotteshaus die heutige Kreuzesform. Im Jahre 1845 brannte die Kirche mit der halben Ortschaft ab. Im Jahre 1850 erfolgte auf den alten Grundmauern der Neubau der heutigen Kirche. Die der hl. Hedwig geweihte Kirche erfuhr in den Jahren 1880 und 1913 eine durchgreifende Renovation. Die Glocken wurden von Liebold in Gnadenfeld gegossen und die Orgel von Haas in Leobschütz geliefert.

Steubendorf

Nach vorhandenen Urkunden war Steubendorf ein landesherrliches Lehen und gehörte wie Gläsen zum Herzogtum Oppeln. Die Kirche bestand schon vor der Kirchentrennung. Damals soll Steubendorf ein Pfarrort und Gläsen eine Filiale gewesen sein. Die heutige Kirche wurde 1602 von dem protestantischen Gutsherrn erbaut und zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit geweiht. Die Seitenaltäre wurden später

der Mutter Gottes und dem hl. Josef errichtet. 1862 fand eine gründliche Innen- und Außenrenovation der Kirche statt. Die Orgel stammt noch aus der alten Kirche von Gläsen. 1907 wurde Taufstein und Kanzel neu errichtet. Im Jahre 1912 wurde die Kirche gemalt und mit bunten Fenstern versehen. 1914 wurden alle drei Altäre erneuert. Den Hochaltar stiftete Gemeindevorsteher Josef Pohl, der schon 1905 die Turmuhr angeschafft hatte. Zur Zeit der Gegenreformation war Steubendorf ein Filialort von Gläsen, bei dem es bis 1901 verblieb. Nachdem die katholischen Einwohner für ein hinreichendes Pfarreinkommen und ein neues Pfarrhaus gesorgt hatten, wurde die Gemeinde zu einer selbständigen Pfarrei erhoben.

Unsere Heimatpriester

Unsere Heimatkirchen erfreuten sich schon im frühen Mittelalter besonderer Blüteperioden: so unter dem Bischof Bruno von Olmütz (1245 bis 1281), unter dem Böhmenkönig Karl I. (1346 bis 1375), dem Gründer der Universität Prag (1348) und nach den Hussitenkriegen, als 1448 der Franziskanerorden in Leobschütz festen Fuß faßte. In einer 1448 ausgestellten Urkunde heißt es, daß die Bewohner des Herzogtums Troppau stets die besten Katholiken und recht gläubig gewesen seien. Gewiß hat unser Heimatkreis schon damals seine Priester gestellt, die in Klosterschulen erzogen wurden und auf den Universitäten Krakau, Prag und Olmütz studiert hatten. Leider sind ihre Namen wie auch ihre Seelsorgstätigkeit der Nachwelt nicht überliefert worden, da in den Hussitenstürmen und dem Dreißigjährigen Kriege alle Kirchenbücher vernichtet wurden. Erst als nach der Reformation neue Kirchenbücher angelegt wurden und Diözesan- und Ordenskataloge erschienen waren, erhalten wir nähere Angaben über unsere Heimatpriester. Bei der Wiedereinführung des katholischen Kultus fehlte es natürlich an einem einheimischen Klerus; denn woher sollte er kommen. Der vollständige Mangel an katholischen Geistlichen — sie wurden ja vertrieben — war die Ursache, daß die junge Generation ohne Kenntnis des katholischen Glaubens aufwuchs. Daher waren in jener Periode, als die evangelischen Kirchen den Katholiken zurückgegeben wurden, in den Kirchspielen die ersten Seelsorger nur Klostermänner aus dem Zisterzienser-, Jesuiten-, Dominikaner- und Franziskanerorden. Sie waren auch die eigentlichen Missionare unserer Heimat in den Zeiten der Gegenreformation. Allmählich wurden die Klosterschulen der Jesuiten in Troppau, der Minoriten in Jägerndorf, der Zisterzienser in Rauden und schließlich der Franziskaner in Leobschütz die ersten Bildungsstätten für viele junge Heimatsöhne, die bald als Priester in unserem Heimatkreise und über seine Grenzen hinaus segensreich für die Kirche und den Staat gewirkt haben. Die Jesuiten in Troppau haben auf ihrem Gymnasium namentlich aus dem südlichen Teile des Kreises sehr viele junge Männer für den geistlichen Stand erzogen. Die Zisterzienserschule in Rauden besuchten hauptsächlich junge Leute aus der Gegend von Katscher und Bauerwitz. Die Franziskaner in Leobschütz, die früher in den Parochien die Stelle als Kooperatoren ersetzten, gründeten 1752 ein eigenes Gymnasium in welchem sie Unterricht erteilten, so gut sie es vermochten und ihre klösterlichen Umstände es ge-

statteten. Viele Zöglinge der geistlichen Anstalten wurden auch Ordenspriester. Die meisten studierten aber Theologie und Philosophie auf der Universität Olmütz, die sich im 18. Jahrhundert einer besonderen Blüteperiode erfreute.

Aus dieser theologischen Hochschule sind im Laufe des 18. Jahrhunderts sehr viele wissenschaftlich gelehrte und eifrige Seelorger aus unserem Heimatkreise hervorgegangen, die nicht nur in der Heimat sondern auch in den mährischen Gegenden der weit ausgedehnten Diözese Anstellung und Versorgung gefunden haben. Als unsere Heimat nach den Schlesischen Kriegen zu Preußen kam, hatte König Friedrich II. die Berufsfreudigkeit zu den theologischen Wissenschaften in der katholischen Bevölkerung durch strenge Maßnahmen unterbunden. Er hielt nichts vom freien Aufstieg der Tüchtigen und huldigte dem Grundsatz: „Schuster bleib bei deinem Leisten und laß deinen Sohn nicht studieren“. Eine königliche Verfügung der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer vom 9. August 1764 erklärte: „Wir haben erfahren müssen, daß die Kinder der Bauern, Gärtner und Häusler, ja sogar der Einlieger und Tagelöhner, wenn sie einige Zeit in Schulen zugebracht haben und wenige Fortschritte in der lateinischen Sprache gemacht haben, auf den törichten Einfall geraten, zu studieren und sich besonders dem geistlichen Stande widmen. So finden wir, daß der vorwaltende große Mangel an Leuten im Lande dergleichen Entschließungen nicht gestattet. Ich befehle euch hiermit so gnädigst als ernstlich an allen Orten, wo sich lateinische Schulen, besonders Jesuitenkollegien befinden, folgendes zur genauesten Befolgung und Richtschnur bekannt zu machen.“ Durch diese Verfügung, die in allen Städten und Dörfern bekanntgegeben wurde, wollte der König bezwecken, daß die Kinder katholischer Eltern mehr zu ehrbaren Professionen als zum Studieren angehalten werden sollten. Er setzte für jedes Kloster, das junge Leute ohne Lizenzschein aufnahm, eine Strafe von hundert Dukaten fest. Über diese Maßnahmen setzten sich viele Jünglinge, die den Beruf zum Priestertum oder zum Ordensstande in sich spürten, insofern hinweg, als sie in ausländische Schulen und Klöster eintraten. Daher wanderten viele Heimatsöhne nach Polen oder Mähren in die Klöster. Ein armer Mann aus Leobschütz, der sich vom Botenlohn nährte, hatte in den Jahren 1763 bis 1780 etwa achtzig fromme und ärmere Jünglinge, die sich zum geistlichen Stande berufen fühlten, dahin geleitet. Er führte sie in irgendein Kloster, wo sie gern aufgenommen wurden. Gefiel es den jungen Leuten daselbst nicht, so führte er sie in ein zweites oder drittes Kloster. Dieser fromme Mann hieß: Czepan. Im Jahre 1780 sorgte der damalige Landrat Michael von Haugwitz dafür, daß das Landesgesetz, das den Besuch nur inländischer Schulen vorschrieb, auch befolgt wurde. Daher besuchten die meisten Studierenden des Kreises das Franziskanergymnasium und bezogen nach Erlangen des Reifezeugnisses die Universität Breslau. Der erste Theologe, der in Breslau studierte und dort 1783 zum Priester geweiht wurde, war Josef Wenzel aus Leobschütz. Diese Stadt allein zählte im Jahre 1800 unter ihren 2 280 katholischen Bürgern einige 70 Priester, so daß jeder vierzigste Leobschützer ein Geistlicher war. Nach Leobschütz behauptete das Dorf Piltsch den Vorzug, der Kirche die meisten Söhne geschenkt zu haben. Pfarrer Mathias Moritz in Quassitz (Mähren) schrieb 1767 eine Chronik über seinen Geburtsort, in der

er 33 lebende Geistliche anführt. Bei der damaligen Einwohnerzahl von 900 Seelen war sogar jeder dreißigste gebürtige Piltscher ein Priester. Die Nähe von Troppau und der Wohlstand ermöglichte es frommen Bauern, ihre Söhne daselbst studieren zu lassen. Sie erhielten damals als Geistliche zumeist in rein mährischen Gegenden oder auch anderen Diözesen ihre Anstellung. Aber auch andere Dörfer, wie z. B. die zur Parochie Nassiedel eingepfarrten Ortschaften: Leimerwitz, Hratschein, Osterwitz und Hochkretscham haben in den Zeiten der Schlesischen Kriege eine ganze Reihe von Priestern hervorgebracht. Nach dem Kataloge und den Kirchenbüchern kann man in den beiden letzten Jahrhunderten etwa 800 Geistliche mit Namen feststellen, deren Wiege im Kreise Leobschütz gestanden hat. Es ist interessant, die Familiennamen und Geburtsorte unserer Heimatpriester, sowie deren Tauf-, Weihe-, Seelsorgs- und Todesjahr zu erfahren. Desgleichen auch die Lebensbiographien markanter Priestergestalten. Wenigstens möge hier die Anzahl der aus den Stadt- und Landgemeinden gebürtigen Heimatpriester der Nachwelt überliefert werden, soweit deren Name aus den Pfarrbüchern und Pfarrkatalogen in den letzten Jahrhunderten festgestellt werden könnten. So wurden zum Priestertum berufen und ausgewählt aus:

Leobschütz	167	Jernau	11	Posnitz	9
Katscher	58	Kittelwitz	1	Rakau	1
Bauerwitz	65	Knispel	9	Raden	3
Babitz	4	Kösling	8	Roben	12
Badewitz	8	Komeise	1	Rösnitz	1
Bieskau	6	Krastillau	4	Rosen	4
Bladen	5	Krug	1	Sabschütz	9
Bleischwitz	5	Kreisewitz	4	Sauerwitz	4
Branitz	7	Kreuzendorf	9	Schlegenberg	1
Bratsch	6	Krotfeld	6	Schmeisdorf	2
Dt.-Neukirch	17	Klemstein	1	Schönbrunn	6
Dirschel	3	Leimerwitz	17	Soppau	5
Dirschkowitz	5	Langenau	10	Stolzmütz	7
Dobersdorf	1	Leisnitz	13	Tropowitz	12
Eiglau	8	Liptin	3	Tschirmkau	3
Geppersdorf	2	Löwitz	5	Turkau	2
Gröbnig	22	Michelsdorf	1	Waissak	4
Hennerwitz	1	Nassiedel	13	Wehowitz	5
Hochkretscham	23	Neudorf	3	Wernersdorf	5
Hohndorf	8	Osterwitz	25	Zauchwitz	17
Hratschein	13	Piltsch	65	Zülkowitz	8
Jakubowitz	5	Pommerswitz	1		

Diese Zahlenangaben der Heimatpriester erhöhen sich noch durch die Geistlichen, die aus jenen Pfarrgemeinden stammen, welche von jeher zur Diözese Breslau gehörten. Gewiß kann es sich um eine genaue Statistik nicht handeln, zumal in den ältesten Diözesankatalogen die Geburtsorte nicht immer aufgeführt wurden. In dieser großen Priesterschar vergangener Zeiten finden wir viele Männer, die

hohe Würden und Ämter bekleideten, die sich neben der Seelsorge dem Lehrfach und den Wissenschaften, der Kunst und Naturwissenschaft, der Kirchen- und Heimatgeschichte, der Musik und Schriftstellerei gewidmet haben. Andere wieder waren Ordensgeistliche und Missionare, die in allen Erdteilen segensreich gewirkt haben. Aus den Reihen unserer Heimatpriester gingen hervor; Bischöfe, Äbte, Pröbste, Domherren, Prälaten, Kommissare, Dechanten, Universitätsprofessoren, Gymnasialdirektoren, Schulinspektoren und Religionslehrer. Ihre Namen haben noch heute einen guten Klang und sollen unvergessen bleiben. Vier Heimat-söhne wurden Bischöfe; Anastasius Sedlag aus Dittmerau war um die Mitte des 19. Jahrhunderts Bischof der Diözese Kulm in Westpreußen, Johannes Aßmann aus Branitz (1833 bis 1903) war Armeebischof in Berlin. Josef Martin Nathan (1887 bis 1947) aus Stolzmutz war Bischof in Branitz. Der Missionsgeistliche Emanuel Könner aus Sabschütz, wurde 1948 Missionsbischof in Brasilien. Ein hervorragend tüchtiger Mann war Bernhard Thill aus Wernersdorf (1698 bis 1753), der 19 Jahre hindurch Abt der Zisterzienserabtei Rauden bei Ratibor war. Von ihm rühmt der Ordenskatalog: er war im Kloster ein staunenswerter Segen. Je mehr Arbeit war, desto mehr strengte er sich an. 1752 legte er in Leobschütz den Grundstein zum Gymnasium.

Karl Proske aus Gröbnig (1794 bis 1861) war zuerst Arzt, wurde Priester, dann Domherr in Regensburg, wo er ein bedeutender Reformator der Kirchenmusik wurde. Ein Gedenkstein ziert noch heute seine Geburtsstätte.

Anter Adalbert ebenfalls aus Gröbnig (1811 bis 1905) war Probst und infulierter Prälat im Ordensstift zu Lauban. Er war der älteste Heimatpriester, dem es ver-gönnt war, das 70. Priesterjubiläum zu feiern.

Ottenberger Johann aus Gröbnig (1760 bis 1838) war Deutschordenspriester, dann Pfarrer in Braunseifen und schließlich Deutschordensprobst und Dechant in Troppau. Aus Bladen stammten zwei tüchtige Jugenderzieher und Religions-lehrer: Deponte Andreas (1752 bis 1818) und König Samuel (1772 bis 1849). Ersterer war als Pfarrer von Nassiedel Verfasser eines Katechismus und Schul-inspektor im Kommissariat Katscher. Letzterer war ein ausgezeichnete Mathe-matiker und Physiker am Franziskanergymnasium in Leobschütz.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens zeichneten sich zwei tüchtige Direk-toren aus: Johann Flögel aus Dt.-Neukirch (1760 bis 1818) und Anton Koske aus Leobschütz (1765 bis 1823). Beide traten als junge Geistliche in das königliche Schulinstitut in Oppeln ein und wurden Gymnasialprofessoren. Flögel wurde Di-rector des Gymnasiums in Oppeln und später in Neiße. Koske leitete das Gymnasium in Glatz, wo er dann Stadtdechant wurde. Sein ältester Bruder Ignatz (1763 bis 1823), ebenfalls ein tüchtiger Schulmann, war Schulinspektor und Dechant in Leobschütz. Er war ein Virtuose im Orgelspiel und komponierte mehrere Kirchenlieder sowie Grabgesänge. Anton Stanjek aus Hohndorf (1778 bis 1856) widmete sich ebenfalls dem höheren Schulfach. Er war zunächst Lehrer in Glogau, wirkte von 1803 bis 1823 als Professor der lateinischen und deutschen Literatur in Leobschütz, wurde daselbst Stadtpfarrer, Dechant und Schulinspektor. Sein Name ist bekannt als Verfasser vieler lateinischer und deutscher Gedichte.

Auf der Zisterzienserschule in Rauden wirkten mehrere hervorragend gelehrte Heimatsöhne. Deponte Heinrich aus Katscher (1680 bis 1736), Proske Lorenz aus Katscher (1694 bis 1756), Hrabek Anton aus Klemstein (1741 bis 1806). Proske war ein berühmter Latinist, er konnte die 150 Psalmen auswendig. Als ihm ein Dachstein auf den Kopf fiel, verlor er sein glänzendes Gedächtnis und kannte nicht einmal die Namen seiner Ordensmitbrüder. Hrabek war ein ausgezeichnete Mathematiker, Naturwissenschaftler und Physiker. Regierungsschulräte in Oppeln waren Kanonikus Karl Ullrich in Katscher (aus Piltsch 1801 bis 1876). Dechant Anton Seidel in Tropowitz (1766 bis 1822) aus Königsdorf und Alois Gaerth aus Leobschütz (1789 bis 1855). Letzterer ist der Gründer des Adalbert-Hospitals in Oppeln, wo er als Stadtpfarrer, Geistlicher Rat und Regierungsschulrat angestellt war und seit 1844 als Domkapitular in Breslau instituiert wurde. Als hervorragender Historiker schrieb er ein Geschichtsbuch der ehemaligen Johanniterkommende Gröbnig und der Zisterzienserprobstei Kasimir. Als Domherr fungierte Franz Larisch aus Nassiedel (1797 bis 1858) in Kulm, Valentin Frank aus Hochkretscham (1800 bis 1862) in Posen, Dr. Karl Herber aus Nassiedel (1788 bis 1853). Letzterer war Universitätsprofessor und verfaßte mehrere kirchenhistorische Bücher. Wilhelm Frank aus Zülkowitz (1858 bis 1909) war Reichstagsabgeordneter in Berlin, Erbauer mehrerer Kirchen in Berlin, Verfasser von Diasporaschriften und Reiserzählungen. Wohl als der beste Kirchenhistoriker galt Johann Hein (Heyne) aus Leobschütz (1804 bis 1871), der als Kustos des Domstiftes ein umfassendes Werk der Kirchengeschichte des Bistums Breslau in vier Bänden herausgegeben hat. Mehrere Heimatpriester waren Ehrendomherren von Kremsier, so alle fürsterzbischöflichen Kommissare von Katscher. Franz Karl Reittenhardt aus Tropowitz (1777 bis 1784), Johannes Stanjek aus Hochkretscham (1756 bis 1812), Franz Lauffer aus Kreisewitz (1761 bis 1837), Karl Ullrich aus Piltsch (1801 bis 1876), Anton Richtarsky aus Hratschein (1822 bis 1893), Robert Sterz aus Bauerwitz (1823 bis 1909), Ignaz Mais aus Krotfeld (1843 bis 1916), Prälat Josef Martin Nathan aus Stolzmutz (1867 bis 1947). Den Titel Ehrendomherr erhielten auch manche Pfarrer. So der Stadtpfarrer Josef Dreßler (1808 bis 1891) in Leobschütz und Stadtpfarrer Johann Müller in Leobschütz aus Leimerwitz (1868 bis 1943); der Ehrendomherr von Breslau Prälat Karl Ullitzka aus Jernau gebürtig 1873. Er war nach dem ersten Weltkriege 1919 Reichstagsabgeordneter, ein Führer des Zentrums und glänzender Redner im Abstimmungskampfe. Er ist auch als Schriftsteller tätig und Verfasser mehrerer Werke. Skalnik Johann aus Hochkretscham (1766 bis 1835) war Ehrendomherr von Breslau und Kremsier. Der aus Katscher gebürtige Josef Peter war 1772 Kanonikus in Nikolsburg. Als Kreisschulräte fungierten bis zum Kulturkampfe die fürsterzbischöflichen Kommissare in Katscher und die in der Breslauer Diözese angestellten Heimatgeistlichen. Adolf Rinke aus Roben (1803 bis 1886) Erzpriester in Reichenbach im gleichnamigen Kreise. Johann Gnosdek aus Nassiedel (1795 bis 1851) Erzpriester in Bärwalde im Kreise Münsterberg. Johann Hawlitzky aus Poßnitz (1801 bis 1865) Erzpriester in Berun im Kreise Pleß, Karl Weckert aus Löwitz (1820 bis 1874) Pfarrer in Rauden im Kreise Rybnik. Das Schulwesen im

Kreise Leobschütz und im Hultschiner Lande leiteten und organisierten in der Periode nach den Schlesischen Kriegen bis zum Kulturkampfe die Fürstbischöflichen Kommissare in Katscher, denen ausgezeichnete Pädagogen in den drei Dekanaten als Schulinspektoren zur Seite standen, wie Dechant Seidel in Tropowitz, Deponte in Nassiedel, Josef Bolik aus Osterwitz, Dechant in Hultschin, Franz Wemmer aus Katscher, Pfarrer in Bladen und andere. Ignaz Bolik aus Osterwitz (1779 bis 1825) war Direktor des Lehrerseminars in Oberglogau, wo er als Stadtpfarrer starb. Als Religionslehrer wirkten am Gymnasium in Oppeln Josef Alker aus Zauchwitz, Josef Flögel aus Dt.-Neukirch und Johann Huß aus Pilsch in Gleiwitz. Alois Hänsel und Heinrich Kirsch aus Leobschütz und Alois Moch aus Wernersdorf in Leobschütz. In Glatz Anton Kostke aus Leobschütz, in Breslau Dr. theol. und phil. Peschke aus Leobschütz. Als Universitätsprofessor amtierte Dr. theol. Paul Heinisch aus Leobschütz in Nymwegen in Holland, Verfasser mehrerer alttestamentlicher Bücher. Ein Kind der Stadt Leobschütz ist auch der gegenwärtige päpstliche Hausprälat und Kapitelsvikar des Fürsterzbistums Breslau, Dr. Ferdinand Piontek. Er wurde nach dem Tode von Kardinal Bertram mit der Leitung der Erzdiözese Breslau beauftragt und von Papst Pius XII. mit den Rechten eines residierenden Bischofs in dem von ihm verwalteten Gebiet des Görlitzer Anteils westlich der Oder-Neiße-Linie betraut. Aus Eglau stammte der Dekan der päpstlichen Protonotare in Rom Dr. Josef Wilpert. Seine großartigen Erfolge in der Katakombenforschung haben ihm Weltruf verschafft und hohe Auszeichnungen eingetragen. Er ist der Verfasser mehrerer archiäologischer Werke und Schöpfer farbenprächtiger Kunstblätter, die heute zu den kostbarsten Schätzen der christlichen Kunstgeschichte zählen. Nur einer sei noch genannt: P. Anton Odersky. Am 19. Juni 1825 zu Hultschin geboren, wurde er am 1. Juli 1849 in Breslau zum Priester geweiht. Sein erster Wirkungskreis war Dt.-Krawarn. Nach vier Jahren kam er nach Leobschütz, wo er als Kaplan bis zu seinem Tode verblieb. Er starb im Rufe der Heiligkeit. Es gab in Leobschütz kein Haus, das er nicht gekannt hätte. Überall war er zur Stelle, wo es leibliche, geistige oder seelische Not gab. Er war ein besonderer Freund der Jugend. Im Jahre 1859 gründete er den Gesellenverein und blieb sein beliebter und verehrter Präses bis zum Tode. Er rief die „Grauen Schwestern“ zur Krankenpflege nach Leobschütz, und die „Armen Schulschwestern“ für die Schule und den Unterricht. Als er starb hat ganz Leobschütz ihn zu Grabe getragen. Ströme von Tränen sind geflossen und liebende Herzen verehrten ihn schon damals Heiligen. Wir können über das Leben dieses Mannes wirklich die Worte schreiben: Der Eifer für den Herrn und sein Haus verzehrt mich.

Diese Männer seien erwähnt als Beispiel dafür, daß unsere Heimat alle Zeit große Priestergestalten hervorgebracht hat. Mögen auch in Zukunft aus den Reihen der Vertriebenen unserer engeren Heimat recht viele Priesterberufe hervorgehen.

Religiöse und weltliche Gebräuche und Sitten unserer Vorfahren

Von einem Heimatpfarrer gesammelt aus alten Kirchenbüchern und Chroniken

Die Chorknaben der Kirche in Katscher gingen im 17. und 18. Jahrhundert am 12. März, dem Feste des hl. Gregorius, dem Reformator des Kirchengesanges und der Chormusik in die Häuser vornehmer Bürger, sangen ein sehr altes Lied zu Ehren des Heiligen und erhielten kleine Geschenke. Bei ihrem Umgange trugen sie Fähnchen aus Papier, auf denen Bilder des Heiligen gemalt waren. Diese Gewohnheit, die gewiß sehr alt war, stammt aus jenen Zeiten, in welchem an diesem Tage von den Schulen ein eigenes Fest zu Ehren des hl. Gregorius gefeiert wurde. Diese Sitte beweist, daß Katscher schon in den ältesten Zeiten eine wohleingerichtete Schule gehabt haben muß. Sie war bis 1810 eine Musterschule für viele Knaben, die sich auf der Zisterzienserschule in Rauden dem Lehr- und Priesterberuf widmeten. In der Stadtpfarrgemeinde Katscher bestand in früheren Zeiten die Gewohnheit, daß die Bewohner eines Hauses, in dem ein Todesfall eintrat, vom Augenblick des Todes bis nach der Beerdigung jede Arbeit ruhen ließen. Dieser Brauch wurde nicht nur von den Angehörigen des Verstorbenen beobachtet, sondern auch von allen anderen Hausgenossen und zwar nicht bloß bei Todesfällen Erwachsener, sondern auch kleiner Kinder. Bei Leichenbegängnissen wurde früher auf dem Lande den Leichenbegleitern im Trauerhause Butterbrot und Branntwein vorge-setzt. In Leobschütz gab es keinen Totenschmaus — im südlichen Kreise wurde Kaffee und Rosoli (Schnapslikör) serviert, jedoch wurde von dem ersteren wenig und von dem letzteren noch weniger genossen.

In Troplowitz wie überhaupt in den westlichen Gebirgsdörfern des Kreises wurde beim Taufschmaus reichlicher als anderwärts der Wein aufgetischt und getrunken. Die Stippen waren daselbst splendider und besser besucht als an anderen Orten. Die Gebirgsbewohner des Kreises waren in Kost und Kleidung den Bewohnern des flachen Landes einen Schritt voraus.

Bei Leichen vornehmer Personen versammelten sich in den Städten und an jenen Orten, wo Spitäler vorhanden waren, die Spitalleute und beteten an der Totenbahre den dreifachen Rosenkranz. In den Dörfern kamen die alten und armen Leute zur Gebetsandacht für den Verstorbenen zusammen und erhielten dafür ein kleines Brot oder Semmeln.

In der Fastenzeit wurde bis zum Jahre 1780 auf dem Lande allgemein kein Fleisch gegessen. In Leobschütz, Katscher und Bauerwitz wurde in der Faste von den Lehrern und Kindern nachmittags um 3 Uhr eine Andachtsübung gehalten, die unter dem Namen Miserere oder auch Salve bis ins 19. Jahrhundert bekannt war. Die Schulkinder beteten singend das Vaterunser, das Ave Maria, das Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote und ein Fastengebet, hierauf wiederholten vier Schulknaben eine auswendig gelernte Lektüre des Katechismus in Frage und Antwort. Am Karfreitag zogen in ganz alten Zeiten in Leobschütz Kreuzträger, in lange, rote Leinwandkleider gehüllt, das Gesicht verdeckt, schwere Kreuze tragend und sich selber geißelnd von der Pfarrkirche zur Klosterkirche. Durch diesen öffentlichen

Aufzug wurde die Leidensgeschichte des Heilandes dargestellt. Der Genuß des Osterlammes hörte mit der Abschaffung der Schafzucht auf.

Religiöse Aufzüge waren in den früheren Zeiten vorherrschend. In Leobschütz und Katscher wurde das Standbild der Gottesmutter von sechs weiß gekleideten Jungfrauen in der Prozession getragen, andere Standbilder wie z. B. das des hl. Florian und die Kirchenfahnen wurden von den jungen Männern getragen. Nach Errichtung der Marienstandbilder in Leobschütz (1738) und in Katscher (1692) hielt man in den Sommermonaten am Sonnabend wie auch an allen Marienfeiertagen öffentliche Andachten unter musikalischer Begleitung ab. In den Dörfern wurden öffentliche Gebetsandachten vor den Standbildern des hl. Johannes von Nepomuk abgehalten.

Beim Pfingst- und Königsreiten erschienen früher junge Bauernburschen mit Kreuz und Fähnlein im feierlichen Zuge um die Kirchen, wo ihnen der bestellte Festgottesdienst gehalten wurde. In Leobschütz konnte man um 1770 vornehme und reiche Bürgerkinder im 6. und 7. Jahre in Mönchs- und Nonnenhabite gekleidet sehen. Die Einkleidung erfolgte durch den Franziskanerguardian, nachdem er die Habite benediziert hatte.

Zwei große am Fuße des Hochaltars stehende Leuchter sollen als ein altes Insigne gelten, daß eine Kirche die Rechte einer Pfarrkirche genieße; man findet sie heute noch vereinzelt in den Kirchen.

Um das Jahr 1760 wurden an manchen Pfarrorten noch Kirchenstrafen verhängt. Sie bestanden in der Regel als Abgabe von 1 bis 5 Pfund Wachs für die Kirche oder als Zahlung von 1 bis 3 Talern in die Kirchenkasse. Der Pfarrer konnte damals jeden zu einer solchen Strafe verurteilen, der am Sonntag oder Feiertag den Gottesdienst verabsäumte und zu knechtlichen Arbeiten benutzte. Die meisten Gelöbnistage wurden in der Zeit von 1750 bis 1800 eingeführt. Wenn eine Gemeinde durch Feuer oder Hagelschlag schwer heimgesucht wurde, so setzte sie einen Tag, gewöhnlich den Jahrestag des Unglücks fest, um an demselben Gott um Abwendung ähnlichen Unglücks zu bitten. In der Regel wurde am Gelöbnistage eine feierliche Feldprozession gehalten. Leobschütz, Dt.-Neukirch, Sauerwitz und andere Orte, die in früheren Zeiten durch Brände gelitten haben, feiern den Gelöbnistag am Feste des hl. Florian am 4. Mai, des Schutzpatrons in Feuersgefahr. Der Gelöbnistag in Katscher wurde am Feste des hl. Antonius im Jahre 1772 eingeführt, da im Jahre vorher ein schwerer Hagelschlag die gesamte Ernte vernichtete. Die Gemeinde Leisnitz, Sabschütz und Schönbrunn halten den Oktavtag von Fronleichnam als Gelöbnistag, da an diesem Tage im Jahre 1799 diese Orte von einem schweren Unwetter mit Hagelschlag heimgesucht wurden. Die Gemeinde Soppau feiert zwei Gelöbnistage seit 1750, den ersten am 23. Juni wegen erlittenen Wetterschadens, den zweiten zu Michaelis wegen einer schweren Feuersbrunst. Waissak feiert seinen Gelöbnistag am 4. Oktober, dem Feste des hl. Franziskus.

Das Läuten der Glocken bei Gewittern wurde im Jahre 1790 auf Befehl der Regierung verboten, da bisweilen der Glöckner beim Einschlagen des Blitzes töd-

lich getroffen wurde. Um das Jahr 1820 wurden an den Kirchtürmen die ersten Blitzableiter angebracht.

Die Kolende, oder der Neujahrsumgang der Geistlichen und des Schullehrers (Kantors), wie er heute noch in Oberschlesien besteht, wurde im Jahre 1820 auf Wunsch der Regierung abgeschafft.

Das Vierzigstündige Gebet wurde im Jahre 1766 eingeführt. Am 3. Februar ist durch den Generalvikar in Olmütz Graf von Podstazky für diese Andacht das erteilende Breve des Papstes Clemens XIII. in der ganzen Diözese publiziert worden.

Die Andachtsübung des Kreuzweges findet zuerst in Leobschütz im Jahre 1785 seine Einführung und wurde nicht viel später auch in den anderen Pfarreien in der Fastenzeit gehalten. Der katholische Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus“ mit der Antwort „In Ewigkeit Amen“ ist in unserer Gegend um das Jahr 1740 üblich geworden. Er diente als Erkennungszeichen der Katholiken im Gegensatz zu den heimlichen Protestanten, deren es noch viele in Kreuzendorf, Badewitz, Neudorf, Sabschütz und anderen Orten gab.

Am Feste des hl. Apostels Jakobus des Älteren (25. Juli) wurde in früheren Zeiten vielfach auf dem Lande, so in Schönbrunn und Soppau ein geschmückter Bock unter Feierlichkeiten vom Turm herabgestürzt. Gewiß eine barbarische Sitte, deren Zweck und Bedeutung nicht erklärt werden konnte.

Selbstmörder wurden früher an den Grenzen begraben. Die Gräber für diese waren ein rundes Loch, in das die Leichen stehend vergraben wurden.

Denkwürdigkeiten aus der Heimat in alter Zeit

Im Jahre 1260 erschienen die ersten Kreuz- und Geißelbrüder in unserer Heimat. Ihre fanatischen Bußübungen waren eine religiöse Epidemie, die sich allgemein bis zum Jahre 1350 verbreitete. Ohne Unterschied des Standes und des Alters zogen die Büßenden prozessionsweise, bis auf die Hüften entblößt, durch die Straßen und geißelten sich mit ledernen Riemen bis aufs Blut. Den voranschreitenden Kreuz- und Fahnenträgern folgten paarweise die Flagellanten. Das Schauspiel gefiel dem Volke und hatte Zulauf. Jeder, der sich diesem Zuge anschloß, mußte 34 Tage außer Landes wandern und sich täglich geißeln, denn nur so sollte er göttliche Erbarmung erlangen. Das Trauerspiel schloß mit den Worten: Daß Christus über die Laster der Menschen außerordentlich erzürne und daß nur durch diese Geißelung die göttliche Verzeihung wieder zu erlangen wäre. Diese Schwärmerie wurde anfangs geduldet, aber mit der Zeit aufs schärfste bekämpft, als sich die Flagellanten gegen die Lehre der Kirche und für die Abschaffung der Sakramente einsetzten. Ihre Anführer wurden mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt.

Um das Jahr 1270 war in Schlesien jeder verpflichtet, sich beim öffentlichen Aufgebot zur Heeresfahrt zu stellen. Wer es unterließ, wurde bestraft. War er reich, so mußte er eine Kuh, war er arm, so mußte er ein Schaf abliefern.

Im Jahre 1211 verbreitete sich das Magdeburger Recht über Schlesien wie auch über das Gebiet von Troppau und Leobschütz, Kaiser Ferdinand I. schaffte es 1547 ab und führte die Appellationskammer in Prag ein.

Am 20. 2. 1353 wurde der Peterspfennig eingeführt als eine päpstliche Kopfsteuer, die jährlich von jeder Person nach Rom bezahlt werden mußte.

Schon um 1400 blühte die christliche Caritas. Wohlhabende Bürger machten Stiftungen (Foundationen), von deren Zinsen Kleider, Wäsche und Lebensmittel an die armen Leute verteilt wurden. Im 15. Jahrhundert wurde die schwarze Farbe als Zeichen der Trauer eingeführt, vorher trauerte man in gelber Kleidung.

Im Jahre 1525 wurden zum ersten Male in den Kirchen Almosenkästen aufgestellt. Um 1350 blühte das Ordenswesen in unserem Kreise. Dem Nonnenkloster der hl. Klara zu Troppau gehörte das Dorf Hochkretschan an. Die Dominikanerinnen in Ratibor übten das Patronat aus über Bauerwitz, Eiglau, Tschirmkau, Bieskau, Osterwitz und Krug. Das Franziskanerkloster in Leobschütz wurde von dem Herzog Johann dem Frommen im Jahre 1448 gegründet. Hier predigte im Jahre 1454 der berühmte Mönch Johannes von Capistran mit Eifer gegen die hussitische Irrlehre und begeisterte die Gläubigen zum Kampfe gegen die Türken.

Zur Hebung des christlichen Lebens entstanden unter geistlicher Leitung Bruderschaften oder Fraternitäten, die ihre besondere Andacht der Jungfrau Maria und anderen Heiligen widmeten. In Leobschütz bestand ein Verein zum Lobe Gottes und zum Dienste der Jungfrau Maria. Mit der Ausbreitung der lutherischen Lehre lösten sich die Bruderschaften auf.

Den Diözesanen bot man im Mittelalter durch zahlreiche Festtage Gelegenheit, den gottesdienstlichen Verpflichtungen obliegen zu können. Nach den Statuten des Bischofs Johann II. von Olmütz aus dem Jahre 1349 mußten 44 kirchliche Feiertage mit Enthaltung jeglicher Arbeit gefeiert werden. Diese Festtage waren: Weihnachten, und die drei folgenden Tage, Fest der Beschneidung, Epiphanie, Bekehrung Pauli, Mariä Reinigung, Mathias, Mariä Verkündigung, Ostern mit drei folgenden Tagen, Georg und Adalbert an einem Tage, Philippus und Jakobus, Kreuzauffindung, Christi Himmelfahrt, Pfingsten mit zwei folgenden Tagen, Fronleichnam, Johannes der Täufer, Peter und Paul, Margareta, Maria Magdalena, Jakobus der Ältere, Laurentius, Mariä Himmelfahrt, Bartholomäus, Mariä Geburt, Kreuzerhöhung, Wenzel, Michael, Lukas, Mathäus, Simon und Judas, Allerheiligen, Martin, Christinus, Nikolaus, Katharina, Andreas und Thomas, außerdem noch Cyrillus und Methodius. Im Laufe der Zeiten wurden die meisten Feste der Heiligen auf Wunsch der Regierung im Einverständnis mit der bischöflichen Behörde auf den kommenden Sonntag verlegt.

Die uns aus dem Jahre 1473 überlieferten bischöflichen Nachrichten erwähnen, daß die Bewohner des Herzogtums Troppau-Leobschütz stets die besten Katholiken und recht gläubig waren.

In den Jahren 1395, 1436 und 1460 herrschte in unserem Kreise eine große Wohlfeilheit. So konnte sich 1443 jeder Mensch für einen Heller Eßwaren kaufen und satt essen. Im Jahre 1460 kostete ein Pfund Fleisch 2 Pfennig, ein Mittagessen 10 Pfennig, ein Paar Schuhe 16 Pfennig, ein Paar Stiefel 60 Pfennig, ein Männer-

rock 75 Pfennig, 1 Pfund Kerzen 13 Pfennig, ein Tagelöhner verdiente 9 Pfennig. Im Jahre 1469 blühten Anfang März die Blumen und Obstbäume. Am 24. Juni wurden reife Äpfel auf den Markt gebracht. Und zu Peter und Paul war man mit der Ernte fertig. Die Jahre 1545, 1572 und 1679 brachten sehr gute Ernten, so daß 1 Scheffel Gerste 2¹/₂ Groschen, 1 Scheffel Korn 8 Groschen und 1 Scheffel Weizen 12 Groschen kostete.

Im Jahre 1580 wurde laut kaiserlicher Verordnung den schlesischen Ständen bekanntgegeben, daß der bisherige Zinsfuß von 10 bis 15 Prozent nicht mehr als 6 Prozent betragen durfte bei Verlust des halben Kapitals.

Elementare Ereignisse, die unsere Vorfahren im Kreise Leobschütz erlebt haben

(Brände, Unwetterkatastrophen, Überschwemmungen, Erdbeben, Hitze, Kälte, Naturerscheinungen, Kriegsverwüstungen, Seuchen und Pest).

Von den elementaren Ereignissen müssen wir in erster Linie die verheerenden Feuersbrünste erwähnen, die im Laufe der Jahrhunderte Städte und Dörfer wiederholt heimgesucht und ganz oder zum größten Teil in Schutt und Asche gelegt haben. Da im Mittelalter die Häuser, Stallungen und Scheunen nur aus Holz, Lehm und Stroh aufgeführt und die Straßen und Gassen recht beengt waren, dazu ein Mangel an Feuerlöschgeräten bestand, war es erklärlich, daß sich die Feuerflammen schnell ausbreiten konnten, bei denen nicht selten Menschen und Vieh den Tod in den Flammen fanden. Im Jahre 1476 gingen bei den verheerenden Bränden in Leobschütz in kaum einer Stunde über hundert Wohnhäuser in den Flammen auf und bei dem großen Brande im Jahre 1603 wurde die ganze Stadt vernichtet.

Im Jahre 1014 herrschte eine große Hitze, Trockenheit und Dürre, zumal es von Ostern bis in den September hinein nicht geregnet hatte. Infolgedessen verdorrte das Getreide, Gras und Gemüse. Es gab kein Futter für das Vieh, das größtenteils verendete. Bäche und Brunnen waren ausgetrocknet. In den Teichen und Dorf-tümpeln wurde das Wasser stinkend und alle Fische starben ab.

Im Jahre 1069 haben sich am 5. März drei deutlich voneinander unterscheidende Sonnen am Firmamente gezeigt, hatten die gleiche Klarheit und waren über zwei Stunden sichtbar.

1170 waren in einer Nacht drei Monde über acht Stunden zu sehen.

1241 haben die Tartaren alle Städte und Dörfer im Kreise verwüstet und viele Menschen in Sklaverei geführt.

1264 wurde am Firmament ein großer Komet mehrere Wochen lang beobachtet. Die Kriegszüge der Polen im 11. und 12. Jahrhundert, der Plünderungszug der Mongolen im Jahre 1241 und der 1253 erfolgte Raubzug des Fürsten Daniel von Halicz schädigten Land und Leute in furchtbarer Weise. Der von Rossehufen zerstampfte Acker, die rauchenden Trümmer niedergebrannter Ortschaften waren

traurige Zeugen von den grauenvollen Tagen der Verwüstung. Nur wenige Tage währte der Durchzug des Daniel von Halicz, aber entsetzlich war das Plündern, Sengen und Morden. Alle Dörfer im Oppa-, Troja- und Zinnalande waren durch Feuer vernichtet worden. Man konnte den verwüsteten Acker bald wieder bestellen, die geraubte Habe ersetzen, die eingäscherten Hütten des Dorfes rasch zusammenzimmern, aber nicht so leicht den Verlust der Menschen ersetzen, welcher sowohl durch Tötung, als vielmehr noch durch das Fortschleppen der wehrlosen Bevölkerung in die Gefangenschaft so entsetzlich war. Des Kriegers kostbare Beute waren die Gefangenen, die, wenn sie nicht losgekauft werden konnten, der Sklaverei verfielen.

Als im Jahre 1138 die Stadt Würzburg durch ein Erdbeben zerstört wurde, haben die Bewohner unseres Kreises heftige Erdstöße verspürt, desgleichen wurde in ganz Schlesien im Jahre 1258 ein starkes Erdbeben wahrgenommen. Bei dem Erdbeben im Jahre 1443 wankten die Häuser, und die Glocken auf den Türmen läuteten von selbst.

Im Jahre 1315 erschienen zwei Kometen; hierauf erfolgte schon im Herbst eine anhaltende Frostperiode, sodaß die Äcker nicht bestellt werden konnten und eine entsetzliche Hungersnot eintrat. Es war schrecklich zu hören, daß die Eltern ihre toten Kinder und die Kinder ihre verstorbenen Eltern wegen des unerträglichen Hungers afaßen. Diese unglückselige Zeit der großen Teuerung war begleitet von Seuchen und Pest und währte drei Jahre hindurch.

1337 erschien ein Komet, der vier Monate sichtbar war, nach seinem Verschwinden ein zweiter, der zwei Monate zu sehen war. Darauf erfolgte abermals eine große Hungersnot.

1339 am 30. Juli hatte sich die Sonne am Tage dermaßen verfinstert, daß man meinte, es wollte Nacht werden. Die Ursache dieser ungewöhnlichen Naturerscheinung waren ungeheure Heuschreckenschwärme, die gleich Wolken die Sonne verfinsterten und großen Schaden anrichteten an Feldfrüchten, Bäumen und Gräsern.

1348 und die folgenden Jahre herrschte in ganz Europa eine heftig wütende Pestilenz, der schwarze Tod genannt. Ein Drittel der Menschheit starb dahin.

1375 verwüstete ein furchtbarer Hagelschlag den südlichen Kreis und vernichtete die ganze Ernte.

1405 suchte eine große Überschwemmung Dörfer und Städte heim, bei der viele Menschen und Vieh ertranken, Häuser und Brücken zerstört wurden.

1415 war am 7. Juli eine so große Finsternis, daß die Sterne am Tage wie zur Nachtzeit geleuchtet haben. Man mußte in den Häusern Kerzen anzünden. Die Vögel fielen aus der Luft auf die Erde nieder.

Von 1427 bis 1432 durchzogen die Hussitenheere den Kreis und zerstörten Dörfer und Städte. Die Bewohner flohen vor diesen fanatischen Horden in die Wälder. Darauf erfolgte eine große Hungersnot, die Leute nährten sich von Kräutern und Wurzeln. Die Hussitenkriege (1424 bis 1434) hatten unzählige Bürger in der Heimat aus ihren bisherigen Beschäftigungen verdrängt. An das Kriegsleben gewöhnt, vermochten sie nicht mehr, sich einem geordneten Staats-

leben zu fügen. Sie zogen es vor, unter Hauptleuten fremden Interessen zu dienen oder auf eigene Faust in größeren oder kleineren Banden als Räuber und Wege-lagerer, als Freibeuter und Raubritter das Land jahrelang unsicher zu machen. Dieses Räuberwesen war eine wahre Pestbeule für unser Heimatland und fand sogar bei den adeligen Rittern Anklang. Man hatte sich seit der Hussitenzeit daran gewöhnt, die Kirchengüter und das Eigentum fleißiger Bürger und Kaufleute zu plündern. Solche Raubritter waren auch die Herren von Birka auf Nassiedel, von Würben auf Dt.-Neukirch, von Stosch auf Olbersdorf und auf der Schellenburg bei Jägerndorf. Im Jahre 1443 durchstreiften große Haufen Räuber aus Böhmen und Polen Oberschlesien und plünderten die bischöflichen Güter, sowie auch die der geistlichen Orden. Herzog Wilhelm von Troppau bekämpfte das Raubrittertum, ließ die Freibeuter gefangennehmen und konfiszierte ihre Güter. Im Jahre 1470 fielen feindliche Heere von Breslau, Schweidnitz und Neisse in das Troppauer Fürstentum ein, eroberten das Schloß Geppersdorf, töteten zwanzig Personen und nahmen siebzig gefangen.

Im Jahre 1483 riß eine andere Plage, eine sich stark ausbreitende Seuche in unserem Lande ein, wodurch sehr viele Ortschaften alle Einwohner verloren. 1485 ist an einem Tage in der Fastenzeit die Sonne verfinstert gewesen, daß zwischen Tag und Nacht kein Unterschied war.

1486 waren zu St. Georgi ungewöhnliche Schneemassen niedergegangen, die den Erdboden drei Meter hoch bedeckten.

1511 wurde unsere Heimat von einem starken Erdbeben heimgesucht, viele Gebäude stürzten ein und begruben die Bewohner unter den Trümmern. Ebenfalls hatte ein solches im Jahre 1590 in Schlesien, Mähren und Böhmen ungeheueren Schaden angerichtet.

Im Jahre 1523 fand die Reformation in unserem Kreise durch Prädikanten aus Jägerndorf Eingang. Eine große Gefahr für unser Land waren die Türken, die Wien 1529 belagerten.

Die Sekten der Wiedertäufer und der mährischen Brüder (Pikarditen) haben 1538 viele Anhänger gefunden, die Kaiser Ferdinand 1554 aus seinen Ländereien ausweisen ließ.

1543 herrschte ein heißer Sommer, das Getreide wurde notreif, es gab kein Wasser, eine große Teuerung setzte ein. Eine solche war auch 1539 zu verzeichnen, da wegen anhaltender Regenmassen im Herbst die Felder nicht bestellt werden konnten.

1542 haben die Heuschrecken an den Feld- und Gartenfrüchten großen Schaden angerichtet.

Am 11. Juni 1574 folgte nach starkem Sturmwind ein schwerer Hagelschlag. Die Hagelkörner hatten die Größe von Hühnereiern, waren dreieckig, spitzig und gleichsam wie mit einem Bohrer durchbohrt. Dieses Unwetter hatte an den Gebäuden, Dächern und Fenstern, wie in Gärten, Feldern und Wäldern ungeheueren Schaden angerichtet.

Vom Jahre 1580 ab bis in die Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege grassierte die Hexenverfolgung, denen auch viele Personen aus dem Kreise zum Opfer

fielen. Die Chronisten berichten, daß schon im Jahre 1581 Hexen und Zauberinnen aus den Dörfern gefangen nach Leobschütz gebracht wurden, wo sie unter entsetzlichen Qualen Geständnisse ablegen mußten und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden.

1584 folgte auf eine große Mißernte eine entsetzliche Hungersnot, so daß viele Menschen im Genuß ungewöhnlicher tierischer Speisen, Kräuter und Wurzeln den Unterhalt und die Rettung des Lebens suchen mußten.

1593 gab es eine große Überschwemmung, bei der Hunderte von Menschen und noch mehr Vieh in den Wasserfluten den Tod fanden.

1597 herrschte eine furchtbare Teuerung: ein Scheffel Korn kostete drei Reichstaler in Gold.

1609 war eine so strenge Kälte, daß viele Menschen und viel Vieh erfroren sind. Die Wölfe kamen am Tage in die Dörfer und richteten großen Schaden an.

1629 gab es eine Mißernte, da das Getreide infolge anhaltenden Regenwetters verdorben war.

1664 am 15. und 16. Mai vernichtete ein starker Frost die Baumblüte samt der Obsternte.

1671 hatte es so viel Raupen gegeben, daß sie in den Obstgärten die Bäume kahl fraßen und sogar den Leuten in die Häuser und Stuben gekrochen kamen.

Im Dreißigjährigen Kriege herrschte ein großes Elend unter den Bewohnern des Kreises. Schon 1615 war infolge einer Seuche ein großes Sterben, 1630 eine furchtbare Teuerung, 1632 bis 1636 war die Pest, der mehr als die Hälfte der Menschen zum Opfer fielen. Dörfer und Städte waren verödet.

1670 sind infolge der großen Kälte viele Menschen und Tiere erfroren.

1736 fiel die Ernte aus, da infolge anhaltender Regenfälle nichts in die Scheunen gebracht werden konnte und das Getreide auf den Feldern verfaulte.

In den Jahren 1683 bis 1698 brachten die Türkenkriege unseren Vorfahren schwere Lasten durch beständige Heeresdurchmärsche, durch Leistungen von Vorspanndiensten, Einquartierungen, Requirierungen von Lebensmitteln war das Land vollständig erschöpft.

1739 herrschte bis zur Ernte eine ungewöhnliche Kälte, der bald ein sehr kalter Winter folgte, wobei viele Menschen, Haus- und Waldtiere erfroren. Wie der Chronist berichtet, sollen in Böhmen, Mähren und Schlesien über 1 Million Schafe, 110 000 Schweine, 46 000 Rinder und 5 000 Pferde zu Grunde gegangen sein.

In den Jahren 1831, 1836 und 1864 herrschte die asiatische Cholera in unserem Kreise, der mehrere hundert Personen zum Opfer fielen.

Ebenso raffte die furchtbare Typhusseuche viele Tausende im Jahre 1848 dahin.

Im Jahre 1878 hat eine furchtbare Mäuseplage fast die ganze Ernte vernichtet.

Verlorenes Glück

Waldvogel über der Heide,
Der klagend die Heimd mied,
Ich glaube, wir beide, wir beide
Haben dasselbe Lied.

Dir hat ein Sturm aus Norden
Zerstört das heimische Nest,
Auch mir ist entrissen worden,
Was mein ich wähnte so fest.

Wir wollen zusammen singen
Das Lied vom verlorenen Glück
Und wollen uns weiter schwingen;
Wann kehren wir wieder zurück?

II. TEIL

Schöne Heimat



Leobersdorf — Ring — Mariensäule

Unsere liebe Frau von der Heimat

Wenn man den Feldweg von Pilgersdorf nach Tropowitz geht — er wird von Ausflüglern aus der Stadt und dem Kreise Leobschütz gern gewählt wegen des schönen Ausblickes auf den Altvater und die Vorberge jenseits der Oppa —, so stößt man auf halbem Wege auf ein liebliches Idyll: Eine Marienbildsäule, umrahmt und überschattet von elf Lindenbäumen, an dem wohl selten ein Wanderer achtlos vorübergeht. Auf einem einfachen Sockel steht eine lebensgroße Mutter-Gottes-Figur aus Sandstein mit dem Jesuskinde auf dem linken Arm, dem Zepter in der rechten Hand und das Haupt bekrönt, in kunstvoller Barockausführung.

Sie ist um 1760 im Auftrage des Grafen Sedlnitzky, des Erbauers der Tropowitz Kirche aufgestellt worden. Die Krone, das Zepter und der Saum des reich gefalteten Mantels waren einst vergoldet, wie ein leichter Schimmer es heute noch andeutet. Das Angesicht Marias ist überaus schön geformt, lieblich und zart, und die beseelten, nach oben gerichteten Augen strahlen freudige Glückseligkeit aus, als ob sie einen Blick in den Himmel getan hätten. Überrascht steht der Wanderer davor, faltet unwillkürlich die Hände und grüßt die Gottesmutter und ihr Kind mit einem stillen Gebet und bittet sie um Schutz und Segen. An der Vorderseite des Sockels hängt in einem Metallreifen eine kleine Vase, die fast immer mit Blumen geschmückt ist.

Diese Statue ist symbolisch für unseren Heimatkreis, wo die Marienverehrung mit dem Glaubensleben der Bewohner untrennbar verbunden war.

Überall standen die Bildstöckl, der Gottesmutter geweiht. Auf den Marktplätzen unserer Städte fehlte nirgends die Mariensäule, und von vielen Häusern herab grüßte uns ihr Bild.

Diese Liebe zur Gottesmutter haben sich die Heimatvertriebenen auch in der Fremde bewahrt. Vertrauensvoll wenden sie sich in ihrem Leid an sie und mit Vorliebe wallfahrten sie auch in der Fremde zu den Gnadenstätten unserer lieben Frau. Es war deswegen das schönste Geschenk, das der Hl. Vater symbolisch allen Heimatvertriebenen machen konnte, als er der Pfarrgemeinde Gandersheim eine herrliche Marienstatue schenkte, die er selbst weihte und die den Namen trägt: „Unsere liebe Frau von der Heimat“.

An den Gnadenstätten der Heimat

„Geleite durch die Welle, das Schifflin treu und mild, zur heiligen Kapelle, zu deinem Gnadenbild.“

Ein altes Sprichwort sagt: „Zu Mariä Geburt, ziehn die Schwalben furt.“ Aber nicht nur das Herz unserer gefiederten Sänger wird um diese Zeit von einer Sehnsucht nach der Ferne erfüllt, sondern auch das Herz der Menschen. Diese Sehnsucht prägt sich aus in den Wallfahrten, die gerade zu Mariä Geburt stattfinden. Wie oft sind wir an diesem Fest nach Annaberg gepilgert. Große Prozessionen zogen aus allen Dörfern dahin. Aber auch Wartha und Albendorf waren beliebte Wallfahrtsorte. Wir sind daheim überhaupt gern gewallfahrtet, zu allen Zeiten des



Unsere liebe Frau am Feldweg Pilgersdorf — Tropelowitz

Jahres. An den Kreuzfesten pilgerten manche zum Kreuzkirchlein nach Ratsch oder besuchten das Hl. Kreuz in Roßwald. Andere wallfahrteten gern nach St. Josef und dem Kapellenberg bei Neustadt.

Am liebsten aber besuchten wir die Wallfahrtskirche am Burgberg und das traute Kirchlein Maria Hilf bei Zuckmantel. Wer von uns wäre nicht schon einmal auf dem Burgberg gewesen? Wer kann den Blick je vergessen, den man von der Höhe des Burgberges oder von der Schellenburg herab in unser gottgesegnetes Heimatland und die Berge des Altvaters hatte? Wer hätte nicht schon einmal vor dem Gnadenbild der Schmerzensmutter in der Burgbergkirche gekniet? Und wie still war es immer in dem Kirchlein der Salvatorianer, das so lieblich am Waldesrand des Burgberges liegt. Niemals werden wir Leobschützer den Burgberg vergessen können, der in unser Heimatland herüber grüßte.

Die Burgbergkirche wurde leider in den letzten Kriegswochen schwer beschädigt, ein Turm brannte völlig aus. So vom Krieg gezeichnet, grüßte sie traurig zu uns herüber, als wir Abschied von unserer Heimat nehmen mußten. Wir haben nur den einen Wunsch, daß es uns vergönnt sein möge, noch einmal vor dem Bilde der Schmerzensmutter knien zu können. Aus weiter Ferne rufen wir ihr zu:

Das Land, das uns geboren,
In dir bleibts unverloren.
Laß uns aus Qual und Wehen,
Die Heimat neu erstehen!
Maria, schreite du voraus,
Führ uns zurück ins Vaterhaus,
O Maria.

Schöne Heimatkirchen

Die Bewohner aus Stadt und Kreis Leobschütz sind bei der Aussiedlung zum großen Teil in die Diaspora gekommen. Sie haben hier nicht regelmäßig Gottesdienst und müssen dazu vielfach weite Wege machen. Beim hl. Meßopfer, das in kahlen und schmucklosen Räumen, in evangelischen Kirchen, Sälen und Schulen gefeiert wird, erinnern sie sich schmerzlich an ihre schöne Heimatkirche. Mit Weh-



Wallfahrtskirche am Burgberg



Tropowitz — Teilansicht der Pfarrkirche

mut denken sie daran, wie feierlich daheim immer der Gottesdienst war. Wir können ohne Übertreibung sagen, daß fast alle unsere Kirchen im Kreise Leobschütz die reinsten Schmuckkästchen waren. Als Beispiel besonders schöner Kirchen sei die Kirche von Troplowitz herausgegriffen. Wer nach Troplowitz in der Gebirgsecke kam, hat es wohl nie versäumt, sich diese Kirche anzuschauen, schon wegen ihrer imposanten Architektur und der herrlichen Malerei.

Die Troplowitzer Kirche ist groß und weiträumig. Auf schweren Pfeilern ruht ein mächtiges Tonnengewölbe, geziert mit wertvollen Freskogemälden. Die Malerei stammt von dem Tiroler Maler Matthias Lasser aus dem Jahre 1733 wie ein Chronogramm in der Sakristei berichtet. Durch Dachstuhlbrände, das Einsickern des Wassers und Verstaubung waren die Bilder sehr schadhafte geworden, zum Teil unkenntlich, und sie wurden auf Anregung des Ortspfarrers in den dreißiger Jahren durch Professor Fey-Lichterfelde im Auftrage des Kultusministeriums erneuert, d. h. ausgebessert und gereinigt. Die Malerei ist Architekturmalerei. Auf den Pfeilern der Kirche baut sich das himmlische Jerusalem auf mit Säulen und Gewölben. Durch die offenen Gewölbe erblickt der Beschauer auf drei großen Plafondgemälden die drei göttlichen Personen in himmlischer Herrlichkeit. Auf dem ersten über dem Altarraume Gott Vater auf dem Throne sitzend, umschwebt und angebetet von Engeln; auf dem zweiten über dem Schiff Gott Sohn inmitten der Apostel, hinweisend auf den Hl. Geist und im dritten Gemälde dargestellt mit den Heiligen in ungetrübter Glückseligkeit. Diese großen Plafondgemälde sind umrahmt in den Gewölbekappen von Personen und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, die auf die Hl. Dreifaltigkeit Bezug haben. Im Presbyterium sind es die vier großen Propheten, die Könige David und Salomo und Abraham; im Schiff der Kirche die Taufe im Jordan, die Verklärung, die Aussendung der Apostel und die Frage Christi an die Juden: Was dünkt euch von Christus, wessen Sohn ist er? Über dem Orgelchor ist noch ein viertes Plafondgemälde: Das Konzil von Nicäa und die Verurteilung des Arius, der das Dogma von der Hl. Dreifaltigkeit zerstören wollte. Dazu in der linken Gewölbekappe der hl. Bischof Augustinus mit dem Knäblein am Meeresstrande (Legende) und in der rechten der Bischof Hilarius, der zwölf Bücher über die Trinität geschrieben hat. Unerwähnt darf nicht bleiben die Marienkapelle mit drei ganz herrlichen Gemälden — sie sollen in Farbe und Komposition die schönsten sein — „Mariä Himmelfahrt“ an der Decke, die „Verkündigung“ auf der einen und die „Heimsuchung“ auf der anderen Wandseite. Die Personen voll Leben und Bewegung. Den Engel Gabriel sieht man noch herabschweben.

Ein Meisterwerk der Holzschnitzkunst birgt die Kirche noch, ein Werk, das in seiner Idee und Ausführung wohl nur einmal in Deutschland vorkommt. Es ist die barocke Schiffskanzel, von Hartmann aus Wartha geschnitzt, farbig und reich vergoldet: das Schifflein Petri mit den drei Aposteln, die das Netz in das bewegte Meer auswerfen und vollgefüllt mit Fischen herausziehen. Da fehlt nichts, was zu einem Schiff gehört. Da ist der Mastbaum, die Strickleiter, das Segel, der Anker und hoch oben auf dem Mast der Stern mit den Initialen des Namens Maria. Unter dem Schiff das silberne schäumende Wasser, der Seefang und am Ufer die Palme.



Tropowitz — Hochaltar in der Pfarrkirche

Außerdem schmückt die Kirche noch ein reich geschnittener und vergoldeter Hochaltar in Barockart mit drei Engelpaaren zu beiden Seiten des Tabernakels und Säulchen, darüber ein Baldachin in Gold zu Aussetzungszwecken und an der Wand das von Engeln gehaltene Bild der Hl. Dreifaltigkeit in breitem barocken Goldrahmen. Nimmt man hinzu je einen Beichtstuhl in schöner Ausführung mit den vergoldeten Figuren des hl. Petrus und der Büsserin Magdalena zu beiden Seiten des Altares und in den beiden Nischen des Presbyteriums links den holzgeschnitzten und vergoldeten Taufstein von demselben Meister Hartmann und rechts das Grabmal des Grafen Julius von Sednitzky in weißem, rotem und schwarzem Marmor in demselben Stil und als Abschluß des Altarraumes die geschnittene Kommunionbank, so ergibt das ein Bild von solcher Geschlossenheit und Schönheit, wie es eines Heiligtums würdig ist.

Zwei Seitenaltäre mit den Bildern des hl. Johannes von Nepomuk und der hl. Barbara im Schiffe der Kirche, und ein Altar in der Kapelle mit dem Bilde der Hl. Familie vollenden die Ausstattung des Kirchenraumes.

Große Söhne unserer Heimat

Die Größe und Bedeutung eines Landes zeigt sich immer in seinen großen Persönlichkeiten. Schlesien hat viele große Männer hervorgebracht, die zum Teil führend in Literatur, Kunst und Kultur waren. Auch aus unserer engeren Heimat, dem Kreise Leobschütz, sind viele bedeutende Männer hervorgegangen. So weit sie den vergangenen Jahrhunderten angehörten, ist schon an anderer Stelle von ihnen berichtet worden. Hier seien nur einige unserer Zeitgenossen besonders erwähnt, die im öffentlichen Leben, in Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst Hervorragendes geleistet haben und zum Teil noch leben. An erster Stelle müssen wir hier unseres großen Bischofs Joseph Martin Nathan gedenken.

Bischof Josef Martin Nathan, Weihbischof der Erzdiözese Olmütz, Titularbischof von Arycanda und sein Werk

Bischof Joseph Martin Nathan war eine Persönlichkeit, die im deutschen Osten allgemein bekannt war. Am 11. November 1867, am Feste des hl. Martin in Stolz-mütz, Kreis Leobschütz, als Sohn des Lehrers Joseph Nathan und dessen Ehefrau Antonie geb. Odersky geboren, und am 23. Juni 1891 in Breslau von Kardinal Kopp zum Priester geweiht, kam er als junger Kaplan nach Branitz, wo er sein Lebenswerk vollbringen sollte. Mit einer ganz großen Liebe zu allen Kranken und Notleidenden legte er mit dem Bau des Marienstiftes und der Berufung der ersten Marienschwestern im Jahre 1897 den Grundstein zu der berühmten Branitzer Heil- und Pflegeanstalt, in der zuletzt 2000 Insassen versorgt und gepflegt worden sind. Nachdem im Jahre 1902/03 das erste große und geräumige Haus für Geistes- kranke erbaut worden war, entstanden in schneller Reihenfolge all die anderen



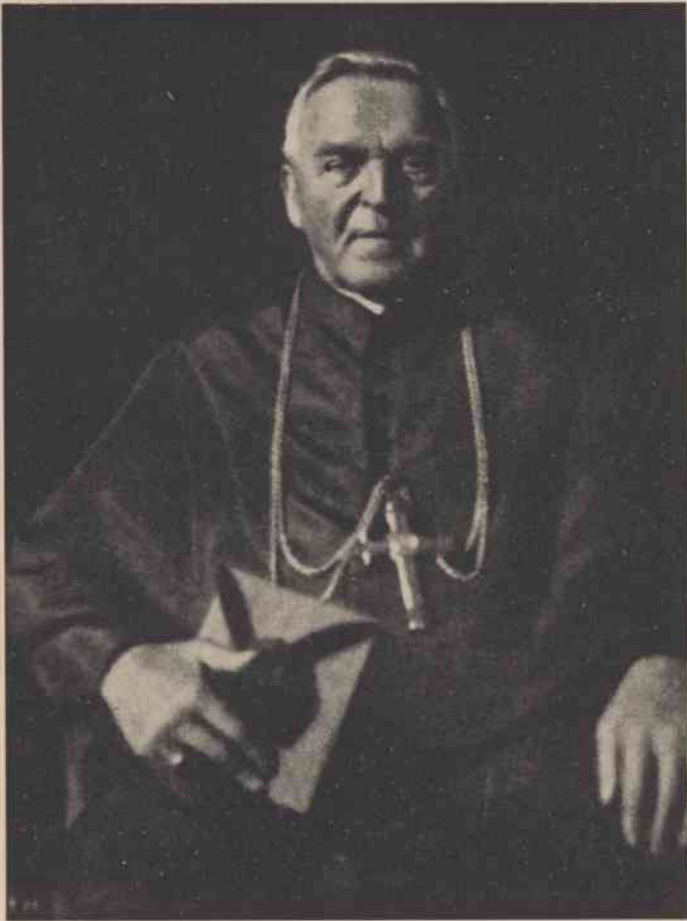
Tropolwitz — das Schifflein Petri in der Pfarrkirche

Bauten des gewaltigen Komplexes der Heil- und Pflegeanstalt. Er wandte dabei das sogenannte Pavillonsystem an, das der Anstalt inmitten von herrlichen Parkanlagen den freundlichen Charakter gab. Zuletzt war es eine Stadt für sich, erbaut auf einem Flächenraum von 10 Hektar, mit der herrlichen Basilika als krönenden Mittelpunkt, dem Schwesternhaus, dem großen Festsaal, der Zentralküche, mit eigenen Werkstätten auf dem Handwerkerhof, mit sehenswerter Dampfwäscherei, eigener Bäckerei, elektrisch betriebener Mühle, mit eigener Fleischerei und Gärtnerei. Durch den Erwerb der beiden Rittergüter Burg-Branitz und Krug mit zusammen über 1000 Morgen wurde die Ernährung der Kranken auch in Notzeiten sichergestellt. Wie weise diese Maßnahme war, zeigte sich in der Kriegs- und Inflationszeit. Im Jahre 1908 hatte er das Rochusbad bei Neißa erworben, das später als Noviziat für die Marienschwestern diente. Desgleichen kaufte er in Bad Landeck das Haus „Caritas“ zur Erholung der über 100 Schwestern und anderer leichter Kranken. Neben dem Bau eigener Villen für die Ärzte errichtete er auch das allgemein bekannte Exerzitenhaus, von dem viel Segen in religiöser Hinsicht ausging. Nicht unerwähnt soll das modern ausgestattete St. Raphaelsstift in Burg-Branitz bleiben, in welchem über hundert gefährdete und verwahrloste Kinder von einem Geistlichen Direktor und drei weltlichen Lehrern betreut und erzogen wurden. Als Krönung seines Werkes hatte Prälat Nathan den Bau eines Forschungsinstitutes für Gehirn- und Nervenkrankheiten geplant. Der imposante Bau wurde noch ausgeführt, die Einrichtung konnte nicht mehr erfolgen, da mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus die Zukunft aller geistlichen Anstalten in Frage gestellt wurde. So wurde der Bau anderen Zwecken zugeführt. Wer einmal den ganzen Gebäudekomplex der Branitzer Heil- und Pflegeanstalt eingehend besichtigen konnte, der wird sich im stillen gefragt haben, wie das ein einziger Mann fertigbringen konnte. Er selbst hat einmal bescheiden geäußert: „Wenn ich nicht Priester wäre, dann hätte ich das nicht alles schaffen können.“ Wer ihn kannte, der weiß, daß die Liebe zur leidenden Menschheit, seine durch und durch caritative Gesinnung, die Triebfeder für sein Handeln war. Wie hoch er allgemein geschätzt wurde, ersieht man daraus, daß er im Jahre 1913 als Abgeordneter für den Wahlkreis Leobschütz in den Reichstag gewählt wurde. Bis 1919 übte er neben seiner beruflichen Arbeit die Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter aus. 1916 wurde er nach dem Tode von Kanonikus Maiß in Katscher zum Fürsterzbischöflichen Kommissarius für den preußischen Anteil ernannt, der damals die Dekanate Leobschütz, Branitz, Katscher und Hultschin umfaßte. Seit 1924 verwaltete Joseph Nathan den Diözesananteil als Erzbischöflicher Generalvikar. Im selben Jahr von Papst Benedikt XV. zu seinem Hausprälaten erwählt, wurde er 1926 von Papst Pius XI. zum Apostolischen Protonotar befördert. Trotzdem blieb Prälat Nathan immer der Seelsorger, der rastlos für das Wohl der ihm anvertrauten Gläubigen sorgte. Er errichtete 12 neue Pfarreien und 5 neue Seelsorgestellen. Neue Kirchen wurden erbaut, unter anderem auch die schicke Kirche seines Geburtsortes Stolzmutz. In monatlichen Rekolektionen und regelmäßigen Konferenzen sammelte er die Geistlichen seines Anteils um sich, und suchte auf jede Art und Weise den religiösen Stand der ihnen anvertrauten Gläubigen zu heben.

Nach der Einverleibung des Sudetenlandes ins deutsche Reich im Jahre 1938 übertrug ihm der Olmützer Erzbischof die Leitung über dieses ganze Gebiet, soweit es zur Olmützer Diözese gehörte. Damit unterstanden ihm 26 Dekanate mit einer Bevölkerungszahl von 789 900 Seelen, von denen nach der damaligen Statistik 735 558 Katholiken waren. Manche deutsche Diözese ist nicht so groß. — Ein gerütteltes Maß von Arbeit lastete seitdem auf ihm, die er aber mit einer Energie und Frische bewältigte, die in Erstaunen setzte. Olmütz konnte ihm nur den Kanonikus Dr. Tinz zur Unterstützung in dieser Arbeit schicken. Deshalb errichtete er das Seelsorgeamt, in das er einige Geistliche seines Anteils berief. Es war nur selbstverständlich, daß er im Jahre 1943 zum Titularbischof von Arycanda und zum Weihbischof von Olmütz ernannt wurde. Die Weihe vollzog Bischof Maximilian Kaller, dessen Vater aus Branitz stammte, unter Assistenz von Bischof Heinrich Wienken und Weihbischof Ferche aus Breslau. Die Bischofsweihe fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in der von ihm selbst gebauten Anstaltsbasilika statt.

Die letzten Lebensjahre dieses großen Mannes waren erfüllt mit dem ganzen Leid des deutschen Ostens. Im Februar 1945 hörte man bereits den Kanonendonner in Branitz. Seit 1941 war ein Teil der Anstaltsgebäude als Lazarett eingerichtet worden. In der Karwoche 1945 erfolgte ein heftiger Fliegerangriff auf Branitz, das nun schon seit Wochen Kampfgebiet war. Das Hauptgebäude mit dem Generalvikariat und der Registratur wurden ein Raub der Flammen. Auf äußerstes Drängen und Bitten verließ Exzellenz zu Fuß in Richtung Freudenthal sein Lebenswerk. Es war ergreifend, ihn in Freudenthal wiederzusehen. 14 Kilometer hatte der Achtundsiebzigjährige zu Fuß, neben seinen Kranken einhergehend, zurückgelegt. Müde und voller Trauer über die Vernichtung seines Lebenswerkes und den Untergang Deutschlands, war er doch so voller Gottvertrauen. Deshalb ging er bald nach der Rückkehr mit aller Energie daran, durch Notbedachung von den Gebäuden zu retten, was zu retten war, ja zum Teil auch wieder ganz neu aufzubauen. In dieser furchtbaren Zeit konnte man sich an ihm aufrichten. Er gab uns allen immer wieder neuen Mut, wenn wir verzagen wollten. Wie mancher Priester seines Anteils ist 20 Kilometer und mehr gepilgert, um sich bei ihm Rat und Trost und — Meßwein zu holen, denn durch eine glückliche Fügung hatten die Russen einen Teil des eingelagerten Weines nicht gefunden.

Im September 1945 wurde ihm die Verwaltung entzogen und von Dr. Kominek Oppeln übernommen. Kurz nach unserer Ausweisung wurde auch er im härtesten Winter 1946, am 21. Dezember von den Polen ausgewiesen. Trotz hohen Fiebers wurde er in ein Auto geschafft und über die Grenze nach Troppau gebracht. Mit einer Lungen- und Rippenfellentzündung kam er in Troppau an und starb dort im Marianum sechs Wochen später, am 30. Januar 1947. Am 4. Februar wurde er beerdigt. Trotz der tragischen Verhältnisse in jener Zeit ist es ein echt bischöfliches Begräbnis gewesen. Über hundert Priester, viele Schwestern und eine große Volksmenge nahmen daran teil. Dr. Karlik war als Vertreter des erzbischöflichen Konsistoriums erschienen, als Vertreter des Domkapitels Dr. Tinz. Anwesend waren auch der apostolische Administrator für den tschechischen Anteil der Erz-



Bischof Josef Martin Nathan aus Branitz O/S, Weihbischof der Erzdiözese Olmütz,
Titularbischof von Arylicanda

diözese Breslau Prälat Dr. Onderek, sowie Vertreter des Olmützer und Weidenauer Priesterseminars, des Kollegiatkapitels von Kremsier und der Stadt Troppau. Kurze Zeit später starb auch sein engster Mitarbeiter Stiftsrat Gaideczka.

Unser hochwürdigster Bischof ist von uns gegangen. Es ist uns, als hätten wir mit ihm ein letztes Stück unserer Heimat verloren. Aber wir haben dafür einen mächtigen Fürbitter beim lieben Gott gewonnen. Vielleicht mußte dieses Opfer noch gebracht werden. Wir hoffen zuversichtlich, daß wir die Gebeine unseres Bischofs noch einmal in sein Mausoleum überführen können, daß er sich auf dem Anstaltsfriedhof errichtet hatte, und in dem schon sein Bruder Spiritual Alois Nathan ruht.

Wir konnten ihm nicht das letzte Geleit geben. Aber wir vergessen ihn nicht. Unser Dank für seine Liebe, seine Sorge, sein Opfer soll unser Gebet für ihn sein und das Gelöbnis der unverbrüchlichen Treue zu unserem heiligen Glauben, zu der er uns so oft gemahnt und die er uns so vorbildlich vorgelebt hat.

Ein Kind des Leobschützer Landes als Bischof in Brasilien

Am 19. März 1948 wurde Praelatus nullius Emanuel Kö n n e r S. V. D. in Belo Horizonte in Brasilien von dem päpstlichen Nuntius zum Bischof geweiht. Der neue Bischof ist ein Kind der Gemeinde Sabschütz, Kreis Leobschütz. Sein Vater hatte nur ein kleines Häuschen und war Stellmacher. Nach dem Wunsche des Vaters sollte der kleine Emanuel Lehrer werden, aber sein Ideal war Missionar. Das war die größte Freude seiner Mutter, die eine eifrige Förderin der Mission war. Er trat in Heiligkreuz bei Neißa ein, machte seine höheren Studien in Mödling bei Wien und wurde 1910 zum Priester geweiht. Als junger Missionar zog er nach Portugiesisch Ostafrika in die Sonbefimission. Aber im ersten Weltkrieg wurde er von den Portugiesen in Lissabon interniert. Nach dem Kriege besuchte er noch einmal seine Heimat und fand auch noch seine Mutter am Leben. Jetzt wurde ihm Brasilien als Wirkungsort bestimmt. Er wurde Rektor in Belo Horizonte, dann Provinzial der Steyler Ordensprovinz in Brasilien, Praelatus nullius in der Prälatur Foz do Ignassu und jetzt dort Bischof. Sein Wirkungskreis umfaßt 90 000 Quadratkilometer und zählt 80 000 Seelen und liegt zwischen den Flüssen Ignassu, der Brasilien von Argentinien scheidet, dem Parana und dem Ivahy im Osten. Acht Zehntel des Gebietes ist Wald, Hauptprodukte sind Mais, Bohnen, Schweine und Pferde.

Exzellenz Emanuel Kö n n e r ist der vierte Bischof, der in den letzten hundert Jahren aus dem Kreise Leobschütz hervorgegangen ist. Bischof Anastasius Sedlag von Kulm aus Dittmerau, Armeebischof Johannes Abmann aus Branitz, Weihbischof Josef Martin Nathan aus Stolz müt z und Bischof Emanuel Kö n n e r aus Sabschütz.

Leobschütz, ein Kulturzentrum im schlesischen Raum

In all den Jahren, da man fern der Heimat weilt und nur in der Erinnerung durch die alten Gassen gehen kann, klingt das Lied der Heimat schöner und jubelnder denn je in unserem Herzen. Heute ist längst versunken und längst verklungen, was einst mit zur Melodie dieses Liedes gehörte und der Inbegriff aller Sehnsucht und jedes Heimwehs: Die Kunstwerke unserer Heimat sind in fremder Hand, zum Teil in Schutt und Asche geworfen, wir hören keine Leobschützer Musik mehr. Ich weiß nicht, ob noch viele an das Leobschützer Musikleben, an die vielen musikalischen Aufführungen oder an das Kunstschaffen im Leobschützer Lande denken. Ich glaube, wer jemals in unserer geliebten Heimat Musik und Kunst erlebt hat, der wird sie nie vergessen.

Und so wollen wir einige Leobschützer Persönlichkeiten herausstellen, die im Kulturleben unserer Stadt Hervorragendes geleistet haben und deshalb auch würdig sind, ihrer für ihre hohen und edlen Genüsse in großer Dankbarkeit zu gedenken.

Leobschütz erreichte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in künstlerischen, besonders musikalischen Darbietungen einen Höhepunkt, der unsere kleine Stadt weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt machte. Diese kulturelle Leistung war das Werk unseres unvergeßlichen Lehrers und Konrektors Bruno Krause. Bruno Krause war ein Idealist durch und durch. „Man kann nicht gut genug vom Menschen denken“, war sein Wahlspruch und seine positive Einstellung zur Welt. Für alles Höhere und Gute im Menschen und in der Welt, für die Schönheit der Natur und der Kunst konnte er sich lebhaft begeistern. Er liebte den Humor und die Gesellschaft und konnte blütenreich unterhalten wie Heinrich Heine. Sein tiefster Wunsch war, durch wahre Kunst, Musik, Tanz usw. das Volk geistig und sittlich zu fördern und über den Alltag emporzuheben, es für alles Schöne in der Welt zu begeistern.

Bruno Krause, am 1. Oktober 1866 in Ratibor geboren, amtierte als Lehrer in mehreren Städten des oberschlesischen Industriegebietes und kam 1893 nach Leobschütz, wo er als Lehrer, Freund der Jugend, Dirigent und Künstler bis ins hohe Alter segensreich gewirkt hat. Nach Studium bei Professor Ochs und Nikisch brachte er es durch intensive Selbststudien und Selbstkritiken zu dem Künstlertum, das ihn weit und breit bekannt machte. In Leobschütz fand Krause neben seiner Berufsarbeit recht bald Gelegenheit, seine Liebe zur Kunst und vor allem zur Musik zu betätigen. Als bewährter Dirigent übernahm er die Leitung des Männergesangvereins „Liedertafel“.

Krause fesselte durch Eigenart und Phantasie beim Dirigieren, die sich von vielen Traditionen frei machte. Seine Zeichengebung war im Wechselspiel der Hände so überredend, beschwörend und ausdrucksreich, daß die deutliche Klangvorstellung sich mühelos übertrug. Was er an Geste, an Bewegung der rastlosen Hände und des mitfiebernden Körpers von sich gab, war einmalig. Dazu leuchteten seine hellen, zwingenden Augen und eine ungeheure Konzentration strömte von diesem

Dirigenten aus, die sich schließlich auch auf seine Mitwirkenden und Künstler ausbreitete.

Seine Aufführungen in Leobschütz hatte Krause auf eigenes Risiko und aus eigenen Mitteln finanziert. Er war zufrieden, wenn die Unkosten gedeckt wurden. Große Fehlbeträge, die es auch manchmal aus irgendwelchen Gründen, z. B. Schlechtwetter gab, glich er aus seiner Tasche aus. Seine ganzen Ersparnisse opferte er der Kunst. Dem körperlichen und gastlichen Wohlergehen der Künstler galt Krauses besondere Fürsorge. Rührende Dankesbriefe zeigten, daß sich die Künstler bei ihm und ihren Leobschützer Gastgebern recht wohl gefühlt haben und immer gern an Leobschütz und seine Gastgeber zurückdachten.

Krause reiste fast zu allen in der Kunstwelt maßgebenden Veranstaltungen und kannte wohl auch alle großen Künstler und Künstlerinnen Deutschlands in ihrer Kunst. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn für Krause zu seinen Aufführungen in Leobschütz stets die besten und passendsten Kräfte gerade gut genug waren, so z. B. zur Aufführung der „hl. Elisabeth“ von Franz Liszt jene Kammersängerin, die auf der Wartburg die hl. Elisabeth schon zu wiederholten Malen gesungen hatte: „Selma von Scheidt“. Als „Franziskus“ von Edgar Tinel wählte er den Tenor, der die kultivierteste, weichste Stimme hatte. Auswärtige Kritiker sagten: Das Lied der Liebe kann nur der Eine singen: „Felix Senius“. Zu Krauses Konzerten sangen u. a. wiederholt: Rudolf Matzke, Adolf Löltgen, Martin Abendroth, Hermann Schey, Anton Bürger, Franz Geßner, Paul Papsdorf, Karl Ludwig Lauenstein, Arno Schellenberg, Karl Schmidt-Walter, Hermann Nissen, Ida Harth, Paula Weinbaum, Agnes Leydhecker, Frau Freund-Mott.

Beschäftigte sich Krause mit einem Werk, das er zur Aufführung bringen wollte, so vertiefte er sich monatelang vorher Tag und Nacht in das Werk, um dessen Entstehungsursachen und sicher auch in allen Einzelheiten die Eigenart und Wesensart des Komponisten zu ergründen. Er beherrschte dann das Werk auch bis in alle Einzelheiten, und es gelang so dann auch immer, das Werk zu einem großen künstlerischen Erfolge zu führen. An Musikwerken führte Krause in Leobschütz mit dem Männergesangverein „Liedertafel“ unter anderem auf: „Der Stern von Bethlehem“ von Johannes Rheinberger, „Die Kreuzfahrer“ von N. W. Gade, „Die Jungfrau von Orleans“, „Walpurgisnacht, Elias“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy, „Das Glück von Idenhall, der Rose Pilgerfahrt“ von Robert Schumann, „Die Schöpfung, die Jahreszeiten“ von Joseph Haydn, „Das Lied von der Glocke, Odysseus, Fritjof“ von Max Bruch, „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius, „Requiem“ von Wolfgang Amadeus Mozart, „Rhapsodie, ein deutsches Requiem“ von Johannes Brahms, „Jephtha, Judas Makkabäus, Messias und Acis und Galathea“ von Friedrich Händel, „Weihnachtsoratorium“ von Johann Sebastian Bach. Den Höhepunkt in Krauses Kunstschaffen und ein tiefes Erlebnis für den weiten Kreis der schlesischen Musikfreunde war es, als er am 5. Januar 1925 mit den Breslauer Philharmonikern die IX. Symphonie von Ludwig van Beethoven aufführte. Als anschließend Landrat Dr. Klaus ihm für seine außerordentlichen hohen Verdienste um das Kulturleben in Leobschütz als Geschenk des Kreises und der Stadt eine meisterhafte Beethoven-Büste überreichte,

war wohl keiner im überfüllten Saale, der nicht von ganzem Herzen in diesen tiefen Dank eingestimmt hätte.

Mit dieser Aufführung trat Bruno Krause als genialer Künstler von der Bühne ab, da der Arzt ihm aus gesundheitlichen Rücksichten diese anstrengende Tätigkeit untersagte. Aber sein Wirken im Musikleben der Stadt Leobschütz war noch lange nicht zu Ende. Sein weiteres Verdienst um das Kulturleben in unserem Heimatstädtchen war es, die größten deutschen Künstler, zum Teil von internationalem Ruf, zu Konzerten und Aufführungen nach Leobschütz zu verpflichten. Es ist wohl etwas ganz besonderes, wenn in einem Städtchen wie Leobschütz Künstler wie Professor Kulenkampf, Kurt Schubert, Floritzel von Reuter, Petschnikoff, das Klingler-Quartett, das Rosé-Quartett, das Tiedemann-Quartett, das Elly-Ney-Trio, das Claudio-Aran-Trio, Professor Thiel mit seinem Chor, der Mozart-Chor Berlin, Professor Dorn mit den schlesischen Philharmonikern Konzerte gaben, Ruth Schwarzkopf, der größte deutsche Tänzer Harald Kreutzberg und das Ballett der Berliner Staatsoper in Leobschütz gastierten. Die weltberühmten Wiener Sängerknaben kamen einmal von Wien nach Leobschütz und konzertierten unmittelbar danach in Berlin und London. Das berühmte „Quartetto di Roma“ unterbrach seine Reise von Rom nach Berlin allein in Leobschütz, die weltberühmte Dresdener Tänzerin Palucca kam einmal unmittelbar von einem Auftreten in der Reichskanzlei nach Leobschütz. Professor Wilhelm Kempff war wenige Wochen nach seinem Konzert in Leobschütz und Besuch bei Krauses Gast des japanischen Kaiserpaares. Auch vom Ausland rief Krause bedeutende Künstler nach Leobschütz. Zu einem Schubert-Abend „Die schöne Müllerin“ holte sich Krause einen bekannten dänischen Tenor. Neben dem „Quartetto di Roma“ gastierte die „Böhmische Bläservereinigung“ und das indische Ballett „Menaca“ in unserem Heimatstädtchen.

Es war kein Wunder, daß Leobschütz durch Bruno Krause einen bedeutenden Ruf als Kulturzentrum im schlesischen Raum genoß wie kaum eine zweite Stadt. Wenn Krause mit seinem Chor konzertierte, war das Haus voll. Die Zuhörer kamen nicht nur aus Stadt und Land zu seinen Aufführungen, sondern auch von jenseits der Grenze und aus dem Industriegebiet. Ein Lob an dieser Stelle auch Krauses treuen Mitarbeitern. Sängern, Sängerinnen und Instrumentalmusikern aus Stadt und Land, die stets trotz übler Hetze von Neidern mit Begeisterung ihr Bestes gaben und mit Freuden dem Rufe dieses großen Mannes folgten und somit wesentlich dazu beitrugen, daß Krauses Aufführungen so vortrefflich und künstlerisch gelangen.

Krause war ein unbestechlicher Diener echter Kunst und erstrebte in ihr immer nur das Höchste. In den Jahren nach 1933 zog sich Krause mit Bedauern aus dem Wirken im Kulturleben unserer lieben Heimatstadt zurück, da er die Fesseln der Hitlerdiktatur nicht ertragen konnte und die nun gebotene Kunst sein Abscheu war.

Heute ist Krause nicht mehr. In aufrichtiger Dankbarkeit gedenken wir dieser hervorragenden Dirigentenpersönlichkeit, dieses begeisterten Schönheitsfreundes und gütigen Menschen unserer lieben Heimat und senden einen stillen Gruß ihm

und seiner gleichgesinnten Gattin zu ihren Gräbern in Liegnitz und Löbau, wo ihre Leiden auf der qualvollen Todesfahrt im Oktober 1945 ein Ende fanden.



Als Bruno Krause das Dirigentenpult verließ, stand bereits ein neuer Mann als würdiger Nachfolger auf dem Musikpodium in unserer lieben Heimatstadt, und die großen Erfolge, die der Männergesangverein „Liedertafel“ durch seinen genialen Chormeister erntete, wurden durch den Ende 1922 gegründeten Leobschützer Orchesterverein mit seinem Stabführer Josef Radwansky fortgesetzt. Josef Radwansky war als ehemaliger Militärmusiker ein begeisterter Anhänger der instrumentalen Musik. Die größte Bewunderung unter uns Leobschützer Musikfreunden löste allein schon die Tatsache aus, daß es diesem einfachen geraden Mann neben seinem aufreibenden Postdienst noch möglich war, ein Orchester aus Liebhabern zusammenzustellen, dieses siebzehn Jahre zusammenzuhalten und auf eine Höhe zu führen, das in weiten Kunstkreisen unserer schlesischen Heimat entsprechend gewürdigt und lobend hervorgehoben wurde.

Hauptsächlich stand zunächst sein schöpferisches Wirken im Dienst der Kirche. Er schulte das junge Orchester in wöchentlichen Proben und machte es reif für Aufführungen von Messen, kirchlichen Gesängen usw. Seine Liebe zur Kirchenmusik, die er stets in den Dienst zur höheren Ehre des Allerhöchsten gestellt hatte, wird dadurch besonders bestätigt, daß er diese in den Jahren nach 1933 mit demselben Eifer übte und pflegte wie zuvor, obwohl er ob dieser seiner festhaltenden idealen Bestrebung seitens der örtlichen Machthaber kleine und große Anfeindungen auch in seinem Amt zu bestehen hatte. Josef Radwansky strebte danach, seinem Orchesterverein Ansehen und Geltung zu verschaffen. Mit seinen Orchestermitgliedern, die ihm stets treue Gefolgschaft leisteten, wagte er nach kurzer Zeit schon den ersten Schritt in die Öffentlichkeit mit einem volkstümlichen Konzert. Dieses erste Konzert war ein Erlebnis für Leobschütz. Durchschnittlich jeden Monat wartete dann der Orchesterverein mit einem volkstümlichen Konzert auf, das stets eine musikalische Delikatesse für die Leobschützer musikliebende Bevölkerung war. Damit wuchs aber die Arbeit des Orchesterdirigenten ins Unendliche und drohte ihn manchmal zu ersticken. Radwansky blieb seiner Sache treu und führte sein Orchester zu Ruhm und Ehren. Neben den erwähnten Konzerten war der Orchesterverein bald ein gesuchter und begehrter Partner bei Aufführungen anderer Kulturvereine unserer Stadt und erfreute sich besonders guter Partnerschaft mit dem Männergesangverein „Liederkrans“, der unter der bewährten Stabführung des uns allseits bekannten und beliebten Kantors Borsutzky in zahlreichen musikalischen Veranstaltungen mit dem Orchesterverein musizierte. Sehr oft wirkte der Orchesterverein bei Festveranstaltungen von Vereinen oder Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt und des Kreises mit. Radwansky machte sich mit seinem Orchester durch die umfangreiche Tätigkeit einen Namen, der aus dem Kulturleben unserer Stadt nicht mehr auszulöschen war.

Mit einem sorgfältig aufgebauten Programm bot der Orchesterverein der Leobschützer Bevölkerung alljährlich einen schönen Beitrag zur Gestaltung der Weih-

nachtsfeiertage, später des Neujahrstages. Eingeschlossen in einen Kreis andächtiger Menschen und getragen von der Würde dieses Festes schenkte uns der Orchesterverein wiederum besinnliche Stunden und stets einen musikalischen Genuß. Diese Konzerte bewiesen die künstlerische Reife des Orchesters, das nun im kulturellen Leben unseres geliebten Heimatstädtchens ein bedeutsames Wort mitzureden hatte.

Radwanskys besonderes Verdienst um das Kulturleben unserer Stadt aber war, daß es ihm gelang, als bewährter Dirigent das Orchester so weit zu schulen, daß es sich an Symphoniekonzerte heranwagte und in Leobschütz Konzerte ermöglichte, die man sonst nur in ersten Großstädten genießen konnte. Josef Radwansky veranstaltete alljährlich am Bußtag sein traditionelles Symphoniekonzert von höchstem künstlerischen Ausmaße, so daß durch ihn und diese Aufführungen das Musikleben der Stadt höchste Förderung erfuhr. Das Symphoniekonzert am Bußtag wurde stets ein sowohl künstlerisches als auch gesellschaftliches Ereignis, zu dem die Besucher aus dem weiten Umkreis zusammengeströmt kamen.

Das symphonische Schaffen unserer großen Tonkünstler nahm bei diesen Bußtagskonzerten einen breiten Raum ein. Schon die ersten Takte verrieten den gespannten Zuhörern, daß die Aufführungen mit einer Symphonie von Beethoven, Mozart, Haydn, Schubert usw. begannen. Und war die Symphonie verklungen, dann wußte unser Orchesterdirigent und auch wir Mitwirkenden, daß der langanhaltende Beifall stets spontaner Ausdruck restloser Zustimmung war. Eine besonders künstlerische Note erhielten diese Konzerte durch die Verpflichtung namhafter deutscher Künstler, deren Auftreten man naturgemäß mit größter Erwartung entgegenseh. Große Geiger wie Maximilian Hennig, Walter Barilly, Floritzel von Reuter, der Breslauer Cellist Fritz Binnowsky und die weltbekannte Klaviervirtuosin Poldi Mildner u. a. wurden zur Programmgestaltung herangezogen und bildeten den Höhepunkt dieser Konzerte. Radwansky dirigierte in Leobschütz Klavierkonzerte in G- und Es-dur von Ludwig van Beethoven, Es-dur von Franz Liszt, D-dur von Carl Maria von Weber, die Violinkonzerte von Ludwig van Beethoven, Wolfgang Amadeus Mozart und Brahms sowie das Cellokonzert von Joseph Haydn. Folgende Symphonien kamen unter Josef Radwansky zur Aufführung: Ludwig van Beethoven Nr. 1, 2, 3, 5, 6, 7 und 8; Wolfgang Amadeus Mozart: G- und D-dur; Joseph Haydn: Die Uhr; Militärsymphonie mit dem Paukenschlag; Franz Schubert: Die IX. Unvollendete; Nils Gaden: G-dur; Anton Dworak: Aus der neuen Welt. Den Abschluß dieser Symphoniekonzerte bildete dann gewöhnlich eine Orchestersuite, eine symphonische Dichtung oder ein sonst würdiges Werk mit wuchtiger Schlußwirkung von Grieg, Bizet, Delibes, J. Sibelius, P. Tschaikowsky oder R. Wagner. Insgesamt waren diese Aufführungen immer künstlerisch wertvolle Ereignisse, deren Bedeutung und Besonderheit von all jenen erkannt wurde, denen Kultur und Kulturwert kein leerer Begriff war. Josef Radwansky gehörte, das bewiesen gerade seine Symphoniekonzerte, zu den wesentlichsten Erscheinungen des Leobschützer Musiklebens. Wie entwicklungs-fähig gerade seine Natur war, mit welchem Ernst sie sich um technische und musikalische Vollendung bemühte, zeigte sein allmähliches Hineinwachsen in

Aufgaben, zu deren Bewältigung es eigentlich langer praktischer Erfahrungen bedarf. Von bezwingender Schlichtheit in der äußeren Erscheinung wirkte sich hier ein musikalisches Talent aus, das weder Stolz noch Eitelkeit kannte.

Wenn Josef Radwansky von seinem großen Vorgänger Bruno Krause schreibt: es gab in Leobschütz nur einen Mann, dem ich stets meine Bewunderung entgegenbrachte, und das war — unser unvergeßlicher Bruno Krause. Er war eine ganz große Dirigentenpersönlichkeit, vor der ich in Ehrfurcht den Hut ziehen mußte, dann erkennen wir hieraus seine gute und edle Einstellung zu Männern, die in der Musik seinesgleichen waren. Er war ein Idealist, durchdrungen von dem Glauben an das Gute im Menschen, persönlich anspruchslos und bescheiden, er kannte weder Neid noch Haß, er war wie Krause ein Diener der edlen Kunst, der Musik. Neben seiner enormen Arbeit, die er im Postdienst als Oberpostinspektor zu leisten hatte, trachtete er stets danach, ungenannt zu bleiben, weil ihm die edle Kunst der Musik, die ihm immer als höchstes Ideal vorgeschwebt hat, zu hoch stand, um mit seiner Person großes Aufsehen zu machen.

Wenn er auch weiterhin bescheiden abwehrt, wir wollen diesen Mann nicht vergessen, der heute bereits im 70. Lebensjahre (geb. 18. August 1881) steht. In großer Dankbarkeit gedenken wir Leobschützer Musikfreunde dieses großen Orchesterführers, der uns in der Heimat soviel unvergeßlich schöne Stunden geschenkt hat.



Unbemerkt von der großen Öffentlichkeit unserer lieben Heimat lebte in Leobschütz ein großer Meister der Bildhauerei: Paul Ondrusch, dieser große Leobschützer Sohn, der auf dem besten Wege zu seinem 80. Geburtstag ist. Zwar hat er noch einige Zeit bis dahin, doch war es immerhin würdig, auch seinen 75. Geburtstag am 4. Juni d. J. nicht ohne einen herzlichen Gruß vorübergehen zu lassen. Wenn man schon einmal in dieses Alter hineingeraten ist, dann ist jedes Jahr ein kostbares Geschenk und mit dem Jubilar freuen sich alle Leobschützer, zu hören, daß Meister Ondrusch noch da ist. „Alles hat man verloren“, so schreibt dieser große Leobschützer Künstler, „mit meiner Familie konnte ich nur das nackte Leben retten. Eine kleine und drei große Werkstätten standen mir in meiner Geburtsstadt Leobschütz zur Verfügung, und hier sitze ich mit meiner Frau und meinen zwei Kindern in einem Zimmer, in dem ich noch fest arbeite. Der Herrgott schenkte mir noch gutes Augenlicht und feste, ruhige Fäuste, daß ich mehr noch als ein Junger arbeiten kann. Seit der Währungsreform habe ich mit meiner Familie schwer zu ringen . . .“ so klingen die von Leid und Kummer getragenen Zeilen aus.

Der aus Leobschütz stammende Künstler hatte eine Fülle von Werken geschaffen, die zum Teil großes Aufsehen erregten. Wir wollen nur einiges aus seinem Schaffen erwähnen, um ein paar Erinnerungen aufzufrischen. Schon als Junge waren Zeichnen, Modellieren und Schnitzen seine Lieblingsbeschäftigungen. Die Lehrzeit machte er in seiner väterlichen Werkstatt in Leobschütz, in der er ob seiner außerordentlichen Begabung bald Figuren schnitzte und Entwürfe für kirchliche Einrichtungsgegenstände anfertigte. Alsdann besuchte er die Fachschule für Holz-

schnitzerei in Würbenthal. Die dafür angesetzte Lehrzeit von vier Jahren bewältigte er in einem Jahre als Bester im Zeichnen, Modellieren und Schnitzen. Der Reichsgraf Hans von Oppersdorf (Schlesisch-Oberglogau), der in diesem jungen begabten Menschen das zukünftige Genie erkannte, ermöglichte ihm die weitere Ausbildung an der Bayrischen Akademie der bildenden Künste in München. Hier wurde er bald Musterschüler der Professoren Eberle und Balthasar Schmitt. Mit 22 Jahren schon erhielt Ondrusch die höchste Auszeichnung der Akademie für sein Werk „Judas“. Goldene und silberne Medaillen waren die Krönungen seiner Arbeiten auf Ausstellungen usw.

Um nun von seinem künstlerischen Schaffen im Leobschützer Lande und in der schlesischen Heimat zu reden: wo anfangen, wo enden? Durch seine vielseitigen, künstlerisch wertvollen Arbeiten hat sich Ondrusch unvergänglichen Ruhm erworben. Für unsere katholische Pfarrkirche schnitzte er mit 15 Jahren schon einen Christus in drei Viertel Lebensgröße. An den Entwürfen und Ausführungen der Kanzel, des St. Anna- und St. Florianaltars war er schon als Lehrbub neben seinem Vater maßgeblich beteiligt. 1923 entstand in seiner Bildhauerwerkstatt am Schulplatz das Gefallenenehnenmal, darstellend den gekreuzigten Christus in Lebensgröße mit trauernden Engelgruppen zu beiden Seiten und 534 auf den Heldengedenkplatten eingeschnitzten Gefallenennamen. Im Annakirchl hat sich unser Meister durch verschiedene Heiligenfiguren verewigt. Sein Werk ist der in Holz geschnitzte Altar für die Aula des Gymnasiums, des Oberlyzeums und des Röslerstiftes. Wer erinnert sich nicht an die in Sandstein gearbeitete lebensgroße Marienstatue an der Fassade des Röslerstifts und an den in Eichenholz geschnitzten hl. Johannes an der Fassade des Rundblocks beim Annakirchl. Schaut euch den Eisernen Woyrsch in der Rathaushalle und die in Lindenh Holz und Eiche ausgeführten Kriegergedächtnistafeln im Rathause an, Werke, die ebenfalls von seinen Meisterhänden geschaffen worden sind. Am Friedhof zeugen unzählige, in verschiedenen wertvollen Ausführungen gearbeitete Holzgrab- und Steinmale von der Schaffenskraft dieses unseres großen Sohnes. Kreuzabnahme, Relief der Hl. Familie, Kreuztragender Christus u. a. mehr in Händen von kunstliebenden angesehenen Leobschützer Familien waren Dokumente echter Bildhauerarbeit unseres Leobschützer Meisters. Er hat weiter die Terrakotta-Reliefs, darstellend die Hl. Familie, St. Anna, St. Franziskus, St. Antonius, St. Martin, St. Georg, Rast auf der Flucht, über den Hauseingängen von städtischen Wohnblocks Friedrich-Wilhelm-Straße, Doktorgang und Ratiborer Straße geschaffen.

Für die Pfarrkirche in Gröbnig arbeitete Ondrusch verschiedene große Figuren, darstellend den Göttlichen Heiland, St. Michael (den Satan besiegend), die hl. Elisabeth, die hl. Barbara in Sandstein für eine Kapelle sowie den Entwurf zum Gefallenendenkmal auf dem Friedhof. Für die Pommerswitzer Kirche schuf Meister Ondrusch die Orgelbrüstung, die Kanzel, einen Seitenaltar und mehrere Figuren, für die Kirche in Dirschel eine große Pieta, den hl. Judas Thaddäus, den hl. Antonius, Christus am Kreuz mit Maria und Josef. Für Branitz, das durch Se. Exzellenz Bischof Josef Martin Nathan im Leobschützer Landkreis ein Kulturzentrum für sich bildete, hat auch Paul Ondrusch durch zahlreiche Arbeiten Wert-

volles und Künstlerisches geleistet. U. a. schuf er das schöne Grabmal in Stein, gearbeitet für die Eltern unseres Bischofs, für die dortige Pfarrkirche stellte er die Kanzel- und Orgelbrüstung her sowie einen lebensgroßen St. Michael. Es gab wohl keine Kirche im Leobschützer Lande, die nicht ein künstlerisches Werk unseres Paul Ondrusch zierte. Darüber hinaus fanden wir sein Schaffen in den Kirchen von Neustadt, Cosel und Neißa immer wieder durch kleinere oder größere Kunstwerke verherrlicht. Die Kirchen in Georgenberg und Langenbielau stattete er überreich aus durch einen geschnitzten Hochaltar und mehrere geschnitzte Seitenaltäre, Kreuzweg, Beichtstühle und lebensgroße Apostelfiguren. Für seinen Gönner, den Reichsgrafen in Oberglogau, arbeitete er u. a. einen großen kreuztragenden Christus in Sandstein vor der Kirche, einen lebensgroßen Kreuzchristus für die Gräfliche Gruft, eine lebensgroße Marienfigur in Eichenholz, eine hl. Dorothea in Galvanobronze, Büsten der Gräfin, der Kinder des Grafen und des Grafen Talleyrand sowie einen in Ebenholz geschnitzten Judas. Die Stadt Gleiwitz ehrte unseren großen Sohn, indem sie ihm die Ausführung der großen Kreuzgruppe in Überlebensgröße auf dem Zentralfriedhof sowie die Ausführung des Denkmals der seinerzeit verunglückten 76 Kinder übertrug. Für die dortige Pfarrkirche arbeitete er einen hl. Josef und hl. Michael (2,20 Meter groß), zwei hl. Antonius sowie eine große Pieta für eine andere Kirche. In Gleiwitzer Privathänden befanden sich verschiedene Werke von ihm, die teils christlichen, teils weltlichen Charakter trugen. Holzgrabmale arbeitete er für Ostpreußen und Sachsen, Steinreliefs für Grabmale nach Wiesbaden. Kruzifixe in allen Größen und verschiedenen Auffassungen, Madonnen, Ecce Homo-Figuren, Sportfiguren, Plaketten, Büsten und Porträtplaketten gingen aus der Werkstatt dieses großen Meisters in alle Teile Deutschlands.

Wenn man sich die Frage stellt, wie es eigentlich gekommen ist, daß unser Paul Ondrusch seine große Popularität als Künstler erlangte, so kann man darauf antworten, weil seine Werke stets eine großartige Wirkung hervorriefen. Nichts vernachlässigte er bei seinen Arbeiten, er gab nichts aus der Hand, ehe es rund und fertig war, seien das Schnitzwerke gewesen oder Zeichnungen, Reliefs, Entwürfe usw. Bescheiden und zurückhaltend wie er als Mensch war, lebte er auch in seiner Kunst. Er war der Diener einer unverbogenen, geradegewachsenen, ehrlichen Kunst ohne jeglichen Krampf und Aufgeblasenheit. Um seine Kunst zu verstehen, brauchte man kein geübter Kunstkenner zu sein. Ein warmes Herz und ein aufgeschlossenes Gemüt gehörten dazu, und schon war das Verstehen da. Echt, goldecht war alles, was Meister Ondrusch schaffte. Was er auch getrieben hat, ob er den Stein bearbeitete, die Holzplatte, oder ob er die Wände mit Figuren schmückte, immer waren es echte Ondrusch's mit sicherer Hand geformt und echter lebendiger Natürlichkeit, ohne die eine Arbeit unseres Meisters kaum zu denken war. Es gab für ihn in seiner Lebensarbeit auch keinerlei Schwankungen und Abirrungen. Unbekümmert um den Gang der kommenden und gehenden Richtung ging er seinen Weg, der vorgezeichnet war durch die meisterliche Zucht in des Vaters Werkstatt und durch das gründliche Studium schon in frühester Jugend.

Für wen und für was Paul Ondrusch seine Kunstwerke geschaffen hat, wurde bereits, soweit noch feststellbar, aufgezählt. Doch das soll noch zum Schluß betont werden, daß die Kunst unseres Leobschützer Sohnes weit über Schlesiens Grenzen hinausgedrungen ist. Bekannte deutsche Künstlerzeitschriften wie „Die Welt“ Breslau, „Christliche Kunst“ München, „Der Holz- und Steinbildhauer“ Berlin, haben ihm kürzere und längere Abhandlungen mit Bilddokumenten gewidmet, in den „Sammelmappen für christliche Kunst“ München war er rühmlich vertreten, und ständig mehrten sich die Liebhaberkreise dieses Leobschützer Meisters, der nicht nur ein ganzer Künstler sondern auch ein prächtiger Mensch war, dem alle unsere guten Wünsche auch für die weitere Zukunft gelten.



Unter den bedeutenden Söhnen unserer lieben Stadt ist Richard Karger einer der treuesten und begabtesten. Seine künstlerisch hochstehenden Gemälde, die bei Kunstausstellungen im In- und Auslande großen Anklang, tiefste Bewunderung gefunden und Kritiken namhafter Kunsthistoriker hervorragend bestanden haben, machten ihn in weiten Kreisen unserer schlesischen Heimat wohlbekannt.

Wenn man zurückschaut in seine reiche Schaffenskraft, die trotz aller Unbilden und außergewöhnlicher Härte soviel zustande gebracht hat, so kann man feststellen, daß diese Arbeit hauptsächlich im Dienst des Christentums und der Kirche stand. Überall im schlesischen Land, in Kirchen, Kapellen, Klöstern oder anderen heiligen Stätten kündeten Richard Kargers Bildwerke den Ruhm eines Begnadeten im Reiche der Kunst.

Wenn wir uns einigen seiner Werke in unserer Leobschützer Heimat zuwenden, die seine christliche Kunst besonders beleuchten, so sind es vor allem vier Gemälde, die uns als religiöse künstlerische Leistung besonders auffallen und infolge ihrer malerischen Qualitäten als wertvolle Dokumente unserer Zeit betrachtet werden müssen. Es sind dies: das Altarbild und St. Valentin im Annakirchl, das Herz-Jesu-Bild in der Franziskanerkirche und das Wandgemälde in der Friedhofseinfahrt, Werke von denen wir wissen, daß sie nicht der Vernichtung anheim fielen. Das erste Werk, das nicht nur als technische, malerische Leistung besondere Erwähnung verdient, erreicht in seinem plastisch geschlossenen Aufbau sowie in der Gesamtgestaltung einer beherrschenden Darstellung des Allerhöchsten auf die Betrachter eine ungewöhnliche religiöse Tiefenwirkung, die es der besten deutschen Kirchenmalerei der Gegenwart ebenbürtig zur Seite stellt. Bei diesem Werk, das nicht nur für das hohe künstlerische Verständnis seines Gestalters, sondern auch für seine souveräne Beherrschung der Farben zeugt, vergißt man über dem Großartigen der religiösen Darstellung die Leistungen des Künstlers und nimmt sie als selbstverständlich und gegeben hin. Geschultes Können und Verständnis für das Wesen verleihen dem Künstler eine Gestaltungsfreiheit, von der er sehr wohl Gebrauch zu machen versteht. Dieselbe Kirche ziert noch ein anderes Werk von geradezu grandioser lebendiger Wirkung: St. Valentin. Wir halten uns nicht für berufen, diese künstlerisch einmalige Meisterleistung entsprechend zu würdigen. Diese Charakterköpfe, die im einzelnen durchaus als porträtgetreue Bild-

nisse anzusehen sind, strahlen soviel Natürlichkeit aus, daß man sich wundern muß, woher der Meister die hohe Begabung lebendig wirkender Darstellungskunst schöpft. Das Gegenstück zu diesem Werk finden wir im Wandbild der Friedhofseinfahrt. Das Werk, das in seiner zurückhaltenden Farbigkeit und seiner monumentalen Form an der Gedächtnisstätte unserer lieben Toten die Wirkung auf den Betrachter nicht verfehlt, zeigt uns eine weinende Frau oder Mutter, der von einem hinzutretenden Engel — in dessen Antlitz wir das Bild seiner Gattin zu erkennen glauben — Trost in ihrem tiefen Schmerz zugesprochen wird. Hier stellt uns der Meister eine rührende Szene dar, die kaum von einem zweiten Großen in der Kunst besser und eindrucksvoller wiedergegeben werden kann. Im Herz-Jesu--Bildnis der Franziskanerkirche hatte Karger Gelegenheit, in sparsamen Bewegungen das Liebende, Gütige, Einladende des Göttlichen Herzens Jesu zu gestalten. Diese sparsamen Bewegungen, die dennoch eine hohe religiöse Spannung fühlen lassen, ergeben ein Werk von erhabenem Ausdruck. Dieses Gemälde, das in seiner bunten Farbengebung das Großartige der göttlichen Liebe unterstreicht, erhält dadurch einen fast denkmalhaften Charakter.— Eine Fülle anderer, gleichwertiger, religiöser Kunstwerke wurden von unserem großen Sohn gemalt und kommen in ihrer herzensbewegenden Lichtkraft, Farbenfreudigkeit und ihrer monumentalen Form der Wirkung dieser genannten Werke sehr nahe. Alle diese Werke kündeten jedoch von Kargers Eingebettetsein in die Ruhe eines unerschütterlichen Gottesglaubens und könnten einen in weltliche Vergnügungen verstrickten Menschen innerlich wieder aufrichten und Gott näher bringen.

Wenn wir auch seine weltliche Malerei streifen wollen, so können wir mit Recht sagen, daß seine Künstlerhände auch hier unendlich viel Hervorragendes geleistet haben.

Den pausbackigen Kleinen wußte er ebenso zu malen wie den schnauzbärtigen Alten, Jungmädchengestalten lagen ihm ebenso wie eine verhutzelte Alte, deren einstige Schönheit sauber dahin ist. Mit der gleichen Liebe und Sorgfalt wie das schreiende, strampelnde Kind in der Wiege ist auch das Bild einer Geistesgröße auf der Totenbahre gemalt. Freud und Leid, Glück und Unglück im Leben eines Menschen hielt er im Bilde fest.

Welch ein Verstehen steckte in seinen Bildern und was für eine gründliche Beobachtungsgabe. Nichts hätte den Künstler verleiten können, auch nur den unscheinbarsten und nebensächlichsten Teil eines Bildes zu vernachlässigen. Auf die große Anzahl seiner gelungenen Werke einzugehen würde zu weit führen und soll auch nicht unsere Absicht sein. Richard Karger beherrscht auch die Technik der Porträtmalerei in jeder Weise, und es ist staunenswert, wie er selbst ganz große Formate zu bewältigen verstand, ohne dabei leer und flach zu wirken.

Und nun lassen wir unseren großen Sohn selbst zu Worte kommen, dessen Leben voller Sorgen und Entbehrungen war.

„Geboren bin ich zu Leobschütz/Oberschlesien am 12. Juni 1887. Meine Eltern, Großeltern und Urahnen entstammen dem ober-schlesischen Landvolk, unter dem noch Glaube und Liebe und Treue mit dem Herzen gewogen wird, und wo Glaube und Sittlichkeit den Wert des Lebens ausmachte. Ich wuchs unter elf Geschwistern

auf, von denen schon viele dahingegangen sind. Vom sechsten bis vierzehnten Lebensjahr besuchte ich die Volksschule. Mit fünfzig Jahren starb mein Vater. Ich will es mir ersparen, von all den Leiden, Sorgen und Nöten einer Jugend zu berichten, die mich ernst machte und zum Denken erzog. Alles, was ich denke, fühle, seelisch erlebe, alle sittliche und moralische Kraft, alles Hoffen und Aus-harren und nicht Verzweifeln, ich habe es von meinen Eltern gelernt. Denn nur diese große, heldenhafte Kraft mit dem unerschütterlichen Glauben an Gottes Allmacht konnte es vollbringen, elf Kinder durch die Nöte des Lebens zu bringen und auf einen gesitteten Lebensweg zu führen. Ich habe ihnen später in Dutzenden von Bildern ein Denkmal gesetzt und danke ihnen heute noch als gereifter Mann über das Grab hinaus für ihre Liebe und Treue.

Mit 13^{3/4} Jahren kam ich in die Lehre zu einem Zimmermaler, der auch nicht den geringsten Anspruch auf den Titel eines gewöhnlichen „Tünchers“ erheben konnte, dem Alkohol aber sehr zusprach. In dieser 3^{1/2} jährigen Lehrzeit und Leidenszeit, in der mir nichts erspart blieb, gewann ich einen tiefen Einblick in zerrüttete Verhältnisse und das Elend zerbrochener Herzen. Ich muß es hier offen sagen und gestehen: mit siebzehn Jahren war ich ein gereifter Mann.

Es ist billig zu berichten, daß ich als Lehrling mit fünfzehn Jahren Bilder mit Figuren mancher Art in Hausfluren, an Decken und Wänden aus innerem Drang malte. Der Erfolg? Unverstand, feindliches Ablehnen, Ohrfeigen und so manche Schikane. Ich als armer Junge durfte in einem solchen Milieu nichts können, hier galt nur die Autorität des Meisters, alles übrige, was über diesen kleinen Spieß-bürgerhorizont hinausging, wurde abgelehnt, in den Schmutz gezogen, ja mit einem grenzenlosen Unverstand untergraben. Aber es hieß aushalten, wo sollte ich hin, zu Hause konnte ich nicht bleiben, die Not war groß, wer fragte oder wußte, daß es noch höheres Streben gab.

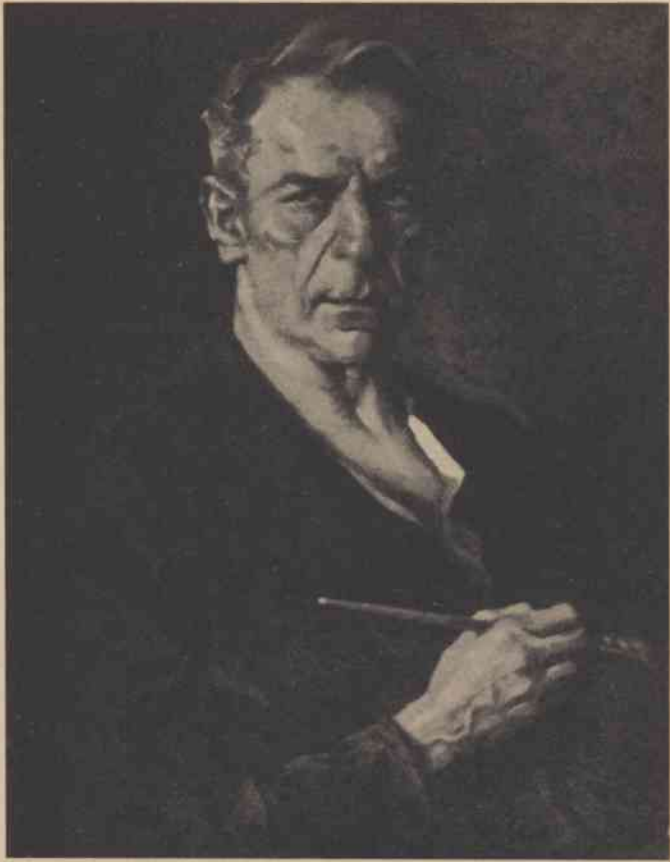
Als Schuljunge schon machte ich meinen Mitschülern die Zeichnungen, ging in die Wohnungen ihrer Eltern, bekam da und dort mal etwas zu essen, auch einige Pfennige, die ich meiner Mutter brachte.

Für mein erstes Madonnenbild bekam ich von einer Kaufmannsfrau sechzig Pfg. (Im Alter von 15^{1/2} Jahren als Lehrling.) Mein erstes Bild in Öl, ich schätzte mich glücklich, schon weil es ihr gefiel. Die Jugend stellt keine Ansprüche, ich schon gar nicht, bis heute nicht.

Meine Lehrzeit ging zu Ende. Heute von der Innung freigesprochen, ging es morgen schon in die Welt. Es war Oktober 1904 und bitter kalt. Ich reiste nach Berlin, Bremen, Nord- und Süddeutschland, es folgten Wanderungen durch Schlesiens Städte und Dörfer. Ich lernte das Leben in Herbergen und Gaststätten kennen, sowie die Menschen mit ihren Tugenden und Untugenden. Was gab es für Klippen in diesem Ozean des Lebens zu überwinden. Wer jemals diesen Abschaum des Lebens blickte, wohl ihm, wenn es ihn nicht verschlang.

In den Museen der großen Städte stand ich begeistert und immer wieder verzweifeln vor den großen Werken von Meisterhand. Auf diesem Wanderleben kannte ich keine Hilfe, ewig fremd, wer fragte nach mir? Nie hat mich jemand zeichnen und malen gelehrt, nicht die geringsten Grundbegriffe kannte ich, und

doch fielen so manchen meine kleinen Kunsterzeugnisse auf. (Wenn ich diese so nennen darf.) Immer wieder hörte ich: Sie müssen auf eine Schule, sonst gibt es keine Vollendung. Ich wußte es, aber ich war arm und litt darunter dauernd. Da fiel mir ein Buch in die Hände mit dem Titel: Wie lerne ich zeichnen und malen. Über dieses trostlose Beginnen lache ich noch heute. Aber das eine Gute hatte es doch, ich lernte daraus nicht malen, aber das, daß es ohne Studium nach der Natur kein richtiges Bild gibt. Also ließ ich alles Zeichnen und Malen nach der Phantasie (das sich ein späterer Künstler, welcher Form und Farben beherrscht, nur erlauben darf), ebenso das Malen nach Vorlagen usw., beiseite und zeichnete nach der Natur alles, was mich interessierte, Porträts, alte Häuser, Brücken, blumige Wiesen und Felder in farbigem Gold und bildete mich jahrelang als Auto-didakt weiter, mit dem Erfolg, daß ich schon Bezahlung für meine Arbeiten erhielt. Aber glücklich fühlte ich mich nicht. Das ruhelose Weiterstreben, das Suchen



Unser Heimatkünstler Richard Karger (Selbstbildnis)

nach Ausdrucksformen, diese dauernde Erkenntnis des Nichtigen, Unvollkommenen, es machte mich in meiner Jugend nicht froh. Unerreichbar stand vor mir der Tempel der Akademie.

Ein Schreiben, welches ich damals an die Regierung richtete, brachte mir die Einwilligung einer einmaligen Unterstützung von 30 Mark zum Besuch der Breslauer Kunstschule für die Dauer von 6 Monaten. Meine Hoffnungen waren dahin, das Geld hätte für 14 Tage gereicht. Ja, auch im reichen Kaiserstaat hatte man für die Armen nichts übrig. Aber Trotz und unbeugsamer Wille überwand auch diese Enttäuschung. Ich hatte ja nur mein kleines, armseliges Leben zu verlieren, ich setzte es ein und malte unverdrossen weiter. Aber Gottes Wege sind nicht Menschenwege, ich habe gelernt, im Unglück groß und im Glück klein zu bleiben. Nur so kann einer die ihm vom Schicksal zgedachte Rolle auf dieser Komödiantenbühne des Lebens bis zum guten und schlechten Ende spielen. Ich hatte als Autodidakt schon mehrere Bilder größeren und kleineren Formats gemalt und erhielt in meiner Heimat, nach vielen Wanderjahren zurückgekehrt, den Auftrag, das Bildnis eines Majors zu malen (Kniestück lebensgroß). Es gelang mir, war sehr ähnlich und belohnte mein jahrelanges Ausharren, meinen Glauben an mich selbst, und brachte die Wende in meinem Leben. Die Akademie, der Traum meines Lebens, war in die Nähe gerückt, ich durfte studieren. So erinnere ich mich an sechs mir wohlwollende Herren, die mir versprochen, die Mittel zur Verfügung zu stellen, darunter ein Graf und ein reicher Herr aus London. Es ist nichts daraus geworden. Aber unser hochverehrter Herr Bürgermeister Priemer aus Leobschütz, den ich dann später malte, war anderer Meinung. Er sprach nicht viel, sah das Bild des Majors R. ausgestellt, drückte mir die Hand und das eine Wort: „Sie werden studieren, wenden Sie sich an eine Akademie“, war das Wort eines treudeutschen Menschen, dessen Bild mir unvergänglich ins Herz geschrieben bleibt. Ich schrieb nach München, man verlangte selbstgefertigte Arbeiten nach der Natur, die ich einreichte und erhielt Bescheid, daß ich zur Prüfung zugelassen bin, aber zugleich einen Prospekt mit dem Vermerke, daß nur ein Drittel aller Prüflinge mit einer Aufnahme zu rechnen hätten. Das war der wunde Punkt, der mir Tage und Nächte schwer machte. Ohne jede Vorbildung und Vorbereitungsschule wollte ich es wagen, eine Akademie zu besuchen, ohne jede Kenntnis der Anatomie u. dgl. Mich packt es immer tief, wenn ich an die Stunden des Hoffens und Verzweifeln zurückdenke. Was wußten schon diese irdischen Krämerseelen in der Kleinstadt, ob ich Talent hatte oder nicht.

Wie hätten sie mich verhöhnt, wenn ich die Prüfung nicht bestanden hätte. Ist nicht schon manches große Talent verkannt worden und mußte sich seinen Weg mühselig bahnen? Soll ich nach München fahren oder nicht, ist es nur Einbildung, kannst du es dir überhaupt zutrauen? Diese quälenden Gedanken wurde ich nicht mehr los. Aber ich litt an keiner Einbildung, eine ruhelose innere Kraft trieb mich weiter, und nie wich ich von meinem mir gewählten Weg und Ziel ab.

Ich fuhr nach München, legte dort eine sechstägige Prüfung ab (Porträt und Aktmaler) und bestand dieselbe. Es waren nun Tage voller Hoffen und Bangen, hieß es doch vor Autoritäten zeigen, ob ich für diesen schweren Lebensweg geschaffen

bin. Nun hatte ich es geschafft, ohne Vorschule, ich leide nicht an Einbildungen, aber es machte mich innerlich froh, zugleich aber wußte ich, daß der Kampf erst beginnen sollte und die Schule einem mit unendlichen Fleiß wohl weiter hilft, allein aber keinen Künstler macht. So kann man wohl die Auffassungskraft weiterbilden, denn diese allein schafft das Werk und kann nicht erlernt werden.

Sieben Jahre Ausbildung an der Akademie vergingen. Es hieß in die Tat umsetzen, was man gelernt hatte und was man wollte. Schicksalsschläge, Not und Tod, sie formen des Menschen Innenleben. Wer auf dem langen oder kurzen Wege von der Wiege bis zum Grabe nichts fühlte, nichts sah, der taugt nicht für ein Gestalten, und damit hören alle Schulweisheiten auf.

Ich habe die Menschen gemalt in allen Altersstufen, in ihren Freuden und Schmerzen, ich malte sie in der Wiege und im Schoß der Mutter, in der Vollkraft des Lebens und auf der Totenbahre. Wohin ich sah, Vergänglichkeit. Mich interessieren keine Modetorheiten, noch spukhaftes Rampenlicht in der Kunst, in der sich die heutigen Größen so sonnen, die da glauben auf der Höhe zu sein und nicht wissen, daß es auf der Höhe einsam ist. Ich ringe nicht um irdische Güter und vergänglichen Ruhm; als Kind des Volkes male ich das, was meine Seele bewegt und das Leid derer, die da trauernd durch das Erdental ziehen. Ich kenne weder Neid noch Mißgunst und stehe in Andacht vor jedem Werk, das gekonnt ist; weiß ich doch am besten, wie schwer der Weg nach vorwärts führt, und wie schrittweise alles erkämpft werden muß.

Fünfundzwanzig Ausstellungen habe ich im Laufe der Jahre beschickt, wie München, Breslau, Stuttgart, Posen, Chicago usw. Man schrieb manches über mein Schaffen, aber meist von einer urwüchsigen, unverbrauchten Kraft. Neben vielen Gemälden profaner Art befinden sich in ca. fünfundzwanzig schlesischen Kirchen und Klöstern Arbeiten meiner Hand, heute wohl zum Teil zerstört. So blicke ich auf eine vierundvierzigjährige Tätigkeit im Kunstberuf zurück. Wieviel ich da suchte, probierte, arbeitete und schuf, ich kann es hier nicht niederschreiben. Ein Leben voller Sorgen, Entbehrungen, aber auch Tage des Frohsinns und des Glückes. Das Leben? Ein von Lust und Leid durchdrungener Ton, welcher im All verklingt. „Sehen Sie darin keine Resignation, nur Erkenntnis. Gott gab mir ein tieferes Sehen und trotz meiner tragischen Natur eine frohgemute Seele, die das Leid des Erdenlebens leichter überwindet.“

Diesen Ausführungen des Künstlers haben wir nichts hinzuzufügen. Gott hat sein Ringen und sein Schaffen gesegnet in seiner heißgeliebten Heimat — dem Land seiner Liebe, damals wie heute — und in der Fremde. Nach einem erfahrungsreichen harten Leben schaffen seine gottbegnadeten Hände auch heute noch, Gott zu Ehren und den Menschen zur Freude. Freuen wir uns darum, daß unsere liebe kleine Stadt Künstler wie Richard Karger hervorgebracht hat, die ganz in ihrer Heimat aufgehen und doch weit über das Lokale ruhmreich hinausragen.



Wir können dieses Kapitel nicht beschließen ohne noch eines Mannes zu gedenken, der in der Baukunst Hervorragendes geleistet und viel zur baulichen Ge-

staltung und Verschönerung des Stadtbildes von Leobschütz beigetragen hat: des Stadtbaumeisters Paul Klehr, der schon in der Heimat mehr als eine Lokalgröße war.

Paul Klehr verbinden Herkunft und Wirken aufs innigste mit der engeren Leobschützer Heimat — das Schicksal machte ihn zum Zeitgenossen der großen Kulturträger. Ein Zug von Größe, eine bürgerliche Tüchtigkeit läßt den Stadtbaumeister Paul Klehr als wahren Repräsentanten einer neuen Architektonik und einer aufblühenden jungen Kirchenbaukunst erscheinen.

Paul Klehr, am 28. August 1885 in Wanowitz, Kreis Leobschütz aus altem eingesessenen Bauern- und Baumeistergeschlecht geboren, kam 1918 nach Leobschütz und wurde am 1. Januar 1920 von der Regierung Oppeln als Leiter an das Stadtbauamt Leobschütz berufen. Die Regierung wurde mit ihrem Vertrauen zu dem begabten Architekten nicht enttäuscht. Es war schon so, daß dieser hervorragende und vielseitige Geist den Charakter unserer Stadt mit Beginn seines Wirkens bestimmt hat. Als Sohn seiner Heimat hat er sich zum Ziel gesetzt, Leobschütz aus dem Rahmen der Kleinstädte herauszuheben. Was Paul Klehr's Schaffen auszeichnete, war nicht allein das Finden eines neuen Stils z. B. im Siedlungs- und Kirchenbau, wo seine Bauten eine großartige Wirkung hervorriefen. Der Meister verstand es auch, seine Bauten der jeweiligen Landschaft einzuordnen und eine glückliche Synthese zwischen schöpferischem Fortschritt, Tradition und Lebensart zu finden.

Im folgenden sei etwas näher auf sein Schaffen eingegangen. Von 1919 an wurde ein weitausholender Vorstoß in das Vorgelände der Stadt, hauptsächlich nach Westen, durch Ankauf großer Geländeflächen unternommen. Die Aufstellung von Bebauungs- und Geländeflächen erfolgte in den nächsten Jahren nicht nur für dieses Außengebiet, sondern auch für das Vorgelände im Nordwesten, Süden, Südosten und Osten der Stadt. Dadurch wurde die planvolle, den verschärften gesetzlichen Bestimmungen entsprechende Ausbreitung der Stadt nach allen Seiten vorbereitet, das wilde Bauen unterbunden, die in vieler Hinsicht so notwendige Stadtauflöckerung ermöglicht. Weiträumige Grünanlagen und Baumalleen wurden in diesen Plänen vorgesehen.

Vom Wasserhebwerk wurde die uns so vertraut gewordene, mit Linden bepflanzte Laufferpromenade im städtischen Gelände der Zinna entlang 800 Meter nach Westen und dann beim Pilz (wie wir dieses von Paul Klehr geschaffene Werk nannten) nach Norden umbiegend, bis zur Schmeisdorfer Straße führend, verlängert. Voraussetzung hierfür war die Zinnabegradigung. Die Holländerpromenade wurde 1931/32 vom Schützenhaus bis zur Bahnhofstraße verlängert und mit Ahorn bepflanzt, die Fußgängerbrücke bei Bergel über die Zinna erbaut und der damit allseits so sehr ersehnte Verbindungsweg des westlichen Stadtteils mit dem Bahnhof hiermit erreicht. Die durch das schwere Unwetter im Jahre 1928 und dem Frostwinter 1928/29 entstandenen großen Baumschäden an der Kittelwitzerstraße, der Kastanienallee von der Bahnhofstraße zur Zinna und der einst so schönen Birnbaumallee von der Kunigundisstraße bis zur Ottokarstraße wurden durch neue Pflanzungen ersetzt. Unser Heimatdichter Philo vom Walde wurde

durch ein Denkmal aus Marmor und Granit durch Bildhauer Obeth geehrt, das 1922/23 in das Promenadengrün eingebettet wurde. Das kleine Ehrenmal für die Gefallenen der Graf Goetzenhusaren wurde 1924 zwischen dem Annakirchl und der neuen Baugruppe aus Natursteinen der Umgebung und dem Hintergrunde gut eingestimmt. Die umfangreichen, mannigfaltigen Grünanlagen ergänzend, entstand nach langwierigen Vorarbeiten, wie Geländeerwerb, Geländeregelung usw. im neuerschlossenen Westgebiet die neue Freibadeanstalt mit Luft- und Sonnenbädern in den Jahren 1926/28, 1935 wurde sie durch den Bau von vorbildlichen Umkleidehallen, sanitären Anlagen, Duschräumen usw. wesentlich ergänzt.

Der im Jahre 1935/36 geschaffene Promenadenteich, auch Schwanenteich genannt, entlang der Zinna, hatte im Sommer die Aufgabe, die umliegende Promenade zu kühlen. Im Winter ergab diese Anlage eine sehenswerte Eisbahn. Im Jahre 1935/36 errichtete die Stadt durch Paul Klehr im Stadtforst einen modernen Schießstand mit insgesamt 24 Ständen sowie einen Hochwildstand und eine Hasenscheibe. Die Waldschänke nach dem Umbau mit ihrer einmaligen Glastanzdiele und Freitanzdiele ist uns allen als Unterhaltungs- und Vergnügenslokal sowie als moderne Ausflugs- und gepflegte Erholungsstätte unvergeßlich. Auch an die Jugendertüchtigung durch friedlichen gesunden Sport hat Paul Klehr durch die Schaffung der weiten gediegenen Sportanlage des Jahnstadions gedacht. Ein unauslöschliches Verdienst hat er sich jedoch durch die Erneuerungsarbeiten und Umgestaltung unseres Rathauses erworben. Die Rathaushalle und die Räume der Sparkasse wurden 1931 hergestellt. Das Jahr 1936 brachte die langersehnte Bereinigung des Rathausäußeren und vor allem die Wiederherstellung des schönen Renaissance-Rathaussturmes aus dem Jahre 1670. Wie vor 370 Jahren leuchtete dieses historische Wahrzeichen unserer alten schönen deutschen Stadt nach dessen Erneuerung wieder in die Ferne. Straßenbauten wurden u. a. durchgeführt in der Limanstraße 1921, Haeselerstraße 1923, Ratiborer Straße 1928, im gleichen Jahre in der verlängerten Ottokar-, Schützen-, teilweise Hindenburgstraße sowie in den anschließenden Siedlungsstraßen. Der Ring wurde 1935 neu gepflastert.

Die Wohnungsnot verlangte auch in Leobschütz Abhilfe. Es entstanden die großen Städtischen Wohnbaugruppen an den Stadeingängen Ratiborer Straße 1919/20, Troppauer Straße 1922/23, Gartenheim 1921/22, Doktorgang, Friedrich-Wilhelmstraße 1922/24, Am alten Friedhof 1923/24, Limanstraße 1920/26, Haeselerstraße 1920. Nach Erfassung der Außengebiete und Erschließung des Geländes durch Notstandsarbeiten konnten auch die Siedlungsbauten beginnen. 1924 entstand im Westgebiet die erste, für ganz Schlesien vorbildliche Reichsheimstätte Schlesiens. Ihr folgten bald weitere in ganzen Straßenzügen als eingeschossige Einfamilien- und Doppelhäuser in den Jahren 1926/30 mit verschiedenen schönen großen Gärten in ihrer offenen Lage. Die private Bautätigkeit führte zum Teil das von Stadtbaumeister Klehr begonnene und betreute Werk Jahr für Jahr weiter. Durch die Wohnhausbaugruppen und die Siedlungsbauten wurde das Stadtbild ganz wesentlich beeinflußt. Auch in der Altstadt hat er städtebaulich säubernd, klärend und

veredelnd gewirkt. Bei der Auswahl der Bauplätze an den Stadteingängen usw. wurden oft recht störende Zustände beseitigt (Schuttplätze usw.). Das Röslerstift wurde 1932/33 mit einem Flügel am Doktorgang als Altersheim erweitert, im städtischen Krankenhaus wurden bedeutende Erweiterungsarbeiten durchgeführt u. a. ein aufs modernste eingerichteter Operationssaal geschaffen usw.

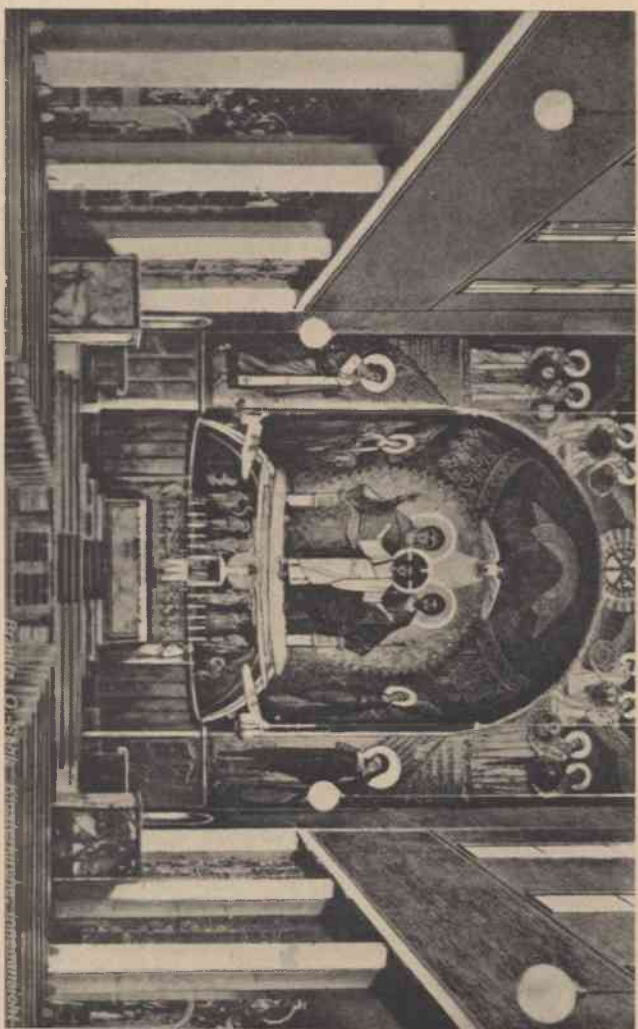
Für die weitere Entwicklung unserer Heimatstadt lagen noch im Entwurf fertig: der Bau einer zweiundzwanzigklassigen Großvolksschule mit allen Nebenanlagen, Turnhalle, Turnplatz, Festsälen, Werk- und Fachunterrichtsräumen, Schulgärten, der Bau eines Kreiskrankenhauses und eines Wohlfahrtshauses enthaltend Hallenschwimmbad und soziale Einrichtungsräume, Ausbau des Rathauses nach Osten, Heldenehrenmal, Walderholungsheim u. a. m. Stadtbaumeister Klehr hatte in unserer Heimatstadt nicht nur die baukünstlerische Anregung und Arbeit zu leisten, ebenso war ihm zugeteilt der Gartenschmuck und was sonst mit Forst, Flur und Wald im Interesse der Stadt zu leisten war.

Darüber hinaus hat Paul Klehr schriftstellerisch Hervorragendes geleistet. Aus seiner Feder sind unzählige fach- und heimatkundliche Aufsätze in Heimatblättern usw. erschienen, von denen hier nur einige genannt sein sollen: Denkschrift über das Leobschützer Wohnungswesen; Die deutsche Bodenreform; Werden und Wesen der deutschen Reichsheimstätten; Bodenständiges Bauen in Stadt und Land; Grauwacke, ein bodenständiger Baustein; Worauf steht unser Haus; Unsere Stadt; Bäume im Leobschützer Stadtbild; Das unterirdische Leobschütz; Die Konkave im alten und neuen Leobschützer Stadtplan; Wasserwirtschaft in der Leobschützer Landwirtschaft; Flachsbau und Flachsverarbeitung im Leobschützer Land; Hirse und Heidegrauenbau in unserer Heimat; Vergangene Sitten und Gebräuche auf dem Lande; Ist das sogenannte fränkische Bauerngehöft bei uns noch zeitgemäß? usw. Diese vielen wertvollen Arbeiten ließen erkennen, was unsere Geisteswelt an Paul Klehr für einen wichtigen Mitarbeiter zu schätzen hatte.

Das weitaus größte Verdienst hat sich Paul Klehr jedoch bei den Riesenbauanlagen der Heil- und Pflegeanstalt in Branitz erworben. Wer den gewaltigen Komplex der Heil- und Pflegeanstalt kennt, wird es verständlich finden, daß diese Bauten von prominenten Persönlichkeiten und maßgebenden Kunstkritikern als Sehenswürdigkeit besichtigt und bewundert wurden. Wenn seine Exzellenz, der hochwürdigste Bischof Josef Martin Nathan, Stadtbaumeister Paul Klehr mit diesen gewaltigen Arbeiten betraute, so war der Architekt glücklich gewählt, der sich mit einem feinen Formempfinden dieser großen Aufgabe widmete und als Schöpfer eines neuen Stils im Sakralbau bezeichnet werden kann.

Es würde zu weit führen, im einzelnen auf seine dort geschaffenen Werke einzugehen. Es seien nur erwähnt die Anstaltskirche (Basilika); das Schwesternhaus, bestehend aus Speisesaal, Wandelhalle, Tagesraum, Wohngeschosse, Klosterkapelle und Klostergarten; die Zentralküchenanlage für 1800 Personen; der Handwerkerhof mit seinen praktischen räumlichen Anordnungen, maschinellen Ausstattungen u. a. m.

Es ist bewundernswert, was Paul Klehr in seiner Eigenschaft als Stadtbaumeister im Leobschützer Lande seinen Landsleuten an Sehenswürdigkeiten geschenkt hat.



Inneres der Anstaltsbasilika in Branitz

Er hat dank seiner Tüchtigkeit und seiner zielsicheren Lebensaufgabe in 1^{1/2} Jahrzehnten unserer lieben Stadt zu einem Aufbau verholfen, wie er wohl kaum einer anderen deutschen Stadt in dieser Größe in so kurzer Zeit beschieden war. Dank hat er keinen bekommen, auch keinen erwartet. Seine schönsten und ausgereiftesten Pläne sind in den Jahren nach 1933 dem Unverstand zum Opfer gefallen und in den Schubladen der damals sich verantwortlich zeichnenden Gewaltherren liegen geblieben.

Und dennoch — bei seiner allzu großen Bescheidenheit wurde Paul Klehr (hauptsächlich) ein Begriff für ganz Schlesien. Hervorragende Persönlichkeiten, die ihn unter die ganz Großen zählen, bürgen auch weiter noch für seine Bedeutung. Diese hervorragenden Kunstsachverständigen bestätigten diese einmalige Leistung unseres Paul Klehr, die gerade dem nunmehr abgetrennten urdeutschen Leobschützer Lande zuteil wurde.

Leider hat unsere liebe Heimatstadt durch den Krieg unendlich viel gelitten. Ein großer Teil der einstmal so schönen Stadt ist in Trümmern gelegt worden. Damit wurde auch ein Teil der Schöpfungen des Stadtbaumeisters Klehr vernichtet.

Aber sein Ideenreichtum und seine Schaffenskraft haben auch heute noch nicht gelitten, das beweisen seine wertvollen Schriften und Aufsätze, die entstanden sind in der Notzeit nach der Flucht aus seiner tiefgläubigen Heimat.

Wir greifen von diesen Arbeiten nur einige heraus: Vortrag über die Begründung einer neuen Kirchenreform; Begründung einer besonderen Form des katholischen Gotteshauses; Bauen der zerfallenen Marienkapellen wieder auf; Eine neuartige Wallfahrtsstätte; Grundlagen für den Aufbau; Wiederaufbau oder Aufbau; Alte Wahrheiten — neue Wege, unsere Not zu wenden; Überlegungen für den Aufbau einer zerstörten Großstadt; Gedanken zu den erlassenen Gesetzen für den Aufbau, die Umsiedlung, die Siedlung, den Bau von Wohnraum und Arbeitsstätten; Dorfgenossenschaften als Kleinorganisationen für den Aufbau der Wohnungen, der Siedlung, der Landschaft; Die Fuggerei in Augsburg; Bayern übernimmt Schlesiens Grenzlandpflichten; Begründung und Beschreibung einer Schnell- und Sparbauweise für den Wohnungsbau; Aus der Praxis für die Praxis des Kleinwohnungsbau in Städten; Die Gesundheitszelle, andere Nebenräume und Koch- und Heizstellen in den Kleinwohnungen städtischer Mietshäuser; Weg von Holzfußböden aller Art; Lehm- und Ziegebau wie ihn unsere Vorfahren kannten und ausübten; Eine Heimindustrie im Schwabenland; usw.

Daß die Fähigkeit dieses Mannes auch außerhalb seiner Heimat erkannt worden ist, bewies seine ehrenvolle Berufung im Jahre 1947 an ein Kreisbauamt, wo er als Leiter landauf und landab große Planungen für Bauten besonderer Art durchführen kann. Diese Berufung ist fürwahr eine Anerkennung, die mehr wert ist, als noch so schöne Preise und Auszeichnungen. Möge dem heute Fünfundsechzigjährigen noch manches Jahr in voller Schaffenskraft beschert sein.



Reich an Geschichte, reich an zahllosen Kunstdenkmälern war unsere liebe kleine alte Heimatstadt Leobschütz. Wir sind uns darüber klar, daß neben und vor diesen

genannten Persönlichkeiten ebenfalls hervorragende Menschen sich ungewöhnlich hohe Verdienste um den Aufstieg, das Ansehen usw. unserer Heimatstadt erwarben. Wir erinnern, um nur einige zu nennen, an unsern Heimatdichter Philo vom Walde, den hochverehrten Bürgermeister Priemer, die Stifter unserer Promenade A. Lauffer und Holländer, die Stifter unserer Armen- und Waisenhäuser u. a. m.

Ruhreiche Vergangenheit verpflichtet uns und unsere Kinder mit und an dem Gut, das unsere Vorfahren und noch lebenden Künstler in so vielfältiger Art vererbten. Eine ernste Verpflichtung erwartet uns und der Ruf, die Kulturgüter unserer unvergeßlichen Heimat nicht wie etwas Seelenloses in düsteren Ecken herumstehen zu lassen, sondern sie an das Licht zu bringen und sie der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zahllos sind die Kunstschätze aus sieben Jahrhunderten, die unsere liebe Stadt in ihren Mauern barg, unerreicht das Kulturschaffen in dem weiten Leobschützer Lande. Wenn wir durch unser Heimatbüchlein all diese Schätze aus vergangenen Tagen sehen, die Männer, die uns diese Kunst schenkten mit Recht ehren, dann soll uns, die wir heute in allen Teilen Deutschlands als Heimatvertriebene wohnen, dies ermahnen, auch heute Kulturträger zu bleiben, die geliebte Heimat nie zu vergessen und die Kunst unserer Heimat zu pflegen im Sinne unserer großen Vorfahren, Künstler und Meister. Wir, als die berufenen Erben unserer großen Männer, wollen und dürfen niemals den Glauben auf die Rückkehr in unser geheiligtes Land aufgeben und dann bereit sein, auch im Aufbau der edlen Kunst unsere ganze Kraft zur Verfügung zu stellen, damit unsere geliebte Leobschützer Heimat wieder ein Kulturzentrum im weiten schlesischen Raum wird.

Geschichte und Entwicklung des Leobschützer Gymnasiums

Im Jahre 1952 kann das Leobschützer Gymnasium sein 200jähriges Bestehen feiern. Zwar gab es vor seiner Gründung bereits eine Lateinschule in Leobschütz, die Geschichte des Leobschützer Gymnasiums beginnt aber erst mit dem Jahre 1752. Bis dahin hatten die Söhne des Leobschützer Landes meist in Troppau studiert. Das Verbot Friedrichs d. Gr. vom 25. Dezember 1749 auf Auslandsschulen zu gehen, war für den Magistrat der Anlaß, die Errichtung eines eigenen Gymnasiums zur Vorbereitung auf die Universitätsstudien zu beantragen. Nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten und Einwände von seiten des Landeshauptmanns als Vertreter des Besitzers des Landes Leobschütz, des Fürsten Josef Wenzel von Lichtenstein und der Kgl. Kammer in Breslau wurde am 4. Oktober 1751 vom König die Genehmigungsurkunde unterzeichnet. Der Beginn der Bauarbeiten des Schulgebäudes, das im Anschluß an das Franziskanerkloster errichtet wurde, erfolgte im Mai 1752, die feierliche Grundsteinlegung nachträglich am 17. August 1752, die Vollendung und Eröffnung der Schule mit 122 Schülern in sechs Klassen noch in demselben Jahre. Den Unterricht erteilten Professoren aus dem Franziskanerorden, die Schule war aber vertragsgemäß der Jugend aller Konfessionen zugänglich. Sie genoß einen guten Ruf — Friedrich d. Gr. konnte sich

bei seinem Besuch am 19. August 1767 persönlich von ihrem guten Stand überzeugen — und wurde von Schülern aus einem weiten Umkreis, selbst aus Österreich besucht, da damals in Oberschlesien außer ihr nur zwei Gymnasien in Neiße und Gleiwitz vorhanden waren. Aus dieser ersten Zeit der Bindung des Gymnasiums an das Franziskanerkloster rührte das bis etwa 1938 ausgeübte Recht, die Klosterkirche für den Gymnasialgottesdienst zu benutzen.

Nach kaum fünfzigjährigem Bestehen wurde wie alle Klosterschulen auch das Leobschützer Gymnasium durch Kgl. Verfügung vom 8. Mai 1801 aufgehoben, doch wurde der Verlust durch die beim König Friedrich Wilhelm III. beantragte und von ihm genehmigte Verlegung des katholischen Gymnasiums Sagan nach Leobschütz ausgeglichen. Die Anstalt führte fortan die Bezeichnung „Kgl. Kath. Gymnasium“ anstatt der bisherigen „Fürstl. Lichtensteinsches Gymnasium“. Die Franziskaner stellten weiterhin das Schulgebäude zur Verfügung unter dem Vorbehalt, daß im Falle der Auflösung der Anstalt das Schulhaus an den Orden zurückfallen solle. Die Schulaufsicht, die bisher hauptsächlich der Landrat ausgeübt hatte, ging auf die katholische Schuldirektion in Breslau über, die auch die Auswahl der Lehrer vornahm. Mitte Oktober 1802 wurde das Gymnasium mit 8 Professoren, darunter 4 ehemalige Jesuiten aus Sagan, 2 aus dem Franziskanerorden, 1 Religionslehrer aus dem Klerus der Erzdiözese Olmütz und 1 verheirateten weltlichen Lehrer eröffnet. Für die Unterhaltung der Schulgebäude und Beschaffung der Einrichtung und Lehrmittel hatte die Stadt aufzukommen. Die geistlichen Lehrkräfte wurden bei ihrem Ausscheiden — der letzte unterrichtete bis 1832 — durch weltliche ersetzt. 1832/33 wurde unter dem ersten weltlichen Direktor Dr. Wissowa das leerstehende Klostergebäude für Schulzwecke in Anspruch genommen. Um den wachsenden Raumbedürfnissen zu genügen, wurden in den folgenden Jahrzehnten mannigfache Umbauten vorgenommen und schließlich die im Schulgebäude eingerichteten vier Dienstwohnungen bis auf die des Direktors eingezogen. Seit dem Jahre 1870/71 bestand das neunklassige System. Infolge der wachsenden Schülerzahl — in den achtziger Jahren über 500 — wurde ein Neubau immer dringender, der in den Jahren 1900 bis 1902 auf dem von der Stadt Leobschütz geschenkten Bauplatz am Ende der König-Ottokar-Straße errichtet und anlässlich der 150-Jahrfeier der Anstalt unter Direktor Dr. Holleck († 1912) übernommen. Die Stadt erwarb nach Ablösung der Unterhaltungspflicht des Gymnasiums für den Kaufpreis von 34 000 Mark die alten Gebäude. Mit dem neuen Schulgebäude war an der Promenade die Dienstwohnung des Direktors in einer Villa verbunden. Die neue Turnhalle stand an der Ostgrenze des Schulhofes. In der Aula war eine Altarnische an der Stirnseite eingebaut, die bei weltlichen Feiern durch einen Vorhang verdeckt wurde. Die Wände waren geschmückt mit überlebensgroßen Gemälden (ein Geschenk der ehemaligen Schüler) der drei letzten deutschen Kaiser und des Papstes Leo XIII.

Die gesamte Bauanlage wies jedoch Mängel auf. So bleibt es noch heute unverstänglich, warum durch das Ansetzen der Direktorwohnung jede Erweiterungsmöglichkeit verbaut wurde, warum überhaupt die Ausmaße des neuen Schulgebäudes so eng gehalten waren, daß z. B. die 13 000 Bände umfassende Lehrer-

bücherei völlig unzulänglich untergebracht war und auch schon bei verhältnismäßig geringem Wachsen der Schülerzahl bald wieder Raummangel eintrat. Während des ersten Weltkrieges trat diese Frage naturgemäß zurück. Die Schule erhielt auf Anregung des damaligen Direktors Dr. Michalsky (1913 bis 1923) im Jahre 1917 die Bezeichnung „Staatl. Kath. Woysch-Gymnasium“ zu Ehren des schlesischen Generalfeldmarschalls von Woysch, der vorher der Stadt einen Besuch abgestattet hatte.

Als nach Überwindung der Inflationsjahre die Schülerzahl anstieg, wurde bereits von Direktor Dr. Sniehotta (1924 bis 1928) die Frage der Erweiterung dem Provinzialschulkollegium in Oppeln unterbreitet. Sein Nachfolger Dr. Schröfel (1928 bis 1945) trieb die Angelegenheit vorwärts, besonders als seit 1929 vier Klassen dauernd in Räumen des nahegelegenen Jugendhauses untergebracht werden mußten. Der Erweiterungsbau, mit dem ein umfangreicher Umbau der alten Räume verbunden war, erfolgte 1931/32 mit einem Kostenaufwand von ca. 250 000 Mark. Die Bauleitung hatte der Vorsteher des Staatlichen Hochbauamtes, Regierungsbaurat Rummler. Nach Lage des Grundstückes konnte nur eine Verlängerung des Altbaus an der Promenade geplant werden. Die Dienstwohnung des Direktors wurde eingezogen, die Villa zum Abbruch vergeben, erstand wieder als Katholisches Jugendheim in Hohndorf. Diese Maßnahme wirbelte zunächst viel Staub auf, auch die unmittelbare Verbindung des in modernem Baustil errichteten Erweiterungsbaus mit dem in Formen der deutschen Renaissance gehaltenen Altbaus konnte nicht recht gefallen. Demgegenüber aber schuf der innere Ausbau mit den geräumigen Klassenzimmern, den erweiterten und zum Teil neu ausgebauten Fachklassen für Physik, Chemie, Biologie, Musik und Kunstunterricht ein allen neuzeitlichen Ansprüchen entsprechendes Schulgebäude. Vor allem konnte auch die wertvolle Lehrerbibliothek im zweckmäßig ausgebauten Untergeschoß übersichtlich untergebracht werden. Die Anstalt wurde zu dieser Zeit und in den folgenden Jahren von etwa 400 Schülern besucht.

Die Einweihung des Neubaus zusammen mit der Weihe eines Gefallenendenkmals — errichtet von Spenden ehemaliger Schüler — fand in Verbindung mit einem Wiedersehensfest früherer Schüler im August 1932 statt. Der Höhepunkt dieser Feier war die Aufführung von Sophokles „König Oedipus“ durch Schüler der Anstalt. Die enge Verbindung mit den ehemaligen Schülern wurde auch nach 1932 durch Gründung des „Vereins ehemaliger Leobschützer Gymnasiasten“ und die vom Anstaltsleiter herausgegebenen „Blätter des Leobschützer Gymnasiums“ weiter gepflegt. An dieser Stelle sei noch erinnert an die seit 1929 regelmäßig im Stadtforst gefeierten Schulfeste, zu denen die Schule mit ihren alten Traditionsfahnen (ab 1938 im Heimatmuseum) ausmarschierte.

Als Abschluß der Bauplanungen wurde in den Jahren nach 1932 die Turnhalle erweitert und neben dem Schulhof längs der Promenade der Sportplatz angelegt. Im inneren Betrieb der Schule trat 1937 eine verhängnisvolle Wendung ein. Allen Einwendungen von Schulleitung, Elternschaft und von kirchlicher Seite zum Trotz wurde im Zuge einer allgemeinen Schulreform die Umwandlung des humanistischen Gymnasiums in die Oberschulform mit acht Klassen verfügt. In diese



Leobschütz — Gymnasium

Zeit und nachher fielen noch andere schmerzliche Anordnungen der vorgesetzten Behörde. In der Aula mußten die Gemälde der drei Kaiser und des Papstes entfernt werden. Der Altar war schon vorher abgebaut worden und mit den Paramenten und den Meßgeräten durch Kauf in den Besitz des Franziskanerklosters und einzelner katholischer Kirchengemeinden übergegangen. Auf der Rückwand der Altarnische entstand die von Kunstmalern von Eicke ausgeführte Darstellung der Entführung Ganymeds durch den Adler des Zeus.

Der Ausbruch des Krieges 1939 brachte durch Einberufung einer größeren Zahl von Lehrkräften Schwierigkeiten, die jedoch immer wieder durch Einstellung von Hilfskräften überwunden werden konnten. So konnte der Unterricht im ganzen ohne empfindliche Störungen bis zum bitteren Ende im Jahre 1945 aufrecht erhalten werden. In den beiden letzten Jahren war das früher von den Armen Schulschwestern geführte, dann in städtische Verwaltung genommene Oberlyzeum wegen anderweitiger Verwendung seiner Gebäude ins Gymnasium verlegt worden. Der Unterricht der beiden Schulen wurde in schichtweisem Wechsel am Vor- und Nachmittag annähernd in vollem Umfange fortgeführt.

Am 18. Januar 1945 mußte der Schulbetrieb infolge Feindannäherung eingestellt werden. Das Gebäude wurde zur Unterbringung von Flüchtlingen aus dem ober-schlesischen Industriegebiet gebraucht. Nach ihrer Evakuierung war die Schule von Anfang Februar bis zum 17. März von einem Luftwaffenstab belegt. Nach der Einnahme der Stadt durch die Russen wurde das Gymnasium als Lazarett verwendet, bis es dann etwa seit Herbst 1945 eine polnische höhere Schule für Jungen und Mädchen aufnahm. Im früheren katholischen Schülerheim an der Kunigundisstraße sind jetzt die auswärtigen Schülerinnen untergebracht, während ein Teil des ehemaligen Oberlyzeums an der Ratiborer Straße als Internat für Knaben dient.

Neben dem katholischen Knabenkonvikt, dessen Gründung in erster Linie dem auch durch Stiftungen für das Gymnasium hochverdienten Bischof Josef Martin Nathan zu verdanken war, entsandte auch das Missionshaus „Maria Treu“ der S. V. D. bis zu seiner anderweitigen Verwendung als Lazarett seine Zöglinge ins Gymnasium.

Das Leobschützer Gymnasium hat fast 200 Jahre im deutschen Oberschlesien eine wichtige kulturelle Aufgabe erfüllt, indem es den begabten Söhnen des Leobschützer Landes und eines weiteren Umkreises den Zugang zu höherer Bildung, zu sozialem Aufstieg und zu einflußreichen Stellungen in den akademischen Berufen ermöglichte. Es würde zu weit führen, im einzelnen Namen von besonders bedeutungsvollen Persönlichkeiten zu nennen, die dem Leobschützer Gymnasium ihre bildungsmäßige und charakterliche Grundlage zu verdanken haben. Wir hoffen, daß es in naher oder ferner Zukunft seine Bildungsarbeit am alten Platz wieder aufnehmen kann.

Die höheren Schulen in Katscher

Katscher war stets eine dem großen Verkehr entlegene Kleinstadt mit fast nur landwirtschaftlichen und kleinbürgerlichen Interessen. 1322 mit Stadtrechten versehen, wuchs es 1922 durch Eingemeindung zu einem Gemeinwesen von 10 000 Einwohnern heran.

Der Weg zu den höheren Schulen Ratibors und Leobschütz war erschwert — selbst nach der Eröffnung der Kleinbahn Katscher-Groß Peterwitz kurz vor der Jahrhundertwende.

Darum eröffnete im Jahre 1840 der Schulmann Arnstein in der Langestraße eine höhere Privatschule, die bis zur Tertia des Gymnasiums führte. Nach Errichtung eines großen Neubaus in der Meyerhofstraße zwischen der evangelischen Kirche und der Synagoge führte er bei wachsender Schülerzahl die Anstalt bis zur Untersekunda durch und verband mit ihr ein Internat, das Schüler aus allen Teilen Ostdeutschlands an sich zog und zum finanziellen Rückgrat der Anstalt — jetzt „Pädagogium Katscher“ genannt — sich entwickelte.

Der Nachfolger Arnsteins Dr. Krohn übernahm 1887 — also fast nach fünfzigjähriger Tätigkeit des Gründers — die Leitung. Unter seinem Namen wurde das Pädagogium weit bekannt.

1909 folgte ihm der rheinische Schulmann Peter Reiter, der am 1. Oktober 1920 nach Canth bei Breslau übersiedelte und das Gebäude an die Stadt Katscher, das Inventar des Pädagogiums aber an seinen Nachfolger Dr. Rolf Funke verkaufte. Dr. Funke pachtete für sechs Jahre das Grundstück. In kurzer Zeit stieg die Schülerzahl von 150 auf 220, die hereinbrechende Inflation aber veranlaßte ihn, im Herbst 1923 die Umwandlung der Anstalt in eine städtische höhere Knaben- und Mädchenschule zu veranlassen unter privater Weiterführung des Internats.

Beim Erlöschen des Pachtvertrages am 1. Oktober 1926 trat Dr. Funke von der Leitung der Anstalt zurück und gründete am Ostrand der Stadt in einem schloßartigen Neubau die „höhere Heimschule Pädagogium Dr. Funke“. Die Stadt Katscher aber führte unter der Leitung des Studienassessors Dr. Tebbe die alte Anstalt im alten Gebäude weiter. So entstanden aus einer gemeinsamen Wurzel beide höhere Schulen der Stadt.

Die Städtische Knaben- und Mädchenschule wurde bald zur prüfungsberechtigten Städtischen Realschule, die ihre Schüler bis zur Obersekundareife führte und bezog 1928 einen weithin sichtbaren schönen Neubau an der hochgelegenen Promenadenstraße, an dem zugleich ein kleines Schülerheim für auswärtige Schüler untergebracht war.

Die Leitung übernahm jetzt der geistliche Studiendirektor Peikert. Inzwischen betrieb die Stadt den Ausbau der Schule zur Vollanstalt, der nach Überwindung erheblicher finanzieller Bedenken durchgesetzt wurde. Bald nach der Machtergreifung ging Studiendirektor Peikert nach Kreuzburg, und Studienrat Dr. Fuhrmann übernahm die Leitung der Schule. Bei steigender Klassenzahl wurde später das Internat in freigewordene Teile des den Pallotinern gehörenden ehemaligen Schlosses an der Graf-Gaschin-Straße verlegt. Nach Aufbau der obersten Klasse

der Vollanstalt „Eichendorff-Schule, Städtische Oberschule für Jungen mit Schülerheim“ wurde Studienrat Dr. Perk von der Stadt zum Oberstudiendirektor gewählt und von der Oberschulbehörde bestätigt. Die Gesamtzahl der Schüler betrug jetzt 180, davon rund 60 Mädchen und 50 auswärtige, größtenteils im Heim wohnende Schüler.

Im Sommer 1943 wurde Dr. Perk zum Heeresdienst einberufen und Studienrat Dr. Zedler mit der kommissarischen Leitung betraut. Am 20. Januar 1945 mußte die Anstalt geschlossen werden, weil der Feind vordrang. Bis zum Rückzug der tapferen Hahnenfederdivision am 25. März 1945 diente nun das Schulgebäude als Kriegslazarett. Studienrat Dr. Zedler verstarb nach dem Zusammenbruch in einem polnischen Lager.

Heute beherbergt das völlig erhaltene Gebäude eine polnische Vollanstalt. Das Schülerheim aber fiel am 23. März 1945 einer schweren Fliegerbombe zum Opfer. Das Pädagogium Dr. Funke setzte 1928 die drei obersten Klassen einer deutschen Oberschule auf und schickte seine Abiturienten alljährlich zur Kommissionsprüfung nach Oppeln. In den nächsten Jahren machte der innere und äußere Ausbau der weitbekannten Anstalt gute Fortschritte. Zuletzt zählte sie 180 Schüler, von denen 130 Internatsschüler waren, die übrigen 50 als Fahrschüler aus der näheren Umgebung kamen. Am 20. Januar 1945 mußte auch sie vor der Bedrohung durch den Feind ihre Pforten schließen. Bis zur Einnahme der Stadt am Karfreitag 1945 dienten ihre Anlagen als Feldlazarett. Heute ist das Pädagogium Dr. Funke mit unzerstörten Gebäuden, Garten- und Parkanlagen ein polnisches Waisenhaus.

Neben den beiden genannten Anstalten gab es in den Jahren 1930 bis 1938 noch eine dritte höhere Schule in Katscher, die nach gymnasialem Plane arbeitende Missionsschule der Pallotiner. Diese Missionsgesellschaft erwarb im Jahre 1929 das alte Stammschloß der Grafen Henckell-Donnersmark in der Graf-Gaschin-Straße und baute es unter dem ersten Rektor Pater Heinrich Grote zu einer klösterlichen Niederlassung aus. Nach Auflösung der Schule durch die NS-Regierung wurde in die freigewordenen Räume das Heim der Eichendorff-Schule verlegt. Heute liegt das Schloß in Trümmern.

Die Weberei in Katscher

Jahrhundertlang war die Weberei das Hauptgewerbe in der Stadt. Die Webermeister arbeiteten als selbständige Handwerker. 1797 zählte die Weberzunft 125 sogenannte Stadtmeister ohne die in den jetzt eingemeindeten Orten ansässigen Landmeister. Alte Meister können sich noch erinnern, daß bei den Innungsver-sammlungen an 42 Tafeln gegessen wurde. Bei diesen Versammlungen hatten die Meister nämlich nach der Dauer der Meisterschaft bestimmte Plätze, an jedem Tisch saßen 20 Meister. Es müssen also in den siebziger Jahren gegen 840 selbständige Webermeister ansässig gewesen sein. Die Meister beschäftigten auch Gesellen und Lehrlinge. Fast in jedem Hause war das Geklapper der Webstühle zu

hören. In vielen Stuben standen bis an die vier Webstühle. In vielen Häusern findet man noch außergewöhnlich große Räume. Diese waren für die Weberei gerechnet. Die Werkstätten dienten zugleich auch als Wohn- und Schlafräume. In den meisten Fällen besaßen die Weber nur eine Stube. Viele Weber betrieben früher ihr Gewerbe ganz auf eigene Rechnung. Sie kauften auf den Dörfern und den Jahrmärkten von den Bauern und Händlern Garn auf. Bleicher aus Komeise kamen hierher, holten die Garne und brachten sie nach erfolgter Bleiche wieder zurück. In den siebziger Jahren wurde am Dirschler Wasser eine Bleiche eingerichtet. Das Gasthaus „Zur Bleiche“ erinnert noch daran. Hergestellt wurde nur Leinwand. Mit den fertigen Waren fuhren die Weber auf die Jahrmärkte. Händler kamen auch hierher und kauften Leinwand auf. Viel Leinwand wurde von diesen nach Russisch-Polen ausgeführt. Viele Weber arbeiteten für die sogenannten Ausgeber. Die Ausgeber lieferten das Garn und bezahlten nach der Menge der hergestellten Ware. Die vom Weber gebrachte Leinwand zog der Ausgeber über eine vor dem Fenster angebrachte Rolle. In der durchschienenen Leinwand stellte er die Fehler fest. Die Dichte der Fäden wurde ausgezählt. Für alle Fehler hatte der Weber Abzüge zu gewärtigen. Auch die Ausgeber verkauften die Ware meistens auf den Jahrmärkten. Sie fuhren mit schwer beladenen Wagen nach Leobschütz, Cosel, Ratibor, Rybnik, Ujest, ja sogar nach Myslowitz und Tarnowitz. In den sechziger Jahren übernahmen viele Meister Arbeit für die Firma Fränkel in Neustadt. Von etwa 1870 ab wurde für diese Firma besonders Damast hergestellt. Wöchentlich kamen vier Fuhren aus Neustadt, brachten Material und nahmen fertige Erzeugnisse mit. Im Jahre 1880 wurde hier die Plüschweberei eingeführt. Durch die neue Arbeit besserten sich die Erwerbsverhältnisse auf einige Zeit etwas. Oft hatten die Weber schwere Zeiten der Arbeitslosigkeit durchzumachen. Monatelang gingen keine Aufträge ein. Mit dem Fortschreiten der Maschinenweberei wurden die Perioden der Arbeitslosigkeit immer länger. In vielen Weberfamilien herrschte bittere Not. Ein Hilfsverein suchte Arbeit zu vermitteln. Die Regierung zahlte den Webern, die ihre Söhne einem anderen Berufe zuführten, Prämien (die heutigen Hausweber arbeiten für hiesige und fremde Firmen). Die meisten Weber der letzten Zeit waren Fabrikweber. Die erste Webwarenfabrik wurde im Jahre 1881 im Saale eines am Pferdetümpel gelegenen Gasthauses eingerichtet. Inhaber war die Firma Anton und Alfred Lehmann aus Berlin. Die jetzige Fabrik dieser Firma befindet sich seit 1891 auf der Meierhofstraße. 1924 hat sie die von ihr schon früher und dann von der Firma David und Co. gemieteten Anlagen am Pferdetümpel, die 1901 von der Firma Swoboda und Co. bedeutend ausgebaut worden sind, erworben. Die Firma Ludwig Lehmann Berlin, hat auch schon seit 1882 ihre Zweigniederlassung in Katscher. Ihre Fabrik an der Bahnhofstraße wurde 1897 errichtet. Die Firma David und Co. hatte früher im Schlosse, dann in den durch die Übersiedlung der Firma Anton und Alfred Lehmann freigewordenen Gebäuden am Pferdetümpel gemietete Fabrikräume. Ihre ersten Fabrikanlagen am Bahnhof stammten aus dem Jahre 1905. Dort nahm die Firma mehrere große Erweiterungsbauten vor, 1924 erwarb sie die sogenannte Doktormühle und baute sie im folgenden Jahre zu einem 32 Meter hohen Fabrikgebäude aus.

Die Fabrikanlagen der Firma Krebs stammten aus dem Jahre 1893. Außer diesen mechanischen Webereien befanden sich am Orte noch einige Niederlassungen, in denen auf Handwebestühlen gearbeitet wurde. Hergestellt wurden Teppiche, Vorleger, Gobelins, Plüsch, Krimmer und Astrahan.

Das Braugewerbe im Kreise Leobschütz (Nach Robert Hoffrichter)

Das Recht, Bier zu brauen stand bis ins 11. Jahrhundert jedem Haushalt zu. Dann wurde dieses Recht von den Landesherren beschränkt und besonders verliehen. So erfreuten sich bald dieses Rechtes nur die Gutsherren, die Städte und die Klöster. Die Brauereien in unserem Kreise waren ehemals durchweg herrschaftliche Brauereien. Aus Protokollen und Verzeichnissen der hiesigen Brauer- und Mälzerinnung ist ersichtlich, daß es im Jahre 1860 in Stadt und Kreis Leobschütz nicht weniger als 52 Brauereien gab: 2 in Leobschütz (Weberbauer und Scheffler), 4 in Bauerwitz (Felbier, Wittek, Bilzer und Himmel), 4 in Katscher (Kaul, Kunze, Maß und Mosler), und je 1 in Babitz, Bladen, Boblowitz, Burg-Branitz, Kasimir, Dt.-Neukirch, Dobersdorf, Gläsen, Gröbnig, Hennerwitz, Hochkretscham, Hohndorf, Hratschein, Jakobowitz, Kittelwitz, Kösling, Leimerwitz, Leisnitz, Liptin, Löwitz, Nassiedel, Neukatscher, Peterwitz, Pilgersdorf, Piltsch, Pommerswitz, Poßnitz, Rakau, Roben, Rösnitz, Sauerwitz, Schönau, Sponau, Steuberwitz, Stolz, Stolz, Trenkau, Tropowitz, Turkau, Wanowitz und Zülkowitz.

In diesen Brauereien wurde jedoch nur das einfache Bier hergestellt. Der Ausschank des Bieres erfolgte in Bürgerhäusern mit besonderer Schankberechtigung. Erst im Jahre 1860 errichtete Wilhelm Haude eine Brauerei mit Dampfbetrieb und braute das erste bayrische Bier. Da diese Neuerung außer erheblichen Kapitalien auch bessere Fachkenntnisse erforderte, die den Dorfbauern mangelten, so stellten diese das Brauen als nicht mehr lohnend ein. Zwischen 1870 und 1900 gingen fast sämtliche dieser kleinen Brauereien ein. In letzter Zeit beschäftigten sich nur noch zwei Brauereien mit der Erzeugung von einfachem Bier: Gröbnig und Katscher. Da nun auch die Dorfschänken ihr Bier aus den städtischen Brauereien bezogen, hob sich hier das Geschäft ganz bedeutend. Gleich entstanden Konkurrenzunternehmen: die Bayersche und Heidrichsche Brauerei. So hatte Leobschütz vier Brauereien. Dazu kam bei erreichter Bahnverbindung mit Breslau auch die Einführung fremder Biere: Friebe-Bier, Kipke-Bier und Haase-Bier, aus Berlin kam das Schultheiß-Bier und aus Bayern kamen die echten Biere. Dadurch wurden bald zwei Brauereien erdrückt: Die Dittrichsche, früher Heisigsche und die Schefflersche Brauerei.

Die Bayersche Brauerei erwarb später Johann Kalnin. Dieser gab im Jahre 1917 das Braugewerbe auf und verlegte sich von dieser Zeit ab nur auf den einträglichen Betrieb der Handelsmälzerei. Zur Erweiterung des Mälzereigeschäftes erwarb er ferner die Fränkelsche Mälzerei hinzu und pachtete auf eine längere Reihe von Jahren die Kraemersche Mälzerei, so daß es ein sehr beachtlicher Betrieb wurde. Die Weberbauersche Brauerei allein erhielt sich und wurde immer weiter ausgebaut. Ihr Gründer war Wilhelm Haude. Als dieser im Jahre 1861 kaum vier-

undvierzig Jahre alt starb, nahm die Witwe ihren Neffen August Weberbauer als Braumeister an. Dieser kaufte am 1. Juli 1863 die Brauerei für den Preis von 22 200 Thlr. Mit Eifer und Sachkenntnis ging Weberbauer daran, die Brauerei zu vergrößern, die Gebäulichkeiten zu verbessern und den Betrieb nach neuzeitlichen Errungenschaften einzurichten. Um Raum zu gewinnen, baute er hinter der an sein Grundstück grenzenden Stadtmauer einen neuen Eis- und Bierkeller. 1872 errichtete er das ansehnliche Restaurationsgebäude an der Malzstraße, und 1876 baute er den großen Saal. 1875 vergrößerte er durch Ankauf sein Grundstück nach Westen hin bis an die Wallstraße und 1874 nach Süden hin bis an die Fabrikstraße. Nach seinem Tode im Jahre 1885 übernahm Viktor Czerwonski als Braumeister die Brauerei und heiratete die älteste Tochter Auguste Weberbauer. Verschiedene Projekte, die Weberbauer noch vorgeschwebt hatten, brachte er zur Ausführung. Alle Neuerungen auf dem Gebiete des Brauwesens verfolgte er, und soweit sie zur Verbesserung seines Betriebes dienten, wurden sie ausgeführt. Im Jahre 1908 verwandelte Czerwonski den Betrieb in eine GmbH. Braumeister Heinrich Rubin wurde Direktor und Leiter der Brauerei. Während die Brauerei Weberbauer im Jahre 1908 nur 15 000 hl ausstieß, braute sie 1927 35 000 hl. Neben 7 Angestellten beschäftigte sie 40 gelernte und ungelernete Arbeiter. Zur Beförderung des Bieres waren damals 22 Pferde und 2 Lastautos mit Anhänger vorhanden. So wurde die Weberbauersche Dampfbrauerei eine der bedeutendsten ganz Oberschlesiens.

Die Landwirtschaft im Kreise Leobschütz

Der Kreis Leobschütz ist ein ausgesprochener bäuerlicher Kreis mit vorwiegend mittleren und kleineren Betrieben. Größere Betriebe über 100 ha traten nur ganz vereinzelt auf.

Die Bodenverhältnisse des Kreises Leobschütz waren sehr verschieden. Die Bodenzahlen lagen nach der letzten Bodenschätzung zwischen 35 und 95, so daß die Hektarwerte 1 000 bis 4 000 RM betragen.

Ursprünglich war der größte Teil des Kreises mit Lößboden bedeckt, der aber im Laufe der Zeit seine Lößeigenschaft, Kali- und Kalkgehalt und Gare, verloren hat und nur noch als kalkarmer bis saurer Lehmboden angesprochen war, da der Kalk bis in Tiefen von 1,20 m abgesunken und nicht in ausreichendem Maße ergänzt worden war. Die geringen Böden waren flachgründige, alluviale Schotterböden oder saure Waldböden. Der Untergrund war kiesig bis tonig, ja wechselte auf den einzelnen Plänen sogar mehrfach. Die Höhenlage bewegte sich im Kreise zwischen 200 bis 450 Meter. Die Niederschläge waren, da der Kreis im Vorgebirgsklima des Sudeten- und Altvatergebirges lag, so verschieden, daß in manchen Jahren kaum 300 mm und in anderen über 1000 mm fielen, so daß man in zwanzigjähriger Beobachtung wohl einen Durchschnitt von 550 mm errechnen konnte. Diese waren jedoch, obwohl an Gesamtmenge günstig, in der Wirkung ungünstig, da sie entweder zu ungelegener Zeit kamen oder sich die ganze Monatsmenge in Form von schlagartigen Platzregen in kurzer Zeit ergoß und infolge der kompierten Beschaffenheit des Kreises vom Boden nicht aufgenommen werden konnte und nach

Zerklüftung der Böden in breiten Rinnsalen abfloß, Kartoffel- und sonstige Hackfruchtfurchen mit sich reißend. Außerdem war der Kreis mit seinem späten Frühjahr und zeitigen Winter den Nachteilen einer sehr kurzen Vegetationszeit unterworfen. Temperaturunterschiede von -20 bis $+20$ Grad waren an klaren Wintertagen nichts seltenes. Diese unsicheren Boden- und Klimaverhältnisse hatten einmal ein ganz ungünstiges Acker-Grünlandverhältnis zur Folge, das im Kreise nur $1 : 20$ betrug, da nur 4,9 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche mit Dauergrünland bestanden waren, während als normal das Verhältnis $1 : 8$, d. h. also 12,5 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche galt. Ferner schwankten die Erträge so bedeutend, daß in einem Jahr 240 dz/ha Zuckerrüben, im anderen bis 500 dz/ha und an Weizen 8 bzw. 40 dz/ha geerntet wurden, so daß der Durchschnitt etwa 320 dz/ha Zuckerrüben und 26 dz/ha Weizen betrug, obwohl der Kreis Leobschütz als einer der besten Kreise Schlesiens galt. Die geringen Dauergrünlandflächen waren teils natürliche Wiesen, wozu sie durch den hohen Grundwasserstand bestimmt waren, teils Kälberausläufe. Die Weideflächen waren ein Privileg der größeren, Besitzer und ausgesprochener Zuchtbetriebe. Sie wurden sämtlich nach den Richtlinien der neuzeitlichen Weidewirtschaft genutzt, d. h. in sechs bis acht Koppeln unterteilt mit etwa wöchentlichem Umtrieb. Ödland gab es nicht, da jeder Quadratmeter nutzbar gemacht wurde und selbst an Gräben irgendwelche Sträucher entfernt wurden, um ihren ungünstigen Einfluß auf den Acker auszuschalten. Aus diesem Grunde war auch nirgends Schwarzbrache anzutreffen.

Bei dem ungünstigen Grünland-Ackerverhältnis kam es natürlich auf die richtige Planung an, da sämtliches Futter bei der ganzjährigen Stallhaltung durch eine geregelte Feldfutterwirtschaft geschafft werden mußte. So galt ganz grob die Regel: 60 Prozent Getreide-, 20 Prozent Hackfrucht- und 20 Prozent Futterbau. Durch einfache Aufzeichnungen oder geregelte Buchführung war es nötig, den Minimumfaktor zu erkennen, unter dem andernfalls der ganze Betrieb gelitten hätte.

In der Bodenbearbeitung war der Leobschützer Bauer ein Künstler, ein Talent, das durch Sorgfalt und beinahe Pedanterie zu einem Fingerspitzengefühl geführt hatte, was bei den verschiedenen Bodenarten oft recht nötig war, um Nackenschläge zu vermeiden. Die Herbstarbeiten wurden von der ersten Schälffurche bis zur Ackerung „aufs Gute“ mit größter Sorgfalt vorgenommen, obwohl man immer mit dem Helfer Frost rechnen konnte. Jedenfalls war kein Bauer mit der Herbstarbeit fertig, und wenn diese bis in den Januar hinein dauerte, wenn die Felder nicht sämtlich gepflügt und der Stallmist für die Hackfrüchte nicht untergeackert war. Die zum Anbau im Kreise geeigneten Sorten und Kulturpflanzen wurden mit Hilfe des von der Landw. Schule betreuten Versuchsfeldes in Hohndorf herausgefunden. Dieses war in einer Größe von etwa fünf Morgen von dem Bauern Kroker gepachtet und in die Fruchtfolge dieses Betriebes mit eingebaut. Es bot nicht nur den Bauern des Kreises Leobschütz sondern auch allen anderen Kreisen links der Oder viel Anregungen, zumal alljährlich mehrere Besichtigungen stattfanden und die Resultate stets in einem Führer zusammengestellt wurden.

Die Frühjahrsarbeit begann allgemein mit der Schleppe, um dem Boden die meistens

sehr geringe Winterfeuchtigkeit zu erhalten. Wenn auch große Schneemassen mitunter bis an die Baumkronen oft monatelang die Felder bedeckten, so verzehrten sich diese doch infolge der klaren und windbewegten Luft meistens so, daß der Boden wenig davon hatte.

Bei der Fruchtfolge wurden im Kreise die hierfür allgemein gültigen Regeln beachtet, da die Ansprüche der einzelnen Pflanzen an Nährstoffen und Feuchtigkeit, ihre Wirkung auf Boden und Schädlinge und ihre Verträglichkeit miteinander bekannt waren. Von einer starren Fruchtfolge konnte man nicht reden, da die Ansprüche der Ernährungswirtschaft immer mehr Pflanzenarten verlangten und ungünstige Witterungsverhältnisse öfter einen Umbruch zur Folge hatten. In diesen Fällen zeigte es sich, wie weit die Intelligenz des Betriebsführers eine plötzliche Umstellung meistern konnte. Winter- und Sommergetreide wurden in größerer Zahl von erprobten Sorten, Hackfrüchte zu etwa 10 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche an Kartoffeln und zu 10 Prozent an Futter- und Zuckerrüben angebaut. Die Futterflächen bestanden zu etwa 15 Prozent aus schleischem Rotklee, dessen Samen selbst gewonnen wurde, und zu 5 Prozent aus Luzerne. Ferner waren in dem Anbauplan Ölfrüchte, Flachs, Mais, Gemüse und verschiedene Arten von Zwischenfrucht-Gemengen aufgenommen. Zur Sicherung des Wirtschaftsfutters wurden für die Sommer- und Winterfütterung, die sich ja fast ausschließlich im Stall vollzog, je Stück Großvieh etwa dreiviertel Hektar Futterfläche gerechnet.

Grünfutter und Kartoffelsilos waren auf fast jedem Hofe vorhanden. Jedenfalls war die Futterwirtschaft nach dem Prinzip aufgezogen: viel Futter, viel Vieh, viel Mist, viel Geld, so daß lieber wenig und leistungsfähiges als zuviel und wertloses Vieh gehalten wurde.

Die Gehöfte selbst bildeten ein abgeschlossenes Ganzes und waren durch eine Mauer oder durch Gebäude und Tore, die in massiven Pfeilern saßen, ringsherum abgegrenzt und gesichert. In ihnen waren sämtliche für die richtige Wirtschaftsführung notwendigen Gebäude und Anlagen untergebracht. Die Anordnung war durch die übliche Bauform der Reihen- oder Runddörfer gegeben, bei denen entweder zu beiden Seiten der Hauptstraße oder an der sogenannten „kleinen Seite“ die Gehöfte dicht aufeinander folgten. An der Straße zu beiden Seiten des Hoftores lagen meistens mit der Gibelseite das Bauern- und Auszughaus für den jeweiligen Besitzer und den alt gewordenen Vorbesitzer und seine Angehörigen, die entweder ständig in der Wirtschaft geblieben waren oder dort immer eine Zufluchtstätte hatten. Auf diese Weise waren viele Unstimmigkeiten zwischen Eltern und Erben vermieden worden und den Eltern ein ruhiger Lebensabend beschieden. An das Bauernhaus schlossen sich Pferde- und Kuhstall, während der Schweinestall meist an einer anderen Hofseite lag. An Pferden wurden nach dem Grundsatz „das Vieh ist ein Produkt der Scholle“ als Warmblut Oldenburger und leichte Belgier aber auch Kreuzungstiere gehalten. Man rechnete je 30 Morgen ein Pferd und sparte bei Haltung eines Treckers, der schon auf Höfen von fünf- und zwanzig Hektar zu finden war, entsprechend ein. Ruhetage gab es für Pferde kaum.

An Rindvieh wurden rotbunte Ostpreußen und Ostfriesen und vereinzelt noch schlesisches Rotvieh gehalten. Schwarzbuntes Vieh wurde auf den größeren Gütern angetroffen. Die in genügender Anzahl vorhandenen Herdbuchställe sorgten dafür, daß die Höfe mit gutem bodenständigem Material beschickt werden konnten. Man rechnete auf zweieinhalb Hektar eine Milchkuh. Die Kuhställe waren zum größten Teil mit Mittellangstand, Kotplatte und Freßgitter versehen, aber auch alte Gewölbe waren noch anzutreffen.

Der Mist wurde täglich auf die Düngerstätte gefahren und dort vorschriftsmäßig behandelt, da die Düngstätte meist mitten im Hofe lag und als Visitenkarte für den Bauern und seine Wirtschaftsweise galt. So waren auch in jedem von den fünfundsiebenzig Dörfern des Kreises moderne Bodenplatten mit Sickersaftrinne und darunter liegender Jauchegrube zu finden, auf denen Stapel- und auch Edelmist hergestellt wurde.

An Schweinen wurde das veredelte Landschwein und das deutsche Edelschwein gehalten und gezüchtet. An Mastschweinen wurden im Jahr pro Hektar ein Schwein fertiggemacht, wobei der Bedarf im Haushalt mit eingerechnet war. Die Schweineställe waren gesund überwiegend aus Holz hergestellt. Von den bisherigen „Schweinesärgen“ aus Zement war man allmählich abgekommen. Die Schafhaltung hatte im Kreise kaum Bedeutung, dagegen war besonders in den kleineren Betrieben die Haltung der weißen Saanenziege ziemlich ausgeprägt. Ziegenzuchtvereine sorgten für bestes Zuchtmaterial, so daß Tagesleistungen von vier bis fünf Litern keine Seltenheit waren. Die Geflügelhaltung war sehr weit fortgeschritten, da die Tierzuchtämter sehr fördernd einwirkten. Von dem „Mistkraättern“ war man völlig abgekommen und hielt in Reinzucht in geeigneten Ställen Leghorn, Rhodeländer, Wyandotten, Minorca und Italiener. Das Zuchtmaterial lieferten die im Kreise verteilten Geflügelarmen.

Im Herbst bevölkerten große Gänseherden die Haferstoppelfelder, von denen ein Teil als Stoppelgänse verkauft und der Rest für Weihnachten gemästet wurde. Die Gänse wurden zweimal berauft und lieferten nebst Fleisch und Fett reichlich Federn, so daß Betten bei jedem Bauern im Überfluß vorhanden waren. Die Federn wurden im Winter im gemütlichen Kreise bei Kaffee und Kuchen geschliffen.

Die Maschinen- und Gerätehaltung hatte mitunter schon unrentable Ausmaße angenommen. Selbst in den kleineren Betrieben waren schon Binder vorhanden, und der Trecker in Gemeinschafts- oder Einzelbesitz war, wo er nicht da war, der Wunsch eines jeden Betriebsleiters. Es war überhaupt das Ziel jedes Betriebsleiters, seine Maschinen für sich zu haben, da das Leihen nach dem Sprichwort „Pumperei ist Lumperei“ unbeliebt war. Außerdem waren infolge der ungünstigen klimatischen Verhältnisse und der damit verbundenen kurzen Vegetationszeit sehr viele Geräte und Maschinen zeitgebunden. Lohnrusch kannte man gar nicht, da auch hierbei der Bauer unabhängig sein wollte.

Die Leutefrage war auch im Kreise Leobschütz infolge der beiden Weltkriege und der starken Industrie in Oberschlesien mitunter sehr schwierig. Infolge der dadurch bedingten starken Inanspruchnahme der eigenen Kinder von Kindheit an

war die Abneigung gegen die Landarbeit zeitweise so weit gekommen, daß selbst die Erben die Erbschaft nicht antreten und die Töchter lieber einen kleinen Angestellten in der Stadt als einen Bauern heiraten wollten. Glücklicherweise wurde von allen berufenen Stellen der Landflucht entgegengearbeitet, da es vor allen Dingen galt, den Vorwürfen über unsoziale Behandlung und zu geringe Fürsorge gegenüber den Arbeitnehmern den Boden zu nehmen. Die Menschenbehandlung bildete sich zu einer Kunst aus, die nicht jedem glückte. Der Landarbeiter wurde als ein unentbehrlicher Helfer geachtet und geschätzt und alles Menschenunwürdige beseitigt, um ihm das Minderwertigkeitsgefühl zu nehmen. Die Knechtekammern wurden in Zimmer im Bauernhause umgewandelt und Leutehäuser gebaut, um Landarbeiterfamilien seßhaft zu machen. Gleiche Kost und gemeinsame Tafel mit dem Gesinde war allgemein üblich, so daß durch gute Behandlung und Gleichberechtigung Arbeitswille und Arbeitslust gefördert wurden. Im Zusammenhang damit waren in den letzten fünfzehn Jahren die Lohnausgaben eines intensiv bewirtschafteten Bauernhofes von 60 bis 80 RM auf 180 bis 200 RM je Hektar emporgeschneilt. Den höchsten Lohn hatten auch hier die Schweizer. Alte Sitten und Gebräuche lebten wieder auf, und Prämien und Auszeichnungen für langjährige Dienste und Geschenke zu Weihnachten und Geburtstagen waren üblich. Gelegenheit zur Weiterbildung wurde den Älteren durch Vorträge, Radio und Wanderkinos und der Jugend durch Besuch von Fach- und Fortbildungsschulen und kurzfristige Kurse gegeben; denn jeder sollte Gelegenheit haben, das Beste zu lernen, um später das Höchste zu leisten.

Aus all den vorstehend beschriebenen Maßnahmen geht hervor, daß der Leobschützer Bauer und Betriebsführer planmäßig und mit Überlegung zu Werke ging und diesen Umständen zu verdanken hatte, daß er nicht nur ausreichende Ernährung für die engere Heimat schaffte, sondern einen ganz bedeutenden Beitrag für die Ernährung der anderen Provinzen Deutschlands leisten konnte. Bekannt war auch die hervorragende Braugerste, die der Kreis lieferte. Der Leobschützer Bauer war aber auch Neuerungen zugänglich und hielt mit der Landwirtschaftlichen Schule und Wirtschaftsberatungsstelle enge Fühlung. Letztere war eine der ältesten und bekanntesten von Schlesien und hatte nie unter Schüler- oder Schülermangel zu leiden.

Auch hier in unserer Verbannung besteht vom ersten Tage an ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Bauern des Kreises und dem letzten Direktor der Landwirtschaftsschule. Es vergeht wohl kaum eine Woche, in der ich nicht einen Brief oder einen Besuch von lieben alten Bekannten erhalte. Immer klingt die Sehnsucht nach der Heimat durch. Wohl fühlt sich kaum einer hier, und bei allen steigert sich die Hoffnung von Jahr zu Jahr, daß der Tag nicht mehr fern ist, der uns unsere liebe Heimat wiedergibt. Dann heißt es, in engster Gemeinschaft einer für alle und alle für einen die Schäden der Fremdherrschaft zu beseitigen und dem schönen Leobschützer Kreise sein früheres Aussehen und seine Fruchtbarkeit wiederzugeben.

Freund Adebar

Wem die Liebe zur Vogelwelt in die Wiege gelegt wurde, der konnte auf seinen stillen und einsamen Wanderungen durch den Kreis Leobschütz feststellen, daß unsere Heimat ein reines Vogelparadies war. Ein Gang am frühen Morgen in den Stadtwald ließ zur Frühlingszeit ein Vogelkonzert erleben, wie man es nie mehr vergessen kann. Es ist unmöglich, all die gefiederten Sänger zu nennen, die dieses Konzert veranstalteten. Es fehlte keiner unserer bekannten deutschen Arten.

Auch ein Gang von Troplowitz ins Oppatal entlang bis Komeise war überaus lohnend. Drosseln und Amseln, sogar die seltene Wasseramsel mit weißer Kehle und brauner Weste, Buchfinken und Grünfinken, Hämpflinge und Stieglitze, Rotkehlchen und Schwarzplättchen, Weidensänger und Laubsänger, Goldhähnchen und Zaunkönige, nicht selten auch den Sprosser, die Nachtigall des Ostens, konnte man hier singen hören.

Am schilfbewachsenen Teich bei Annahof traf man manchen Vertreter unserer Sumpf- und Wasservögel, die auch in den feuchten Wiesen und stillen Büschen entlang der Flußläufe anzutreffen waren.

Über den Wäldern der Gebirgsecke kreisten die Bussarde und bisweilen auch der rote Milan, im schnellen Flug schoß der Hühnerhabicht dahin, rüttelnd schwebte der Turmfalk über den Feldern, der Sperber jagte die häufig vorkommende Wildtaube, Wanderfalk und Baumfalk waren nicht selten.

Ein besonderer Freund aber bleibt dem Vogelliebhaber Freund Adebar, der in unserer Heimat schon selten war. Nur etwa zwanzig Paare brüteten noch regelmäßig im Kreise Leobschütz. Es war ein schönes Erlebnis, als ich als junger Priester meine erste Stelle in Katscher antrat und bei meinem ersten Gang nach Stolzmutz zum Unterricht dort auch Freund Adebar auf einer hohen Pappel im Neste stehen sah. Obwohl es kühl und unfreundlich war, obwohl es in diesen Apriltagen noch schneite, stand er unbewegt auf seinem Nest und ließ sich die Schneeflocken um den roten Schnabel treiben. Als ich dann im Mai 1940 als Pfarrer nach Jakobowitz kam, begrüßte mich wiederum Freund Adebar von seiner Burg auf einem hohen Baum herab. Da man vom Giebelfenster der Pfarrei das Storchennest gut beobachten konnte, war es möglich, das Leben und Treiben dieser Storchenfamilie, die jedes Jahr wiederkam, genau zu verfolgen. Es konnte sein, daß man im Frühjahr das Glück hatte, gerade mitzuerleben, wie einer der beiden Störche von seiner weiten Winterreise zurückkehrte. In großen Spiralen kreiste er hoch oben im Sonnenlicht, kam dann immer tiefer, erkannte sein Nest, fing freudig an zu klappern und ließ sich auf dem Nestrand nieder. Er konnte sich gar nicht zugute geben vor lauter Freude. Immer und immer wieder begann er klappernd dieser Freude Ausdruck zu geben. Wenn dann die Gemahlin nachkam, begann ein frohes Treiben. Das Nest wurde ausgebessert, gemeinsam flogen sie auf die Nahrungssuche und tagein und tagaus konnte man ihnen begegnen auf den Wiesen und in den Feldern. Sie zeigten keine Scheu vor den Menschen, die sie als Freunde kennen gelernt hatten. Schon bald begann das Brutgeschäft, und dann sah man den Kopf des brütenden Storches unbeweglich über dem Nestrand hervorragen. Nach wenigen Wochen sah

man die Störche eifrig auf und ab fliegen und ihre Jungen füttern. Wieviele Mäuse, Frösche, Heuschrecken und andere Kerftiere wurden in den Wochen der Aufzucht der Jungen vertilgt. Zusehends wuchsen die Jungen heran, bald standen sie im Nest und konnten die futterbringenden Eltern kaum erwarten.

Schon am Margaretentage im Juli waren sie flügge und im August nahmen die jungen Störche oft schon Abschied. Die alten blieben noch etwas da, und eines Tages waren auch sie verschwunden. Aber oft kehrte nach kurzer Zeit einer der Störche noch einmal zurück. Konnte er sich nicht trennen von seiner Heimat? Wo war er inzwischen gewesen? Hatte er teilgenommen an der Versammlung seiner Artgenossen in der Umgebung? Haben sie Probeflüge inzwischen unternommen? Schließlich flog auch er davon, zog noch einmal seine großen Kreise über dem Nest und nahm Abschied bis zum nächsten Jahr.

Was könnte uns ein Storch alles erzählen von seiner weiten Reise! Bis an die südafrikanischen Seen geht bisweilen sein Weg, und dennoch scheint es, als ob er nur gezwungen diese weite Reise antrete. Immer und immer wieder zieht es ihn zurück in seine Heimat. Und sobald die Winterkälte nur etwas nachläßt, tritt er von Sehnsucht getrieben seine Rückreise an.

Wenn schon Tiere so an ihrer Heimat hängen, wer kann es uns Menschen verdenken, daß auch wir uns zurücksehnen an den Ort, an dem wir geboren wurden? Es gibt eben nur eine Heimat, und diese verliert niemand gern.

Die Flora der Gipsberge von Dirschel

Wer die Welt am Stab durchmessen, wenn der Weg in Blüten stand,
nimmer konnt er doch vergessen, glückberauscht sein Heimatland!

Schön war unsere Heimat und reich an Sehenswürdigkeiten. Wer wäre nicht schon einmal durch die Gebirgsecke gewandert, das liebliche Oppatal entlang, wer hätte nicht schon einmal vom Huhlberg aus in die weite Ebene hinuntergeschaut? Der Stadtwald zog Tag für Tag und erst recht an den Sonntagen Scharen von Ausflüglern an. Wer mit einem offenen Auge durch die Welt ging, der konnte zu beiden Seiten die Blumenpracht bewundern, welche die Erde unserer Heimat hervorbrachte. Es ist hier nicht möglich, all die Kinder der Flora unserer Heimat aufzuzählen, wir wollen nur einen Ausflug zu den Gipsbergen in Dirschel bei Katscher machen. Denn wenn die übrige Flora des Kreises Leobschütz sich nicht im wesentlichen unterschied von den anderen Gebieten Deutschlands, so wuchsen doch auf den Gipsbergen von Dirschel ganz seltene Arten, die sonst nicht häufig zu finden sind.

Der diluviale Boden ist recht kalkreich, und so wachsen hier eine Anzahl kalkliebender Blumenkinder. In der weitverbreiteten „Flora von Deutschland“ von Garcke sind folgende seltene Pflanzen für Katscher verzeichnet. Bologneser Glockenblume, kleine Wachsblume, hoher Sommerwurz, geschnäbelter Erdrauch, Sichel-Hasenohr, schmalblättriger Milchstern, schattiges Ried, ungarische Kratzdistel, hohe Wolfsmilch. Hiermit ist natürlich die Blütenpracht der Gipsberge

nicht erschöpft. Gar manche Überbleibsel früherer erdgeschichtlicher Perioden, sogenannte Pontische- oder Steppenpflanzen, bewohnen die dünnen, sonnigen Bergwiesen.

Viel blumiger sind die Hänge der Kalkberge als die Wiesen drunten am Morwabache. Wie goldig leuchten die großen Blüten vom Bocksbart. Der weißblühende Bergklee und die purpurroten Köpfechen des Waldklee stehen im scharfen Gegensatz zu den leuchtenden blauen Glockenblumen. Dazwischen leuchten wie vom Himmel gefallene Sterne die vielen Margueriten. Gottesaugen nennt sie der Volksmund. Wer Anfang Juli die blütenreichen Wiesen der Gipsberge besucht, wandert durch einen Blumengarten, wie ihn kein Gartenkünstler farbenschöner schaffen kann. Die dunkelvioletten Blütenstengel der phoenizischen Königskerze, die zierlichen pyramidenförmigen Rispen der einfachen Wiesenraute und die mehrgabeligen Stengel der ungarischen Kratzdistel sucht der Pflanzenfreund anderswo vergeblich. Von den Fingerkräutern ist besonders das weiße, graue und Sand-Fingerkraut, von den Ehrenpreisarten die ährige und breitblättrige, welche die Lehnen beleben. Das zweihäusige Ohrlöffel-Leimkraut, die Karthäuser-Nelke, das Immerschön und Sommerröschen fehlen nicht. Ein seltener Kranz lieblicher Blumen umschließt die Kalkberge von Katscher. Zahlreiche Dolden der Sichelmöhren, Sichelhasenohr, starrer Sesel wechseln mit hellgrauer Skabiose, Kardendistel, Weidenalant und rauhen Alant. Der Dürrwurz ist ebenfalls unweit Katscher festgestellt worden. Der gefleckte Hachelkopf, eine auffällige Bergpflanze mit starken, goldgelben Blütenköpfen und rotgefleckten Grundblättern wird von den Kräutersammlern gern mitgenommen. Erwähnt seien noch Bitterich, quirlblütiger Salbei, Quendel und Berg-Jasione, sowie viele Glockenblumen und Doldenpflanzen. Häufig kommen auch die Kardendisteln vor, die deshalb erwähnt seien, weil auf ihnen die seltene osteuropäische Bänderschnecke zu finden ist, welche nur an vier Stellen in Deutschland vorkommt.

Der bezaubernde, herrliche und seltene Blumenflor der Kalkberge, welcher in bunten Reigen vorüberzog, läßt die Heimat in neuem farbigen Schmuck erglänzen. Nie war der Himmel so nahe, nie grüßte die scheidende Abendsonne so goldig, und nirgends blühten die Blumen so bunt, als in lieblichen Heimatbildern und Heimerinnerungen, denn nur Natur und Kultur sind es, die das Herz zur Heimatliebe erheben.

Zu Großvaters Zeiten in der Rockstube

Als wir noch geruhsam „zuhause“ waren, hörte ich einmal: vor fünfzig Jahren hat man viele Dörfer unserer Heimat aus dem Schlafe erweckt, sie kultiviert durch Straßenpflasterungen, Anschluß-Chausseen, Telefon, elektrisches Licht, Kraftanlagen usw., sie also aus ihrer Abgeschlossenheit herausgehoben. Dem aber mußte jeder wahre Volksfreund entgegenhalten: gewiß hat man dadurch der Kultur gedient, man hat aber dem Landleben vielfach dadurch seine Seele, seine Poesie genommen, hat jahrzehnte-, ja jahrhundertelange besinnliche Sitten und Gebräuche geopfert für ein Hasten und Jagen, um ja nicht rückständig zu gelten, um nicht den Anschluß zu verpassen. Wir können und wollen ja dem jungen Zeitgeist keinen Knüppel zwischen die Räder werfen, der moderne Mensch findet eben das neuzeitliche Stimmungsbild viel reizbarer.

Und doch war es ehemals bestimmt auch recht schön, ja herzerquickend für den, der mit und in dem Volke lebte, es in seinem Tun und Treiben, Sinnen und Trachten verstand. Dieses möchte ich den Lesern in beschaulicher Weise zu Herzen führen durch einen ehemaligen Volksbrauch: die Rockstube. Voraussetzen möchte ich hierfür das Verständnis noch, daß jeder Bauer damals mindestens für seinen Gebrauch Flachs anbaute, ihn durch seine Kinder oder durch seine Bediensteten zu Garn spinnen und dies je nach dem Verwendungszweck durch Handwerker der Umgebung zu verschiedenen Arten Leinwand weben ließ. Beim Spinnen war der Flachs um einen Stab gewickelt, den man den Rocken nannte, daher: Spinnstube oder im Volksmunde Rockstube.

Tief verschneit lag in den Monaten Januar—Februar manch stilles Heimatdörfchen. So kalt waren oft die Tage, daß die Nägel in den Dachschindeln knackten, fest verpolkt (ein dickes Tuch um den Hals), konnte man Mägde in den Gehöften erblicken, welche „verrichten“ (Vieh füttern) mußten. Höchstens ein Hundegebell durchbrach die Stille.

Im Ortsteil „der Teich“ konnte man hinter mächtigen „Windswehen“ (Schneehügel) so kleine strohgedeckte Anwesen wie Knusperhäuschen sehen. Und in ihnen — nicht in der besseren Bauernstube —, deren Fenster durch Laub vor Kälte geschützt waren, da gabs Leutchen, welche die Rockstube aufnahmen.

Kaum war das karge Abendessen vorbei, mußten die Kinder „hinter den Tisch“ in den sogenannten Herrgottswinkel zum Federnschleifen. Eine passende Tasse voll Federn — o, welch ein Haufen! — gab die Mutter vor jedes Kind. Josla, der verschmitzte Faulpelz, schielte mit seinen blitzenden, kullerigen Maulwurfsaugen recht oft umher, unbemerkt einen Augenblick zu erhaschen, um eine Handvoll ungeschlissener Federn in seine Tasche zu stopfen, um sie dann draußen im Winde fliegen zu lassen. Ja, ja, der nichtswürdige Junge, obgleich die drei Gebette für die verlobte Tochter fertig werden mußten, die Fastnacht Hochzeit haben sollte. Emsig hatten die Kinder das Federnschleifen begonnen, da klingelte es draußen am Hoftürchen und flinke Schritte brachten schmutzige Mädchen, mit ihren Spinnräd-

chen im Arm, zur Stubentür herein. Ein kurzer schalkhafter Gruß — Guda Obend Rockavoter und Rockamutter! — und alsbald surrten die Rädchen, wurde gespult, machte die Weife ihre Gaukeleien in der Luft. Jegliche Tätigkeit verriet Liebe und Geschick, zumal die volle „Haspel“ nach Hause gebracht werden mußte.

Indes saß der Rockavoter mit seinem Pfeifla auf der Ofenbank, schnitt sich aus Papierresten „Fidibusse“ zum Anzünden, warf Holzkloben in den Kamin, spaltete Holz, zündete dieses laufend an, damit „es Stübla“ die richtige Helligkeit aufwies, denn nur solch eine Lichtquelle durfte es sein. Eine Petroleumlampe war des Gestankes wegen damals verpönt.

Plötzlich schlug die Strohmatte von draußen an das Fenster. Der Rockavoter erhob seinen Kopf und murmelnd hörte man von ihm die Worte: es muß sich jemand erhängt haben, denn der Wind läutet den Erhängten aus. Es kann auch der wilde Jäger sein. Pst! Hört ihr nicht das Pferdegetrappel, das Hundegebell, das Blasen des Jagdhorns! Alles hörte „enterscht“ vor Angst zu, als die vor wenigen Minuten hereingekommene „Muhm Ruse“ — die Gemeindebotin — auf das Summen im Ofenrohr aufmerksam machte, auf die „Spillalutsche“, die den Faulenzern die Weife — Gestell für das Garn — in den Rücken hackt.

Inzwischen ist noch die „Polk Muhme“ gekommen, die Grabebitterin. Sie will sich nur a bisserl wärmen. Durch die Spinnerinnen angeregt, erzählt sie vom Graumännel, das sich in der Dunkelstunde sehen läßt und die Menschen irreführt, vom versunkenen Schloß am Zigeunerberg, wo es umgeht, von der Pestlinde auf der Bleiche, vom dreibeinigen Hasen in der Schieb, von den Irrlichtern in Mertinas Schlummloch, von den Feuermännern auf der Puschwiese, vom Schinderberg mit dem Galgen, von den klagenden Moosweiblein beim Fluder (Wehr), von den Feenismännle und Feenisweible in den Fuchshöhlen, von dem versunkenen Fuhrmann im Mühlteich, über den unterirdischen Gang von der Schellenburg bei Jägerndorf durch den Uhlberg bis nach Leobschütz, von dem wundersamen Wassermann in den Viertelsträuchern, vom Graupenbrünnelein im Erlenbusch, der keinen Grund hat und so fort.

Tischkerieren (erzählen, unterhalten), das kann die Grabebitterin, sie hat schon oft mit den Toten zu tun gehabt, hat also das Gruseln verloren. Aber die anderen, die Zuhörer, sie sind verzaubert, daß selbst der Rockavoter vergaß, die nächste Schleise anzuzünden. Und so sitzen nun alle in ägyptischer Finsternis. Dicht rücken die Kinder zusammen und die kleine Seffla hält sich ängstlich an der Mutter fest. Leichtes Aufatmen hört man, als es wieder hell wird. Und da geht die Erzählung weiter. Jeder gibt seinen Senf, wie vom Alpdrücken, von der Hausotter, vom Otterkönig, von der Wünschelrute, vom Drachen, von der Mikadrulle, vom Goldmüller am Steinberg, vom Umgehen, von vergrabenen Schätzen und noch von vielen anderen Geschichten vom Gruseln und Fürchten. Plötzlich, da klopft es an der Haustür. Der Rockavoter greift zur Guckalore (Brille), riegelt die Haustür auf, und mit hellem Lachen führt er ein paar schmucke Burschen in die Spinnstube. Die Spinnerinnen versuchen da ihr errötetes Gesicht hinter den Flachsrocken zu verstecken, aber den bebenden Pulsschlag ihres pochenden Herzels können sie nicht verbergen. Und doch wollen sie zu verstehen geben, als läge ihnen nichts an

diesem nächtlichen ungebetenen Besuch. Aber die Burschen beginnen ihre Neckereien, indem sie in die schnurrenden Räder greifen, den dünnen Spinnfaden haschend zerreißen, die „Schweewen“ (Flachsstengelreste) von den Tändelschürzen schütteln.

Endlich findet eine Schöne den Mut und dreht den Spieß um. Anstelle des Aufhaltens von der Arbeit verlangt sie „Netze“, das ist etwas Gutes zum Annetzen vom trockenen Mund und Gaumen.

Ja, das wollen doch die Burschen. Sie lassen sich nicht lange lumpen. Ihr „Katergeld“ — Erlös für vom Vater heimlich entwendetes Getreide — ist so gut angewendet. Gleich wird „gewinnert“ (Geld eingesammelt) und der Rockavoter fährt in seine „Himmelsschleicher“ (Potschen), um im Kretscham für die schönen „Behmen“ (Geld) „Rosel“ (roter Likör) zu holen. Währenddessen bringt die Mutter die Kinder ins Kammerla zu Bett.

Dafür (das Holen) darf der Rockavoter auch die erste „Bäre“ (Glas) trinken. Dann kreist die Flasche in der Runde herum, wie die Friedenspfeife unter den Apachen, bis das letzte „Stecherla“ (Schnapsgläschen) raus ist. Emsig wird dabei gesungen, tischkeriert und gescherzt. Zwischendurch geht die Stubentür leise auf, denn ein Tunischtgut verschwindet, um irgendwo eine „Klammerschnur“ zu ziehen, d. h. er macht kunstvoll von der Straße aus in Eile eine Zugvorrichtung an der Haustür eines Besitzers, den er ärgern will und „klinkt“ — öfterer schneller Zug an der Türklinke — zum Spaß die Schlafenden wach. — Um den Fehlenden zu „vertuschen“ (verheimlichen), ist in der Rockstube eine neue Aufregung: ein Huschen, ein Surren, ein Fliegen von Vögeln. Was ist denn das wieder? Nun, ein Spaßvogel hat durch den Ritz der angelegten Stubentür eine Menge Sperlinge hereingelassen. Na, das Gekicher! Ein Herumtollen in der Stube! Jedes will solch einen Gassenbuben von Vogel rangen.

Wenn es am schönsten ist, schlägt der „Säger“ neun Uhr. Es ist Zeit zum Aufbruch nach Hause. Beiseite werden die Spinnräder geschoben. Vom langen Sitzen müde recken und strecken sich die Mädchen. Noch aber muß das Orakel (ein brennender Flachsrocken) gefragt werden, ob der Liebste schlafe. Leuchtend steigt die Flamme in die Höhe. Ein Jubel! Nein, er ist noch wach. Er ist ja heute sogar da, heimlich verliebt oder sogar schon verlobt.

Nur noch kurzer Dank den guten Gastgebern und heim geht es. Sie hat das Mädchen, er trägt Rockstöckel mit Übereck. Paarweise geht es hinaus. Werden dann noch Heimlichkeiten unterwegs erzählt? Kommt es zum Herzen und küssen? Bleibt er noch bei ihr unter dem Kammerfenster? „Nein, niemand hat es gesehen“, so heißt es im Liede.

Daß der letzte Spinnstubenabend mit einer Faschingsfeier verbunden und als „lange Nacht“ besonders feierlich begangen wurde, ist selbstverständlich. Es war ja die gute alte Zeit. Und da brachten alle Teilnehmer nicht nur das verliebte Herz mit, sondern recht viel für den Magen, als da besonders zu nennen waren: Schlesisches Himmelreich, Pfannkuchen mit Punsch, allerlei Obst und zum Spielen ganz schöne Säckchen voll von selbst im eigenen Strauchwald gesammelten Haselnüssen.

Und nun: ja, ja, es war einmal so! Im Laufe der Zeit hatte man dafür gesorgt, daß diese wundervolle Poesie der Spinnstuben, welche in vielen schlichten Dörfern herzwergewinnende Reize auslösten, unterdrückt wurden. Mit Recht sagte darum der mir in meiner Jugendzeit so gut bekannte schlesische Dialektdichter Philo vom Walde (Johann Reinelt, geboren in Kreuzendorf, Kreis Leobschütz) einer der besten Kenner des Dorflebens (sein gelesenster Volksroman „Leutenot“) vor der Jahrhundertwende: nehmen wir dem Land seine Poesie, so nehmen wir ihm die Seele.

Während der letzten beiden so grausigen Weltkriege wurde aus der Not wieder von einigen Besitzern Flachs angebaut, aber dies nicht nur, um einem Gebot des Staates nachzukommen, sondern um auch den so sehr nötigen Flachs selbst zu erzeugen, Schnur, Stricke, Leinen usw. Alte Spinnräder wurden wieder auf dem Boden hervorgesucht, instandgesetzt und von Kennern und Könnern ging es auch wieder fleißig ans Spinnen. Dem Aufleben dieser alten Sitte und Kunst brachte man also „aus Not“ erneutes Verständnis entgegen. Heute aber beklagen wir nicht nur die gute alte Spinnstube, sondern noch viel mehr, ja alles, den Verlust unserer überaus geliebten Heimat.

Sommersonntich

Wenn die Zeit des Federnschießens vorüber war und der Frohsinn der Faschingszeit mit dem Aschermittwoch zu Ende ging, begannen daheim die ernsten Wochen der Fastenzeit. Man hielt es vielfach noch streng mit dieser Zeit. Tanz und Lustbarkeiten waren ganz undenkbar. Im Mittelpunkt stand das kirchliche Geschehen mit den Fastenpredigten und dem Kreuzweg und dem Gedenken an das bittere Leiden Christi.

Um so freudiger wurde der Sonntag Lätare begrüßt. Der Ruf der Kirche „freue dich“ wurde besonders von den Kindern aufgenommen. Der Sommersonntich oder Maisonntich gehörte zu den schönsten Tagen dieser vorösterlichen Zeit. Da zogen die Mädchen mit ihren Maien von Haus zu Haus. Von Generation zu Generation vererbten sich die Sprüche, die dabei gesungen wurden, um ein Geschenk zu erhalten.

Kliene Fischlan, kliene, schwemma ei dam Teichla,
Rute Rieslan, rute, wachsa of dem Streichla,
Gale Lelja, gale, blieha of dem Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien, die Frah is wie a Engel.



De Oma is a wacker Weib, die geht gor gane a Kirchasteig,
Eim Winter und eim Sommer, eia Himmel wird se komma.



Die goldne Kette fliegt um das Haus,
Die schöne Frau Wirtin geht ein und aus,
Sie geht in ihrem Rocke, sie ist die schönste Tocke.

Sie wird wohl morgen früh aufstehn,
Sie wird wohl in die Kirche gehn,
Sie wird sich setzen auf ihren Ort,
Sie wird wohl hören ein Gotteswort,
Ein Gotteswort die Predigt,
Und Gott verleihe das Ewige.



Rotgewand, Rotgewand, schöne grüne Linde,
Suchen wir, suchen wir, wo wir etwas finden.
Gehn wir in den grünen Wald,
Da singen die Vögel jung und alt.
Sie singen ihre Stimmen, Frau Wirtin sind sie drinnen,
Sind sie drinn, so komm'n sie raus
Und teil'n sie uns den Sommer aus,
Wir können nicht lange stehen,
Wir müssen a Haisla weiter gehn.



Frau Wirtin geht eim Hause em,
Die hot a schiena Schürze em,
Met em ruta Bande,
Sie ist die schenste eim Lande.
Frau Wirtin hot a hocha Hut,
Sie is a olla Männern gut,
Da kliena und da gruba,
Sie wird sich bald erstuða.



Erhielt man in einem Hause nichts, erklang es ganz böse:
Hühnermest, Taubamest, ei dam Hause krigt man nischt,
Es dos nie a Schande, ei dam ganza Lande.

Auch die Burschen mußten an diesem Tage ihren Mädchen ein Geschenk bringen, entweder eine besondere Form von Gebäck, die man als Krängel bezeichnete, oder ein anderes sinnreiches Zeichen ihrer Zuneigung. Dafür revanchierten sich diese zu Ostern.

Ostern war der Geschenktag für die Jungen, sie gingen mit ihren aus Weidenruten kunstvoll geflochtenen Schmackostern und brachten überall das Sprüchlein an:

Ostern — Schmackostern
em a Mohlei.

Die Burschen lauerten den Mädchen auf mit der „Spritze“ und begossen sie mitunter so heftig, daß sie klitschenaß waren. Das gab ein Kreischen und Schreien und Laufen, wenn ein Mädchen nicht vorsichtig genug war und einem solchen Wegelagerer in die Hände fiel. Sie mußte dazu dem Burschen noch ein Geschenk überreichen: eine Apfelsine, Schokolade oder zumindest einen Schnaps.

Vom Säen und Ernten

Der Kreis Leobschütz ist ein echter deutscher Bauernkreis. Er trägt einen fast reinen landwirtschaftlichen Charakter. Daher kreisten die Gedanken der Leute, sobald der Frühling begann, fast nur um die Arbeiten auf Feld und Flur. Auch das Brauchtum war dem angepaßt. Schon an Maria Verkündigung dachte der Bauer an die Aussaat und trug mancherorts in kleinen Kästchen Sommergetreide in die Kirche zur Weihe. Von diesen geweihten Körnern streute er einige auf jedes Beet, das er mit Sommergetreide besäte. Am Palmsonntag wurden die Palmen geweiht, und am Ostersonnabend Holz, das man zu kleinen Kreuzchen zerschnitt. Die Kreuzchen mit den Palmen steckte man am Ostersonntag nach Sonnenuntergang oder am Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu dreien in die Ecken oder in die Mitte der Felder. Dazu steckte man je eine Palme. In dem stillen Frieden der österlichen Natur sprach man noch ein Vater unser, das wohl selten so andächtig gebetet wurde als in diesem Augenblick, damit Gott der Herr seinen Segen den Feldern geben möge. War die Zeit der Aussaat gekommen, rüstete der Bauer alles zur Aussaat her, spannte die Pferde vor den Wagen, und vor der ersten Ausfahrt machte er ein Kreuz vor Pferd und Wagen und sprach: „Gott, Du lieber Herr!“ oder „Gott hilf!“ Mancherorts sprach man den längeren Vers: „Gott, Du lieber Herr, Herr Jesus Christ, daß Du unser Helfer bist!“ Mit entblößtem Haupt wirft der Landmann die ersten Körner kreuzweise über den Acker. Das wiederholt er bei jedem neuen Feld. Ist die Saat beendet, kann er nur wenig mehr zum Gedeihen der Feldfrüchte beitragen. Er muß auf den Segen Gottes hoffen. Darum waren die Markusprozession und die Flurprozessionen an den Bittagen immer Herzensangelegenheit aller Landleute. Mindestens einer aus jedem Hause ging da mit, um Gottes Segen auf die Fluren herabzurufen. Wie klingen uns noch heute die Anrufungen der Allerheiligenlitanei in den Ohren: „Daß Du die Früchte der Erde geben und erhalten wolltest — wir bitten Dich, erhöre uns“. Mit innerem Schauern sangen alle: „Vor Pest, Hungersnot und Krieg — erlöse uns, o Herr“. Wenn dann das „Strenger Richter aller Sünder“ gesungen wurde, empfand schon die mitgehende Kinderschar, wie wir Menschen doch von Gottes Gnade in allem abhängig sind. Unter steter Sorge des Landmannes wächst so die Saat der Ernte entgegen. Um das Skapulierfest herum (16. Juli) beginnt die Ernte. Frohgemut geht es hinaus zum ersten reifen Feld. Die schönsten Ähren werden abends mit nach Haus genommen; sie werden am Kräuterweihstage (Mariä Himmelfahrt) in die Kirche getragen und mit den Kräutern gesegnet. Bei all diesen Bräuchen fehlt der Humor nicht. Kommt ein Feriengast oder der Herr selbst am Feld vorbei, dann wird er schnell von den Schnitterinnen mit dem Strohseil gebunden. Mancherorts wurde dabei folgender Spruch gebraucht: Ins Korn, ins Brot rinnt unser Schweiß. Wer nicht dabei gewesen, ein Pfand nur kann ihn lösen. Und wer sich streubet ohne Not, verdient zu essen nicht das hl. Brot.

Eine wichtige Rolle bei den Erntearbeiten spielt freilich auch das Essen. Die Bauernfrau muß zu den Schnitten schon einen rechten Klumpen Butter mitnehmen, auf die mit Vorliebe Quark mit Schnittlauch oder Zwiebeln gestrichen wird. Es wird be-

hauptet, daß manche etwas sparsame Frau es lieber sah, wenn mehr Quark wie Butter gegessen wurde. Bekannt ist wohl jener Spruch einer etwas geizigen Frau: „Aßt och Quark, Quark dar kühl“. Sie erhielt darauf zur Antwort: „Ich aß Potter (Butter) und wenn ich verbrie (verbrenne)“. Die letzten Halme auf jedem Beet wie auch die letzte Garbe wurden vielfach zurückgelassen für die Vögel des Himmels. War dann die Ernte beendet und der letzte Erntewagen beladen, schmückte man die letzte Garbe mit Blumen und Bändern. Diese wurde auf eine bekränzte Gabel gesteckt und während der Heimfahrt vom Auflader gehalten. Man nannte sie die Ährenbraut oder Kornbraut oder auch Gerstenbraut. Singend und jauchzend fuhr man heimwärts. Am Abend desselben Tages machten die Mädchen die Erntekrone. Nun kann das Erntefest beginnen. Die Leute setzen sich zu Tisch, langen kräftig zu und sind alle ausgelassen fröhlich. Bis tief in die Nacht hinein wird getanzt, gezecht und Scherz getrieben. Trennt man sich endlich, ist wohl der größte Teil nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. Aber das eigentliche Erntedankfest wird doch an dem bestimmten Sonntag in der Kirche gefeiert. Weiß gekleidete Mädchen tragen die Erntekrone auf einem Kissen in die Kirche. Vielerorts wird diese Krone sogar feierlich vom Pfarrer entweder in der Schule oder im Pfarrhaus abgeholt und in der Kirche geweiht. Hier bleibt sie längere Zeit auf einem Seitenaltar oder wird dann wieder zurück in die Pfarrei getragen, wo sie bis zum nächsten Jahr verbleibt. Lange kann sich freilich der Bauer nicht der Freude hingeben, denn schon kommt der Herbst und ruft zu neuer Arbeit, zu neuer Aussaat. Bald wird er wieder hinausgehen, um die Wintersaat in den Boden zu legen. Wieder wird er beginnen: „Gott Du lieber Herr, Herr Jesu Christ, der Du unser Helfer bist. Wieder wird er im Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott, die neue Saat der Erde anvertrauen.

Sommerabend im Dorf

Der Sommertag erstirbt in tausend Düften,
 Die kleinen Säng' er rüsten schon zur Ruh.
 Rotbunte Kühe kommen von den Triften
 Und streben brüllend ihren Ställen zu.

Von irgendwo weht in die Abendstille
 Noch froh und hell der Sense Dengelklang;
 An allen Wegen stimmt die kleine Grille
 Schon ihre Geige für den Nachtgesang.

Die Jugend singt im Duft der alte Linde
 Von Lieb und Glück ein längstvergessenes Lied,
 Das süß und schwer mit kühlem Abendwinde
 Des Dorfes Feierstunde mild durchglüht.

Die Alten sitzen schweigend auf den Bänken.
 Dann bricht die große Sternennacht herein
 Und hüllt der Menschenkinder Tun und Denken
 In ihren Silberschleier liebend ein.

Bei der Stippe

In Großvaters Zeiten waren die Familienfeste immer Feste der ganzen Verwandtschaft. Vor allem war das bei der Taufe der Fall. Da wurden nicht nur die nahen Verwandten eingeladen, sondern die ganze „Freundschaft“, zu der alle Nachbarn gehörten. Bei der sogenannten Stippe ließ es sich der glückliche Vater schon etwas kosten. Das war schon wie eine kleine Hochzeit oder wie eine kleine Kirmes. Da wurde gebacken und Getränke eingekauft. Zum Abendessen gab es ein richtiges Festessen. Bis tief in die Nacht saß man fröhlich beisammen. Die Hauptpersonen waren natürlich die Paten. Pate zu sein galt als besondere Ehre. Die Einladung erfolgte bisweilen ganz feierlich in schriftlicher Form. Mir liegt eine solche vorgedruckte Einladung aus den neunziger Jahren vor, die dann persönlich ausgefüllt wurde. Den Kopf der Einladung ziert ein Bild, das den göttlichen Kinderfreund darstellt, umgeben von Kindern und Müttern. Über dem Bilde stehen die Worte: „Laßt die Kleinen zu mir kommen“, darunter ist in gedruckter Handschrift zu lesen:

Sehr geehrte und hochgeehrte
Werthe Ste Jungfrau Gevatterin!

Am vergangenen Dienstag den 7. August hat mich der gütige Gott durch die Geburt eines Knaben erfreut.

Künftigen Sonntag Nachmittag 12^{1/2} Uhr, geliebt es Gott, soll dieses Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinde Jesu feierlich aufgenommen werden, wobei ich zu Ihnen das Zutrauen habe, Sie um Übernehmung einer Pathenstelle ergebenst zu bitten.

Für die durch freundliche Gewährung dieser Bitte mir erwiesene Liebe und Gewogenheit verbleibe ich stets meiner werthen Jungfrau Gevatterin

ergebenster

Robert Woditsch

den 12 ten 18 . .

Daß die Paten diese Ehre auch zu schätzen wußten, bewies der „Patenknispel“, den man nach der Taufe dem Kind ins Steckkissen steckte. Wer ihn nicht mehr kennt, lasse sich ihn von der Großmutter beschreiben. In dieses Kästchen mit dem schmucken Andenken schoben die Paten das „Eingebinde“, einen Taler oder gar ein Goldstück. Ehe es zur Taufe ging, erinnerte man sich schnell noch mal an die Fragen, die man stellvertretend für das Kind zu beantworten hatte. Wenn es ein Knabe war, mußte selbstverständlich der Pate das Kind während der Taufe selbst halten. Andernfalls legte er während der Feierlichkeit die rechte Hand auf das Kind. Nach Hause gekommen überreichte man das Kind der glücklichen Mutter, wobei mancherorts gesagt wurde: „Ein Heidenkind haben wir weggetragen, ein Gotteskind bringen wir wieder.“

Die Kinder hielten später aber auch recht enge Freundschaft mit der „Patentante“ oder dem „Patenonkel“. Ein altes Sprichwort lautet: „Soviel Patenkinder man hat, soviel Stufen kommt man höher in den Himmel.“

Wenn im Dorfe Hochzeit ist

Das Hochamt ist aus. Die Orgel spielt noch mit brausenden Akkorden. Durch die Tür drängt sich schon der Strom der Kirchgänger. Am Kirchplatz werden die Neuigkeiten der Woche ausgetauscht. Bald ist das Gespräch bei den Brautpaaren, die heute „von der Kanzel herunter gefallen“ sind. „Das Hl. Sakrament der Ehe wollen eingehen . . .“ Da hatten sie alle die Ohren gespitzt. Aber vergebens schauen sie sich nach den Aufgebotenen um, denn es ist Sitte, daß keiner von den Verlobten in der Kirche ist, wenn sie aufgeboten werden. (Da müssen sie schon in die Frühmesse gehen.)

Am Morgen der Hochzeit kommt der Bräutigam, um die Braut abzuholen. Alle sind schon versammelt. Die Beistände, die Kränzelherren, die Kränzeldamen, mancherorts Brautdiener und Brautjungfern genannt, natürlich auch die nahen Verwandten. Alles ist schon in gehobener, festlicher Stimmung. Der Beistand begrüßt das Brautpaar, wünscht Gottes Segen für den Ehrentag und einen guten Verlauf des Hochzeitstages. Die Eltern geben dem Brautpaar den elterlichen Segen, und dann geht es im geordneten Brautzug oder in Wagen in die Kirche. Natürlich ist die Trauung mit Brautmesse und Brautsegen; denn so eine „Husch-Hochzeit“ kannte man in den Dörfern nicht. Klopfenden Herzens steht das Brautpaar vor dem Altar. Etwas unsicher kommt noch das „Ja“ heraus. Aber ganz zuversichtlich sprechen beide das Gelöbnis: „Ich nehme Dich zum ehelichen Gatten und gelobe, Dir die eheliche Liebe und Treue zu bewahren, Dich bis zu meinem oder Deinem Tode nicht zu verlassen, weder in guten Tagen, noch in Kreuz, Krankheit und allerlei Widerwärtigkeiten. Dazu helfe mir Gott, die Fürsprache der hl. Mutter Gottes und aller lieben Heiligen! Amen.“ Die geweihten Ringe, die ihnen der Priester an die Finger steckt, besiegeln dieses Treuegelöbnis.

Nach der Trauung schreitet das Brautpaar gemeinsam um den Altar. Auch die übrige Hochzeitsgesellschaft geht mit „zu Opfer“. Zuletzt geht der Brautdiener; er macht den „Schwänzelmann“. Beim Brautsegen in der Brautmesse nach dem „Pater noster“ kniet die Braut mit brennender Brautkerze an den Stufen des Altares nieder und schreitet dann allein um den Altar. Diese Brautkerze opfert sie für den Marienaltar.

Auf dem Heimweg von der Kirche muß sich das Brautpaar gar manchmal „auflösen“. Junge Burschen haben Girlanden über den Weg gezogen, Schnuren mit Papierschleifen, die der Hochzeitsgesellschaft den Weg versperren. Zu diesem Zweck hat sich der Bräutigam schon eine ganze Menge Kleingeld in die Tasche gesteckt. Dieser Brauch hat sich in manchen Dörfern lange erhalten. Zu Hause bedankt sich der Bräutigam nach der Rückkehr aus der Kirche bei der Schwiegermutter: „Bezahls Gott, Mutter, daß ihr mir die Tochter habt groß gezogen bis zum heutigen Tag.“ Der Braut überreicht die Schwiegermutter beim Einzug in das neue Heim ein Brot mit den Worten:

Hier nimmt dieses Brot,
daß du in diesem Hause nicht leidest Not.

Die Braut macht drei Kreuze mit dem Messer auf die Rückseite des Brotes und schneidet es an. Mancherorts hob sich die Braut dieses Stück auf und hielt es in Ehren, wie auch der Brautkranz unter Glas aufgehoben wurde und den Ehrenplatz in der „Guten Stube“ einnahm. Ein Stückchen von dem Brot reicht sie ihrem Mann und muß selber auch ein Stückchen davon essen.

Beim Hochzeitsmahl denkt man auch an die Armen der Nachbarschaft. Man schickt ihnen Essen oder wenigstens Kuchen hin. Auch die „Schwellenhocker“ gehen nicht leer aus, die Kinder, die draußen vor der Haustür stehen oder auf der Schwelle hocken.

Viel Spaß macht das Übersiedeln der Braut ins neue Heim. Die sogenannten „Bettfrauen“, meistens Paten oder Tanten der Braut, müssen dafür sorgen, daß die Betten ins Haus des Bräutigams gefahren werden. Wagen und Pferde sind geschmückt; in der Mitte thront der Besen, behängt mit Schleifen aus buntem Seidenpapier, und mit „Juhu“ und Peitschenknallen geht es zum Haus des Bräutigams. Aber den Bettfrauen wird es nicht leicht gemacht, die Brautbetten in Ordnung zu bringen. Das junge Volk „stiebitzt“ immer wieder irgend etwas vom Bettgestell oder ein Kissen und läuft davon. Schließlich müssen alle rausgejagt und die Tür verschlossen werden. Das Einrichten ist Sache der jungen Frau. Das schöne geschenkte Kreuz kommt auf den Ehrenplatz, die Bilder werden aufgehängt, die übrigen Hochzeitsgeschenke ausgepackt. Liebevoll betrachtet sie alles. Es wird sie immer erinnern an ihre Hochzeit.

Ein trautes Heim, ein stilles Haus,
Das ist das ird'sche Paradies.
Da gehn die Engel ein und aus,
Das ist, was Gott uns übrig ließ.

Wie die Kirmes ei der Heimat früher wor

Wenn ei em Dorfe ei der Hemte Kirmes wor,
Do freete man sich schoun das ganze Johr.
Es wurda zu dem schiena Feste,
Eigelod viel Kirmesgäste.
Fürm Dorfe sah man schoun de Battelleite,
Do wußte ma, ei dem Dorfe es Kirmes heite.
Dar liebe Got, dos war der Erste,
Ei de Kirch ging alles of dos Beste.
Die schiensta Kleeder wurda ongeton.
Dann koma Vettern und die Tanta,
Gefohre, geganga, und noch andre Anverwandta.
Jeder machte a froh Gesechte,
Denn of der Kirmes gobs doch allerlei Gerechte.
Gebacka wor der gudē Kucha, mett Rosinka und mett Mandelkerne,
Di oob doch jedr Kirmesgost so gerne.
Denn Kirmes ohne schiena Streeselkucha,

Nee, nee, dos wäre doch zum Flucha.
 Monch Schweinla wurde a geschlacht
 Preßwurst, Leberwurst und a großer Schweinsbrota gemacht.
 Un de Mostguns vo vier Wucha,
 Die hotte man für dem Dorfe schon gerucha.
 A Schnapsla durfte a nie fahla,
 Es wäe sonst kae Kirmes, soota die Ala.
 Do wurde gegassa und getronka,
 Gelacht und erzählt, und dar Obend kom zu schnell gesonka.
 Dann machten sich aheeme die Kirmesgäste.
 A Packsla Kucha kriegte jeder mitte,
 Denn dos wor ei unsrer Heemt a so Sitte.
 Für die Kleena war a Karussel do;
 Dos wor halt zu der Kirmes immer a so.
 Fürs Jungvolk ging obends die Kirmes erst luos,
 Denn die wollta doch nur tanza bluos.
 Do wurde getanzt und gesonga
 Und bis zum frühen Morga das Tanzbeen geschwonga,
 Den andern Tag, o Leed, o Leed,
 Vorbei es bei olla die ganze Freed.
 Und moncher der seufzte schwer,
 Och, wenn doch immer Kirmes wär.

Selige Weihnachtszeit

Wenn Allerheiligen und Allerseelen mit dem Gang zu unseren lieben Toten auf den Friedhof vorüber waren, kamen meistens düstere, nebelige Tage. Es gab dann gewöhnlich nur noch einen Lichtblick, die große Kirmes, mancherorts Martini-kirmes genannt, weil sie gewöhnlich in der Zeit nach Allerseelen bis Martini gefeiert wurde. Dann warteten die Kinder schon auf den ersten Schnee. Sie hofften, daß der Spruch seine Wahrheit behalten würde: Sankt Martin kommt auf dem Schimmel geritten. Wie jauchzten sie, wenn die ersten Flocken fielen. Aber das alles konnte doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Tage nun immer kürzer und die Nächte immer länger wurden. Mit ganz großer Freude wurde da die Advendszeit erwartet. Da konnte man sich ja schon auf Weihnachten freuen. Die Roratemessen in den frühen Morgenstunden, Sankt Nikolaus, Barbarazweige in einer Vase im Zimmer aufgestellt, alles bestärkte die frohe Erwartung des Weihnachtsfestes. Welch ein Tuscheln und Heimlichtun lag doch über den Wochen der Advendszeit. Endlich war der Hl. Abend da.

Groß war bis zur Stunde das Rennen und Jagen, das Sorgen und Mühen im Dienst der Weihnachtsfreude. Kaum zum Atmen ließen die letzten Tage kommen. Wohl waren sie verklärt vom Zauber des Advent auf den Straßen sowohl wie in den Häusern; waren umklungen von Liedern und Weisen, allen vertraut seit frühen Kindertagen. Aber wer hatte schon Zeit, ihnen hingegeben zu lauschen? Der Drang



Sauerwitz im Winterkleid

Freude zu bereiten, die knappe Zeit zu nützen, schob alles in den Hintergrund. Hl. Abend. Hier und da fallen Schüsse. Die Kinder fahren erschrocken zusammen. Sollte es doch so sein, daß das Christkind erschossen wird? Es ist nicht wahr, was die alte Magd mit schelmischem Lächeln den wartenden und zappelnden Kindern sagt. Die Schüsse sollen ja nur der Ausdruck der Weihnachtsfreude sein. Aber wann dürfen sie in die gute Stube? Sie erwarten es kaum noch. Nun läuten die Glocken, schnell in den Garten, um mit Strohseilen die Bäume zu umbinden. Denn es heißt ja, daß sie dann im nächsten Jahr besonders viel tragen. In den Ställen arbeiten die Dienstboten. Die Tiere im Stalle bekommen heute auch besseres Futter. Sie sollen wissen, daß der Hl. Christ heut in einem Stalle geboren ist. Sogar der bedächtige Großvater geht zu seinem Bienenstand, der tief verschneit in stiller Ruh daliegt; leise klopft er an die Beuten; er muß es doch auch den Bienen sagen, daß heute Weihnachten ist. Und wenn sie stark aufbrausen, freut sich sein Herz, daß die Völker noch leben. Dann aber senkt sich allmählich der Schatten der heiligen Nacht hernieder. Mehr und mehr erhellen sich dafür die Fenster der Häuser. Schon schimmern hinter Vorhängen Kerzen der Christbäume. Hier und da erklingen schon die bekannten, ach so vertrauten Weihnachtslieder. „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Heimatlicher Zauber, weihnachtliche Freude. Nach dem Abendbrot verschwindet Mutter heimlich in die Christbaumstube. Durch die halbgeöffnete und schnell wieder geschlossene Tür glitzert es uns Kindern entgegen aus der drinnen noch herrschenden, ahnungsvollen Dunkelheit. Wir schämen uns unserer Neugier, wenden uns ab, denn wir wollen nichts sehen und bleiben schön artig in der Wohnküche oder treten ins Wohnzimmer, das ganz vom Duft des prächtigen

Pfefferkuchens oder des heute besonders gut zurecht gemachten Glühweins erfüllt ist. In uns Kindern wächst von Minute zu Minute die Spannung. Vater sagt mit verdächtigem Augenzwinkern — „heute wird wohl das ganz arme Christkind zu uns kommen“, dann beginnt er seine lustigen Erzählungen über Weihnachten aus seiner Kindheit. Wir hören kaum zu, so zapplig und aufgeregt sind wir schon. Dann steckt Mutter plötzlich den Kopf ins Zimmer und spricht: „Ich glaube, das Christkind war da.“ Zögernd betreten wir das festlich hergerichtete Zimmer, das uns den ganzen Tag unsichtbar gewesen ist. Und nun stehen wir vor dem brennenden Baum und dem reichen Gabentisch, auf dem das Christkind für jedes Familienmitglied seine Gaben angewiesen hat. Als dann alle müde geworden sind vom Staunen und Bewundern, setzen wir uns im Kreise um den Christbaum und singen unsere schönen, herrlichen Weihnachtslieder.



Letzte Weihnachtskrippe im Jahre 1945 in der Klosterkirche in Leobschütz

Wie geborgen fühlen sich alle am Hl. Abend im Schoß der Familie daheim. Schnell verrinnen die Stunden. Früh müssen die Kinder zu Bett, um noch etwas zu schlafen, denn sie wollen ja alle mit zur Christmesse.

Christnacht! Alle Gocken der Heimat erklingen zu gewaltigem Choral. In festlichem Licht erstrahlen die Kirchenräume. Durchs Dunkel der Nacht strömen frohe und festlich gekleidete Menschen hin zur Christnacht. Frohlockend mischt sich der Orgel glanzvolles Präludium und der Jubelgesang der Kirchenchöre ins Lied der Glocken.

Stille Nacht, heilige Nacht! So war es einst, bevor die unglückselige Zeit kam. So war es vor jenen grauenvollen Tagen des März 1945, so wäre es heute noch, hätte nicht Verblendung die Welt in jenen Krieg hineingetrieben. Und dennoch will die Hoffnung in uns nicht erlöschen, daß wir noch einmal Weihnachten daheim feiern können.

Weihnachten daheim

In der Mitte einer Hütte
An des Tales stillem Saum,
Stand nach alter, treuer Sitte
Einst ein goldner Lichterbaum.
Kinderherzen zu den Kerzen
Staunten freudig in die Höh'. —
In der Heimat, in der Heimat
Lag schon alles voller Schnee.

Bin gegangen voll Verlangen
Durch die Gassen einer Stadt,
Aus den fremden Fenstern drangen
Christbaumlichter hell und matt.
Senkte wieder sich hernieder
Der Erinnerung dunkles Weh. —
In der Heimat, in der Heimat,
Lag schon alles voller Schnee.

Kann nicht treten, stumm zu beten
Vor des Christbaums hellen Glanz
In den Tagen, in den späten,
Da mir welkte längst der Kranz
Froher Jugend. Jenem Leuchten
Sagte damals ich ade! —
In der Heimat, in der Heimat,
Lag noch alles voller Schnee.

Viele Jahre vom Altare
Meines Daseins sind dahin.
Doch das Ferne, wunderbare
Leuchten lebt mir noch im Sinn.
Heute muß ich daran denken,
Wo ich raste, wo ich geh. —
In der Heimat, in der Heimat
Liegt bald alles voller Schnee.

Prosit Neujahr!

Was bringt das Neue Jahr? Diese Frage legt sich wohl jeder am Silvesterabend vor. Mancher Brauch kündigt davon, wie das Dunkel der Zukunft ergründet werden kann. Der Hausvater teilt an jedes Familienmitglied vier Nüsse aus, den vier Jahreszeiten entsprechend. Diese müssen bald aufgeklöpft werden. Ist der Nußkern gut, wird man die kommende Jahreszeit gesund erleben, ist er aber schlecht, dann wird man von Krankheiten heimgesucht. Gebräuchlicher ist noch das Glückheben. Unter eine Tasse legt man Geld, unter die zweite Brot, und unter die dritte Kohle. Was man hebt, das wird man im kommenden Jahr haben. Wer Kohle hebt, hat Pech. Wer Geld hebt, hat das ganze Jahr Geld. Und wer Brot hebt, wird niemals hungern. Auch das Bleigießen wird geübt. Welch bizarre Formen entstehen auf dem Wasserglas! Welch weiten Spielraum hat da die Phantasie, um diese Formen zu deuten. Auch der Christbaum wird noch einmal angezündet, am zweiten Hl. Abend, wie der Silvesterabend genannt wird. Man wirft den Pantoffel überücks nach hinten, fällt er mit der Spitze nach außen, dann wird man Abschied nehmen müssen von daheim, die Tochter heiratet vielleicht. Fällt er nach innen, bleibt man schön zu Haus. Ob aber das alles wirklich so kommt? Gott weiß es allein.

Prosit Neujahr!

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten,
Des Himmels bewegt!
Du Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Gottvertrauen

Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl,
das macht die Seele still und freudevoll.
Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh,
daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch und weißt die Zeit.
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise Dich für Deiner Liebe Macht,
ich rühm die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht;
Und Du gebietest ihm, Kommt nie zu spät.
Dreum wart ich still, Dein Wort ist ohne Trug:
Du weißt den Weg für mich, das ist genug.

III. THEIL

Land unterm Kreuz

Die Heimatlosen

Wir sind von einem edlen Stamm genommen,
Der Schuld vermählt,
Wir sind auf dunklen Wegen hergekommen,
Wund und gequält.

Wir hielten einst ein Vaterland umfassen,
Gott riß uns los —
Wir sind durch Feuer und durch Blut gegangen,
Verfolgt und bloß.

Des Abgrunds Engel hat uns überflogen —
Wer bannt das Heer?
Wir sind am Rand der Hölle hingezogen,
Uns graust nicht mehr.

Durch jede Schmach sind wir hindurchgebrochen
Bis in's Gericht:
Wir hörten Worte, die ihr nie gesprochen —
O, redet nicht!

Uns winkt hier niemals Heimat mehr wie andern,
Uns hält kein Band,
Gott riß uns los, wir müssen wandern, wandern —
Wüst liegt das Land.

Wüst liegt die Stadt, wüst liegen Hof und Hallen,
die Hand war leer,
Wir sahen eine Welt in Trümmer fallen —
Uns trifft nichts mehr.

Ziel eines Hasses oder eines Spottes,
Was liegt daran?
Wir sind die Heimatlosen unsres Gottes —
Er nimmt uns an.

Die Schuld ist ausgeweint, wir sind entronnen
In's letzte Weh:
Die ew'ge Gnade öffnet ihre Bronnen —
Blut wird zu Schnee.

Gertrud von le Fort.

Heimat im Kriegsgeschehen

Wenn wir unsere Gedanken zurücksenden in die Heimat, wenn wir die letzten Jahrzehnte unseres Lebens daheim an unseren Augen vorübergehen lassen, dann müssen wir sagen: „Wir hatten eine schöne Heimat“. Es ging uns gut. Wir waren wohlhabend. Wirklich, der Kreis Leobschütz war wohlhabend. Wie reich wir waren, haben wir zu spät erkannt, als die Russen ganze Wagenladungen aus unseren Häusern wegschleppten. Wir begreifen es heute nicht, daß Menschen kommen konnten, die uns einredeten, unser Lebensstandard wäre zu niedrig und müsse gehoben werden. Sorgenvoll haben alle denkenden Menschen die politische Entwicklung der letzten Jahre verfolgt. Wir haben doch gern auf unseren kleinen Wirtschaften gearbeitet, sie haben uns ernährt. Brauchten wir die Illusion der großen Güter im Osten, brauchten wir die vielen fremden Menschen, die die Arbeit auf unsern Feldern leisten sollten, brauchten wir das Gerede von der Herrenrasse der Deutschen, die zur Herrschaft in der Welt berufen seien? Es kam der Kampf gegen Kirche und Christentum. Unser Leben war ganz vom Religiösen durchtränkt, im herrlichen Rhythmus des Kirchenjahres waren die Arbeiten des Alltags eingebettet. Wie atmete unsere Seele auf an den hohen Kirchenfesten, wie erlebten wir die Schönheit der Heimat an Fronleichnam, an den Flurprozessionen usw., und plötzlich sollte das alles anders werden. Da fiel schon den meisten die Binde von den Augen, und wir können es ehrlich sagen, daß unser Volk diese Entwicklung nicht gewollt hat. Zu spät erkannten wir, was eigentlich mit uns gespielt wurde. Niemals ist der einfache Mann gedrückter in einen Krieg gegangen als in diesen letzten, furchtbaren Weltkrieg. Die anfänglichen Siege konnten niemanden über den Ernst der Lage hinwegtäuschen. Und schon bald wurde es allen klar, daß der Krieg nicht zu gewinnen war. Es war nur die verzweifelte Angst um die Heimat, die unsere Soldaten zum letzten Einsatz und zu härtester Tapferkeit anspornte. Aber gegen eine solche erdrückende Übermacht konnte auch das tapferste Heer nicht mehr aufkommen. So geschah, was geschehen mußte, die Front rückte immer näher an die Grenze unserer Heimat. Mit fassungslosem Entsetzen haben wir den Kanonendonner immer näher kommen gehört. Und eines Tages gellte uns der Ruf in den Ohren:

„Wir müssen fort!“



Vorbereitung zur Flucht

Zuf der Stujt

Fast sämtliche Bewohner des Kreises Leobschütz waren gezwungen, vor der heranrückenden Front zu fliehen. Nur wenige wagten es, zurückzubleiben und die Front über sich hinweggehen zu lassen. Furchtbare Leiden blieben keinem erspart. Es ist ganz unmöglich niederzuschreiben, was wir in diesen Tagen und Wochen durchgemacht haben. Es war überall das gleiche. Wir wollen nur an einigen Beispielen ganz nüchtern und sachlich das Geschehene und die Erlebnisse in diesen Wochen schildern. Wir greifen die Gemeinden heraus: Dt.-Neukirch, Liptin und Knispel.

Ist das möglich im 20. Jahrhundert?

Am 15. März 1945 begann die neue russische Offensive im Raume von Gnadenfeld und gewann rasch nach Westen und Süden Raum. Immer neue Dörfer mußten von den Bewohnern geräumt werden. In der Nacht vom 16./17. März kamen die Babitzer und Hohndorfer Flüchtlingstrecks durch Dt.-Neukirch, in der folgenden Nacht bei strömendem Regen die Zauchwitzer. Die Angst war aufs höchste gestiegen. Am 18. März verursachte eine Falschmeldung über einen angeblichen Befehl der sofortigen Evakuierung eine Panik in der sonntäglichen Frühmesse, alles stürzte weinend und jammernd davon. Noch war es nicht soweit. Erst am nächsten Tage wurde die Räumung für den selben Abend angeordnet. Noch wollten sich viele nicht dazu entschließen. Am Nachmittag jedoch war der Ort Ziel eines schweren feindlichen Fliegerangriffes. Mehrere Gebäude wurden zerstört. Am schwersten wurde das Haus des Kaufmanns Max Krömer getroffen. Er selbst wurde schwer verletzt unter den Trümmern hervorgezogen, eine Schwester und die Tochter Rosa waren tot, ebenso eine einquartierte Flüchtlingsfamilie Hagedorn, Eltern und vier Kinder. Dazu eine Anzahl Soldaten. Im Ort selbst gab es über zwanzig Tote unter der Bevölkerung und den Soldaten. Beim Anblick der Toten, der Brände und der Trümmer gab es für die meisten kein Zaudern mehr. Am Abend zog fast der größte Teil der Ortsbewohner in südlicher Richtung aus. Die Pferdegespanne kamen bis zum Morgen noch bis zur Oppa und darüber hinaus. Die Kuhgespanne machten meist schon in Dirschel die erste Station. Ein Teil der Bewohner war schon in den Tagen zuvor weggefahren. Nun waren nur noch einige Familien zurückgeblieben. Die Bombenangriffe dauerten auch in den nächsten Tagen an. Der 22. März war ein Großkampftag. Russische Panzerspitzen drangen über Babitz-Neudorf bis Bladen-Sauerwitz vor. Zwei Tage lang bestand eine deutsche Frontlücke zwischen Bauerwitz und Babitz. In der Nacht gingen auch die Bewohner des Pfarr- und Schwesternhauses und einige Familien auf die Flucht, zurück blieben ungefähr vierzig Alte und Kranke. Sie mußten untätig zusehen, wie am 27. März, Montag in der Karwoche der Dachstuhl und der Turm der herrlichen Pfarrkirche durch feindliche Phosphorbomben in Brand gerieten und abbrannten. Am Karfreitagabend zogen die letzten deutschen Soldaten ab in Richtung Annahof, am Karsamstag früh rückten die Russen von verschiedenen Seiten kampfflos ein.

Die Zurückgebliebenen erwartete ein schlimmes Schicksal. Mädchen, Frauen und Greisinnen bis ins höchste Alter wurden vergewaltigt, mancher Greis aus Spionenfurcht mißhandelt, eine Anzahl wurde umgebracht. So starben unter anderem die Ehepaare Breitkopf in Neukirch und Golla in Rosen. Später wurden alle Zivilisten weiter ins Hinterland geschafft und mußten auf den Gütern des Kreises Cosel arbeiten.

Der 1. Mai wurde von den Russen im Orte festlich begangen. Die schwerbeschädigte Kirche mußte den Festraum abgeben für die Maifeier. Vor dem Hochaltar war eine Bühne errichtet, die beweglichen Bilder und Statuen wurden hinausgeworfen und zerschlagen, mit der Leinwand der zerschnittenen Bilder wurden die Löcher an der Decke zugedeckt. Die Kommunionbank der Kirche wurde als Brüstung für eine Rednertribüne am Ring angebracht. Von dieser Stelle hielt der russische General, der im Flugzeug eintraf, eine Rede. In allen Gärten waren Bänke und Tische aufgestellt, Bier und Wodka flossen in Strömen. Auch Turngeräte waren von überall her zusammengetragen worden und für die Sportwettkämpfe aufgestellt.

Wenige Tage darauf folgte der Zusammenbruch der Sudetenfront und der Waffenstillstand. Der Strom der Flüchtlinge ergoß sich in umgekehrter Richtung heimwärts. Schon der Heimweg wurde für viele ein Kreuzweg. Frauen und Mädchen waren weder bei Tag noch bei Nacht vor Vergewaltigungen sicher. Den meisten wurde auch ihr dürftiges Flüchtlingsgepäck wiederholt geplündert von den russischen Soldaten oder den heimziehenden polnischen und ukrainischen Fremdarbeitern. Manche auch wurden von den Tschechen ins Lager gesperrt. Mancher, der mit vier Pferden auf die Flucht gegangen war, kam mit einem kleinen Ziehwagen oder auch nur mit einem Bündel zurück. Wenn einer geglaubt hatte, daß mit der Ankunft in der Heimat die Leidenszeit ein Ende hätte, wurde bald bitter enttäuscht. Zu Hause erwartete alle Hunger, Fronarbeit, Krankheit, Ausplünderung, Mißhandlung, Rechtlosigkeit, Austreibung und so manchen Freiheitsberaubung. Zuerst mußten die völlig ausgeraubten Wohnungen von dem unvorstellbaren Schmutz und Unrat gesäubert werden und die auf den Feldern umherliegenden Kadaver beseitigt werden. Dann ging es mit neuem Mut an die Feldbestellung. Wenn die Menschen geahnt hätten, daß sie nicht mehr selber, sondern andere die Frucht ihrer Mühen ernten würden, hätten sie wohl nicht mehr so willig die letzten Kräfte aus dem ausgemergelten Körper herausgeholt. Das Wintergetreide stand ausgezeichnet, für den Anbau von Gerste und Hafer fehlte das Saatgut, Kartoffeln aber wurden in großen Mengen gelegt. Nach der Frühjahrsbestellung nahm der Russe den größten Teil der noch vorhandenen Kühe weg. Jeder durfte höchstens noch eine Kuh haben. Eine Übertragung an andere war nicht möglich. Den Rest nahmen im Herbst die Polen, zuletzt waren nur noch zwei Kühe in deutschen Händen. Die Heuernte kam. Das Heu mußte von den Deutschen geerntet und nach Bauerwitz gebracht werden, wo es in riesigen Schobern für den späteren Abtransport aufgestapelt wurde. Kurz vor der Getreideernte kamen die polnischen Umsiedler aus Ostgalizien. Sie setzten sich in die Häuser der Deutschen, die froh sein mußten, wenn sie noch einen kleinen Raum des väterlichen Hauses

bewohnten und bei den Polen arbeiten durften. Die Polen holten sich auch von den Deutschen an Kleidung und Geräten, was ihnen gefiel. Dazu kamen fast jede Nacht mehrere Einbrüche. Durch körperliche Mißhandlungen wurde dazu die deutsche Bevölkerung völlig verängstigt. Vor der Getreideernte wurde diese auf dem Halm je zur Hälfte zwischen Russen und Polen geteilt. Die Deutschen, deren Zahl nach der Rückkehr von der Flucht über Tausend betrug, erhielten nichts zugesprochen, trotzdem noch ein Jahr verging, bis sie ausgesiedelt werden sollten. Sie mußten für die Russen die Felder abernten und das Getreide bei der Bergmühle in große Schober zusammenfahren und später dreschen. Dafür gab es keinerlei Entgelt, weder in bar noch in Naturalien. Das war aber nicht die einzige Fronarbeit für die Russen. Daneben gab es ein Arbeitskommando in Leobschütz, wo Getreidesäcke im Gewicht von zwei Zentnern zu verladen waren, je ein Arbeitskommando ging nach Bauerwitz und Skrochowitz, wo Heu zu pressen und zu verladen war. Die größte Kolonne aber forderte das Gut Jakobsdorf im Kreise Cosel, wo Kartoffeln auszulesen und zu verladen waren. Dort waren lange Zeit ständig 120 Leute beschäftigt. Sie durften nur nach Hause, wenn für sie Ablösung gestellt wurde. Die Bauern hatten ihre Pferde auch nur noch für die Russen, nur das Füttern und den Hufbeschlag mußten sie aus Eigenem bestreiten. Es war in einer Hinsicht ein Nachteil, daß die russische Kommandantur im Ort war. Trotzdem ihr im weiten Umkreis die Dörfer unterstanden, holte sie den Bedarf an Arbeitern zumeist nur aus dem Ort heraus. Vielleicht hatte das auch sein Gutes. Während in fast allen Orten die Polen die Männer fortholten und ins Lager nach Leobschütz brachten oder nach Myslowitz fortschafften, unterblieb diese grausame Maßnahme bei uns. Vielleicht wollte der russische Kommandant sich nicht die billigen Arbeitskräfte wegholen lassen. In Rosen wurde kurz vor Weihnachten 1945 unter schweren Mißhandlungen und Plünderungen durch die polnische Miliz eine Anzahl Männer ins Lager fortgeschafft, einer starb noch in derselben Nacht an den Folgen der Mißhandlungen. Im Herbst 1945 wurde in den meisten Orten die deutsche Bevölkerung in ein Gehöft des Ortes zusammengejagt und durch zehn Monate bis zur Aussiedlung unter den menschenunwürdigsten Wohn- und Ernährungsverhältnissen in Lagerhaft gehalten. Auch dieses Los blieb uns erspart, trotzdem es die Polen durchaus durchsetzen wollten, schon um bei dieser Gelegenheit die Deutschen völlig auszuplündern. Wahrscheinlich erlaubte es der russische Kommandant nicht, weil er sich die Arbeitskräfte erhalten wollte. Noch in anderer Hinsicht kamen wir besser durch als die anderen. Die Zahl der zerstörten Gebäude war prozentual niedriger als anderwärts (ca. 15 bis 20 Prozent), der freundliche Ring war unversehrt. Wir blieben verschont vom Typhus, der in anderen Gemeinden einen hohen Prozentsatz der deutschen Bevölkerung daharraffte. Auch bei uns starben viele, besonders Alte an Entkräftung; alle sahen elend aus, blaß und abgehärmt, fast alle wurden auch von Hautkrankheiten befallen infolge der unzulänglichen und einseitigen Ernährung. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die Menschen diese Notzeit überleben konnten. Es gab keinerlei Lebensmittelzuteilungen, keine Marken, kein Geld, um etwas in den polnischen Läden zu kaufen. Auch Salz war für die meisten eine unerschwingliche Kost-

barkeit. Getreide durften sich die Deutschen von ihren Feldern nicht ernten, mancher ging aber bei Nacht zur Erntezeit aufs Feld und klopfte mit einem Knüttel sich einige Körner aus den Garben oder trug beim Dreschen in der Bergmühle unter der Kleidung etwas Getreide angstvoll mit fort, damit er und seine Familie nicht vor Hunger sterben müßten. Überaus reichlich war auch die Kartoffelernte ausgefallen. Die Polen hatten reichlich für sich, für ihr Vieh und zum Schnaps brennen. Im allgemeinen überließen sie dem alten Besitzer eine Ecke des Kartoffelfeldes zum Herausmachen als Arbeitslohn, doch gab es auch herzlose, die den hungernden Menschen auch dieses letzte Anrecht auf den Ertrag ihrer Arbeit und ihres Feldes versagten. So wurde die Kartoffel zur Hauptnahrung und zur Rettung vom Hungertode. Trotz aller Not und Entbehrung hielten die Deutschen 1¹/₄ Jahr aus in der Hoffnung, daß ein baldiger Friedensvertrag eine andere Grenzziehung und Besserung der Lebensverhältnisse bringen werde. Auch geistig war diese Zeit eine Hungerblockade. Es gab keine deutsche Zeitung, kein Buch, keinen Kalender, keine deutsche Versammlung oder einen Vortrag, keine deutsche Behörde, keine Schule, keine Post, kein Radio. Der Nachrichtenhunger nährte sich von mündlichen Parolen, die zu schön waren, um wahr zu sein. Den einzigen Halt fanden die gequälten Menschen an der Kirche und am Gottesdienst. Wohl zu keiner Zeit sind die Pfarrgemeinden mit ihren Geistlichen so zusammengewachsen wie in dieser Notzeit. Hier konnte ihnen noch in der Muttersprache ein ermunterndes Wort gesagt werden, hier konnten sie in der Muttersprache ein Lied singen, oder mit dem Herrgott reden.

Von der Aussiedlung der Deutschen war manchmal die Rede, doch sträubten wir uns dagegen, eine so ungeheuerliche Maßnahme zu glauben. Anfang Juli 1946 wurde das lang Gefürchtete Tatsache. Am 5. Juli 1946, abends 10.30 Uhr erhielten



Blick auf Dt.-Neukirch

der Pfarrer, seine Angehörigen, die Klosterschwester und einige andere aus dem Ort den Befehl, am nächsten Morgen um 7 Uhr auf dem Ring zum Abtransport bereitzustehen. Früh um 5 Uhr hielt der Pfarrer die letzte hl. Messe in der Pfarrkirche. Die Kunde hatte sich schnell verbreitet, und so war die Kirche gefüllt wie am Sonntag. Kein Auge blieb trocken. Es war eine schwere Abschiedsstunde für die Scheidenden und die Zurückbleibenden. Nach dem Weggange des Pfarrers fühlten sich die Deutschen verwaist und fremd im eigenen Heimatort. Das Gespenst der drohenden Aussiedlung hatte seine Schrecken verloren. Sie betrachteten dieselbe als das geringere Übel im Vergleich zum Leben unter solch unerträglichen Verhältnissen. Ende Juli 1946 wurden alle Bewohner von Dt.-Neukirch, Bieskau, Rosen ausgesiedelt und sind nun über die ganze britische, amerikanische und russische Zone zerstreut.

Was gilt das Leben?

Auch über Liptin brachen die Schrecken und Leiden der russischen Invasionsarmee herein. Am Abend des 24. März 1945 mußte Liptin geräumt werden. Am Abend des 25. März verließ der Ortspfarrer mit den Letzten das Dorf. Von der deutschen Militärverwaltung bekam der Pfarrer den traurigen Auftrag, am 25. März früh um 9 Uhr zwei zum Tode verurteilte deutsche Soldaten zur Hinrichtung hinauszubegleiten. In der Kiesgrube von Kloske wurden sie erschossen und begraben. Der Jüngere, 19 Jahre alt, ließ sich die Augen nicht verbinden. Ruhig und gefaßt in die Gewehrläufe blickend, ließ er sich erschießen.

Am 31. März kamen die Vorhutten der Russen ins Dorf, und am 1. April wurde Liptin besetzt. Von da zog nach acht Tagen die Front auf die Höhen von Leimerwitz und blieb stehen. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai brach die deutsche Front zusammen. Am 6. Mai früh um 5 Uhr zogen die Russen in Wlastowitz bei Jaktar-Troppau ein, von den Tschechen mit Schnaps begrüßt. Hier blieben einige Liptiner mit dem Pfarrer zurück.

Am 7. Mai kam Familie Mrasek mit drei Familien als erste nach Liptin zurück. Am 8. Mai kam der Pfarrer mit mehreren zurück. Von da ab kamen jeden Tag immer neue ins Dorf zurück. Liptin war noch von den Russen besetzt. So mußten anfangs mehrere Familien zusammen in den freien Häusern Wohnung suchen. Das Dorf selber, trotz des Kampfes, wurde nicht zerstört. Kein Haus wurde angezündet. Vier Häuser wurden von Fliegerbomben vernichtet. Aber alle Häuser waren ausgeplündert, die Kirche im Innern sehr verwüstet. Altäre, Kanzel beschädigt, die Figuren zerschlagen, Kreuze zerbrochen, Maßgewänder zerrissen, die Orgel zerstört. Bei der sechsten Kreuzwegstation wurde eine nackte Dirne aufgemalt. Solange die Russen im Dorf waren, lebte man Tag und Nacht in dauernder Angst, die Frauen und Mädchen in ständiger Furcht, vergewaltigt zu werden. Dem Landwirt Schrell wurde mit einem Gewehrkolben ein Loch in den Kopf geschlagen, als er einer Frau zu Hilfe eilen wollte. Frau Mrasek wurde von einem betrunkenen Unhold durch Revolverschuß schwer verletzt und wie durch

ein Wunder doch noch gerettet. Als die Russen endlich am 18. August 1945 abzogen, erschossen sie noch zwei Frauen: Anna Adamietz und Emma Hein.

Die nun beginnende Polenherrschaft über Liptin artete in Tyrannei aus. Der Deutsche, zum Arbeitssklaven gemacht, mußte unter Stock- und Gewehrkolbenschläge, unter Schimpf- und Fluchworten gemeinster Art für den Polen arbeiten. Die Ernte 1945 war über Erwarten gut. So bekam jeder Pole vier Morgen Weizen auf dem Halme, dazu eignete er sich noch bebautes Ackerland an. Das Einbringen der Ernte besorgte der Deutsche. Der größte Teil der Ernte wurde dann in Schnaps umgesetzt. Die schlimmsten Veruntreuungen erlebte das Dominium, wo mit den Ernteerträgen im Großen geschoben wurde.

Kam die polnische Miliz ins Dorf, betrank sie sich erst sinnlos. Dann wurden deutsche Männer gerufen, um an diesen ihre Wut auszulassen. Oder es wurden Haussuchungen gehalten und dabei geplündert.

Vom 12. September bis 13. November 1945 wurde ganz Liptin ins Lager eingesperrt. Das Schloß wurde zum Lager bestimmt und von Polen bewacht. Nun konnten alle Häuser gut ausgeplündert und die Beute in Ruhe fortgeschafft werden. Die Kühe der Deutschen wurden ins Dominium getrieben.

Zum Schluß sei noch die Totenstatistik aus dieser Zeit angeführt:

a) Auf dem Treck starben	4 Personen
b) Im Lager Liptin starben	6 Personen
c) 1945/46 starben.	32 Personen
d) In der Fremde starben	8 Personen



Auf der Flucht

An Babels Gewässern - dort saßen wir weinend wenn wir dachten an Sion

Abend des Passionssonntages 18. März 1945. Knispel versammelt sich bei Langer hintendraußen mit Weib und Kind und Pferd und Wagen. Anhebt der Treck. Dieser Kreuzweg beginnt also an der Seite des kreuztragenden Heilandes und unter dem Schutz des hl. Josef. Zurück blieben in Knispel der Pfarrer mit etwa dreißig Pfarrkindern. Bei Familie Schwer hat sich eingefunden des Pfarrers einstiger Religionslehrer Studienrat Dr. Foitzik. Die Karwoche

wird zur Kanonenwoche im Kreise Leobschütz. In Knispel dröhnt es wohl am schwersten Dienstag nachmittag. In den Kellern des Pfarrhauses und bei Schwer sitzen die Zurückgebliebenen. Ein Alter, der in seinem Hause bleibt, kommt zu Tode, da sein Haus getroffen wird. Am Morgen des Karfreitages, am 30. März, rückt der Russe ein. Noch am Vormittag muß aus dem Dorf alles heraus. Zwei Gruppen bilden sich. Die eine wandert mit Dr. Foitzik in Richtung Eiglau, die andere geht mit dem Pfarrer planlos auf das Feld. Die Pfarrerguppe übernachtet in einem Busch, kommt am Karsamstagmorgen nach Tschirmke und darf mittags wieder nach Knispel zurück. Ostern feiert der Pfarrer das hl. Opfer in der Knispeler Pfarrkirche. Kirchenvater Schön dient am Altar. Der Kreis der Mitfeiernden ist klein, ungefähr zwanzig Menschen sind da, aber es ist eine ergreifende Osterfeier. Diese Gruppe feiert täglich das hl. Meßopfer bis Karsamstag einschließlich. Jeden Morgen muß natürlich wie an Ostern die Kirche aufgeräumt werden. Am Weißen Sonntag fällt das hl. Opfer aus. Die kleine Schar muß wandern. In der Katscherer Sandgrube treffen sich Dechant Komarek, Pfarrer Müller und ungefähr 120 Männer und Frauen. Die Sandgrube ist Herberge in diesen Tagen. Allmorgendlich wird hier die hl. Messe gefeiert. Die drei anwesenden Priester wechseln einander ab. Mittwoch, den 11. April kommt eine russische Kontrolle in die Sandgrube. Der Knispeler Pfarrer, der einzige junge Mann unter den Sandgrubenbewohnern und sieben oder acht weibliche Personen wurden verhaftet und auf dem russischen Lastauto nach Groß-Peterwitz gefahren. Am Guten-Hirten-Sonntag, dem 15. April, muß diese Gruppe nach dem Gefängnis Bielitz. Der Weg wird größtenteils zu Fuß zurückgelegt. Wenn der begleitende Russe ein Auto anhält, bekommt er fast immer die gleiche Antwort: „Deutsche fahren nicht“. Montag abend kommt man in Bielitz an. Der Pfarrer und die Mädchen werden nun getrennt und hören nichts mehr voneinander. In einer Zelle, die für neun Mann eingerichtet ist, wohnt der Pfarrer zusammen mit 42 Oberschlesiern. Dienstag, den 24. April wird eine Anzahl entlassen, darunter auch der Knispeler Pfarrer. Er bekommt an der Pforte sogar sein Brevier. Im nächsten Pfarrhause erlebt er freundlichste Aufnahme. In Kattowitz erhält er einen bischöflichen Ausweis und kommt für die nächsten Wochen unter in der Pfarrei St. Bartholomäus in Gleiwitz, wo er seinen Studienfreund findet.

In den Wochen des Wonnemonats Mai findet sich die Gemeinde Knispel wieder in der Heimat zusammen. In kleinen Gruppen kehren sie zurück. Als der Pfarrer kommt, mag ungefähr die Hälfte bereits da sein. Eine stattliche Anzahl geht mit ihm zusammen in die Kirche und betet gemeinsam das Te Deum zum Danke dafür, das Gott der Herr das Gotteshaus erhalten hat. Ende Mai ist alles wieder da. Von den Zurückgebliebenen sind drei tot, der obenerwähnte Mann und zwei Frauen, die beim Gang nach Eiglau auf einem Minenfelde zu Tode kamen. Vom Treck fehlen ungefähr fünf Personen. Sie sind und bleiben verschollen. Alle anderen sind heil zurückgekehrt. Die Feldbestellung kann noch gut geleistet werden, und es wird sogar eine Rekordernte, leider nicht mehr für uns.

Die Wochen werden sichtlich schwerer. Die Armut ist da. Noch im Frühling erleben wir das erste Begräbnis ohne Sarg. Aus dem Hause unseres lieben Kirchen-

vaters kommt der Leichenzug. Das Einbetten dieses Verstorbenen ist schwierig und herzerreißend. So geht es nun bei jedem Begräbnis. Die Leichen können nicht mehr in die Kirche getragen werden, denn immer wieder fehlt der Sarg. Und wieviele sterben. In knapp 14 Monaten werden in Knispel, das keine 500 Einwohner mehr hat, 85 Verstorbene zu Grabe getragen. Knispel hat meines Wissens zusammen mit Katscher die Höchstzahl an Begräbnissen zu dieser Zeit. Der Typhus ist die Ursache dafür. Er wütet am wildesten in den heißen Sommermonaten. Zu dem Typhuselend kommt die Einweisung der Polen durch die Bolschewisten und einige Wochen danach — kein Wunder — die Ausweisung der Knispeler aus ihren Wohnungen.

Der September hat vor einigen Tagen begonnen. Das Opfer des Herz-Jesu-Freitags wird gefeiert. Der Tisch des Herrn ist wie immer gut besucht, doch da dringt plötzlich bedenkliche Unruhe vom Dorf her in die Stille der Kirche. Einige verlassen erschreckt das Gotteshaus. Bald erfahren wir den Grund der Unruhe. Heute müssen die Knispeler ihre Wohnungen räumen. Die Schule wird zum Massenlager, die Kranken trägt man in das Haus von Mosler. Das Pfarrhaus beherbergt in den nächsten Monaten 30 bis 56 Pfarrkinder. Eine Schar, die zur Arbeit bestimmt ist, muß beim Bürgermeister Viola lagern. Trüb ist die Stimmung.

An Babels Gewässern —
Dort saßen wir weinend,
Wenn wir dachten an Sion.
An den Weiden im Lande
Hängten wir unsere Harfen auf.

(Psalm 137, Vers 1)

Das sind die Psalmenworte, die unsere Lage schildern, und die der Pfarrer an den Donnerstagabenden betet. Die Armut wird mit jedem Tage härter. Das Knispeler Getreide liegt in Schobern. Die Knispeler Kartoffeln werden als Beute größtenteils herausgefahren. Das reiche Bauerndorf erlebt etwas ganz Neues, das Fehlen des täglichen Brotes. In den langen Winterabenden fehlt nun das Licht. In den langen Nächten muß man bis vierzehn Stunden liegen auf dem armseligen Stroh. Doch auch dieser Winter bringt eine erfreuliche Nacht: Die Nacht von Bethlehem. Nachts zwölf Uhr sind wir alle in der Kirche. Die Kirche ist heute übertoll, denn sämtliche Polen sind auch da.

Das Lagerleben wird im Laufe der Monate etwas lockerer. Doch der kommende Frühling bringt einen neuen Schmerz. Wir dürfen nicht aufs Feld, müssen sehen, wie dürrtig der Koldhosenpflug arbeitet, wie weite Strecken brach liegen bleiben. Erstmals sehen wir eine Reihe unserer Felder als reine Unkrautbeete. Zu alledem spüren wir mit jedem Tage die Gefahr der Ausweisung. Schreckensnachrichten kommen aus Leobschütz. Uns bringt die grausame Nachricht der Monat Juli.

Der Herz-Jesu-Freitag, der in diesem Jahr mit dem Feste unserer lieben Schutzherrn Cyrillus und Methodius zusammenfällt, wird noch gefeiert. Am Samstag hören wir von der Ausweisung des Dt.-Neukircher Pfarrers und anderer Priester unseres Heimatkreises, mittags um 1 Uhr dröhnt es im Pfarrhaus und Schule: „In

zwei Stunden müssen Pfarrer und Lehrer den Ort verlassen haben“. Mit diesen haben noch fünf andere zu wandern. In den letzten beiden Stunden des Zusammenseins zeigte sich Knispel als edelste Familie. — Scheiden tut weh! Doch das ganze Dorf begleitet die Sieben. Alles will tragen helfen, wie jeder beim Packen mitgeholfen hat. Doch die Miliz mit den Gewehren funkten immer dazwischen. Jeder darf nur soviel mitnehmen, wie er selbst tragen kann. Am Dorfrand werden die Säcke auf den Wagen geladen, doch die Sieben müssen den Weg nach Leobschütz zu Fuß gehen. Dort geht es geradewegs in das Missionshaus Maria Treu, das von der Ausweisungskommission beschlagnahmt ist und als Lager verwendet wird. Eine Nacht müssen wir dort bleiben. Am Sonntagnachmittag heißt es der Heimat Lebewohl zu sagen. Unser Güterzug bringt uns bis an den Rhein. Im Städtchen Burscheid im Bergischen Land steigen wir todmüde aus, und es beginnt das Leben in der Fremde. Die anderen Knispeler werden einige Tage später ausgewiesen. Ihre Reise endet an der Weser. Die Knispeler Gemeinde bleibt verhältnismäßig geschlossen im Weser Bergland. Ihr schwerstes Kreuz ist das Fernsein von der katholischen Kirche. Sie leben in tiefster Diaspora.



Knispel

Evelyn

Die Furie des Krieges war über uns hinweg gebräust. Wir vor der Front Geflüchteten fanden bei unserer Rückkehr eine recht verschandelte Heimat vor. Wer seine Wohnung zerstört oder von Besatzungstruppen besetzt fand, mußte Unterschlupf suchen in Häusern, die vom Schicksal verschont geblieben waren. Auch unser Haus beherbergte viele dieser Unglücklichen, unter ihnen eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Die vier Monate alte Evelyn mit ihren so schönen Augen war der Liebling aller geworden. Wie schwer es war, in der damaligen Zeit ein Kind zu ernähren, kann nur der verstehen, der diese wahnsinnigsten aller Zeiten hat über

sich ergehen lassen müssen. Eines Tages erkrankte Evelyn. Ratlos umstanden wir ihr Bettchen. Einen Arzt für Deutsche gab es nicht. Mir wars, als wären Evelyns rührend schönen Augen fragend auf mich gerichtet. Auch in der folgenden Nacht wurde ich den Blick des Kindes nicht los. Immer wieder fragte ich mich, was will das Kind? Der Zustand der lieben Kleinen hatte sich in der Nacht wesentlich verschlimmert. Am nächsten Morgen rief mich die unglückliche Mutter: kommen sie, Evelyn stirbt. Ich eile die Treppe hinauf und stehe wieder vor den fragenden Kinderaugen. Was will denn das Kind? Evelyn, Engelchen, wie kann ich dir helfen? Schluchzend kniet die Mutter vor dem Bette ihres todkranken Kindes. Ich höre ein stoßweises Jammern . . . nun haben wir dich mit sovieler Mühe soweit durchgebracht . . . nun willst du von uns gehen — nein, das kann nicht sein — noch nicht einmal getauft bist du! — Wie ein Blitz durchzuckt es mich. Die kleine Evelyn sah mich noch dringender an. Mir wirbelte es im Kopf — Katechismus — dreißig Jahre sind es her, Nottaufe: wer kann taufen? Ich sehe, Eile tut not. Mit dem innigsten Verlangen, diesem Kinde den Zutritt zum göttlichen Kinde und seinen Gespielen zu vermitteln, bete ich mit zuckenden Lippen: Eva — Maria — ich taufe dich im Namen des Vaters † und des Sohnes † und des Hl. Geistes Amen. — und Evelyn schließt mit einem letzten dankbaren Blick die Augen für immer. Tief erschüttert stehe ich da — ich bete im stillen weiter: Lieber Gott, nimm meinen guten Willen an und Evelyn in Dein Reich — ich konnte nichts anderes tun. — Es gelang uns trotz großer Schwierigkeiten, einen Sarg zu beschaffen. Ganz in Blumen betteten wir die Kleine. Am nächsten Tage sollte sie beerdigt werden. Niemand war da, der das tote Kind auf den Friedhof bringen konnte, weil alle Arbeitsfähigen von den Russen abgeholt waren — kurz entschlossen nahm ich den Sarg in meinen Arm und trug ihn zur Grabstätte. Es war ja „mein Engelchen“ — und ich mußte mich tief bücken, als ich die sterbliche Hülle dem Schoß der Erde übergab. Stumm, tränenlos geschah alles — doch das Herz zuckte — man wird hart im Kriege.

Leobsdjüts in seinen schwersten Tagen

Beim Anrücken der russischen Front hatten schon zahlreiche Familien auf eigens hierfür bestellten Extrazügen die Stadt verlassen. In aller Ruhe konnte der Abtransport durch rechtzeitige Bekanntgabe der Abfahrt und der Fahrtrichtung erfolgen. Anders wurde es am 16. März 1945, als gegen zwei Uhr ein großer Fliegerangriff auf die Stadt von Osten her erfolgte. Die Wirkung war unheimlich. Zwei gewaltige Bombeneinschläge erschütterten auch die Kirche und das Franziskanerkloster. Die erste Bombe schlug im Obergarten neben der Turnhalle ein, die zweite traf das Fundament unserer schönen Kirche so unglücklich, daß sich die Mauer etwa 25 Zentimeter nach der Straße hin wölbte. In der Kirche selbst eine große Verwüstung! Als ich sofort durch die Sakristei und das Presbyterium lief, konnte ich kaum infolge des aufgewirbelten Staubes etwas erkennen. Aber Gott sei Dank, der Hochaltar stand noch. Schnell Chorrock und Stola angelegt, um den Heiland zu bergen. Ich brachte ihn in den Keller auf einen bereits vorbereiteten

Altar. Dann wieder zurück. Die Verwüstung war unbeschreiblich: Der Marienaltar ganz vernichtet, die Kreuzkapelle verschüttet, die Kirchengewölbe zum Teil eingestürzt. Viel faustdicke, klaffende Risse zogen sich durch das ganze Gewölbe von oben bis unten. Die dicken Pfeiler vor und neben der Kanzel zeigten bedenkliche Querrisse. Merkwürdig, mitten unter den Trümmern des Marienaltars stand unsere Madonna aufrecht, nur wenig an den Händen verletzt. Weil Einsturzgefahr drohte, ließ ich sofort die Kirche für den Gottesdienst schließen. Glücklicherweise haben die übrigen katholischen Kirchen durch die Beschießung kaum gelitten. Auch das Missionshaus „Maria Treu“ blieb unverletzt. Arg hatte es die evangelische Kirche mitgenommen.

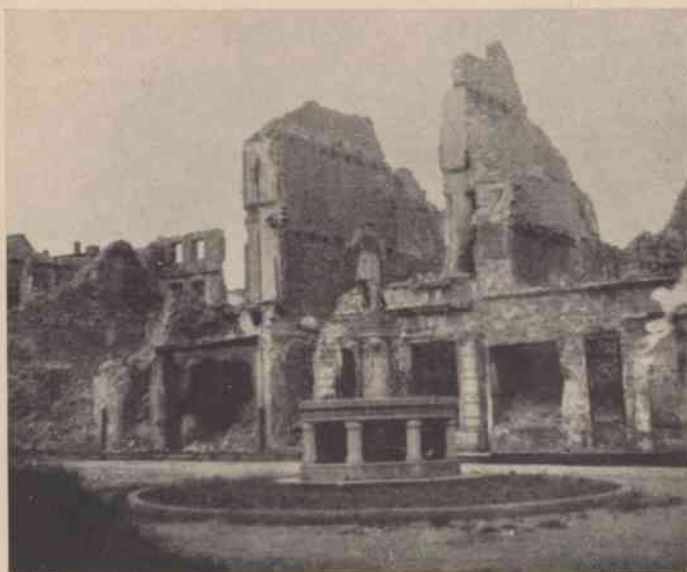
Nach dem Fliegerangriff vom 16. März setzte sofort von selbst die Evakuierung der Stadt ein. Eine wilde Panikstimmung kam unter die Bevölkerung. Rette sich wer kann! Die Kopflosigkeit und Verwirrung steigerte sich durch fortwährenden Artilleriebeschuß. Am Passionssonntag, dem 18. März, war die ehemals so fröhliche Stadt wie ausgestorben. Die Front war bedenklich nahe gerückt. Immer stärker wurde das feindliche Artilleriefeuer. Immer wieder brausten Fliegerschwärme über die Stadt. Wieder ein schwerer Fliegerangriff. Rettungsmannschaften eilen zum „Hotel zur Post“. Das halbe Haus ist durch Volltreffer zusammengekracht. Dort hatte ein Stab seinen Standort: sieben Tote, mehrere Verletzte und einige bis zum Hals Verschüttete. Schnell werden die Schuttmassen freigelegt. Die so Geretteten kamen mit ihrem Major ins Kloster und wohnten im Pfortenzimmer. Ein zweiter Stab kommt gegen Abend noch zu uns aus den Kasernen, die durch Volltreffer unbewohnbar wurden. Am Dienstag, dem 20. März erfolgt Meldung, daß feindliche Panzerspitzen in bedenklicher Nähe der Stadt sind. Sie werden



Unser Leobschütz - heute — Ring - Ostseite

durch Gegenangriff bis Sabschütz zurückgedrängt. Eine andere Panzerabteilung wird von Gröbnig, eine dritte von Badewitz zum Abdrehen gezwungen. Von Norden und Osten und Süden ist der Russe im Anmarsch auf Leobschütz. Eine unheimliche Schwüle lastet dunkel über der Stadt. Hier und da schleicht sich an den Häusern eine ängstliche Gestalt entlang, um bei uns Deckung und etwas Brot für den Hunger zu finden. Ein paar Flüchtlinge kommen zurück, um ihr in Taumlitz zurückgelassenes Vieh zu tränken und zu füttern. Ich suche die Kranken in nächster Nähe auf, die einsam und verlassen sind und nicht fort können. Nach Möglichkeit werden sie alle nach „Maria Treu“ geschafft. Pater Pius von dort ist unermüdlich per Rad auf der Suche nach diesen hilflosen Menschen. Anderen Kranken und Ängstlichen, die das Haus nicht zu verlassen wagen, bringe ich die hl. Kommunion. Professor Moch, den fünfundachtzigjährigen alten Herrn, nahm ich mit zu uns.

Neuer Fliegerangriff mit Bordwaffenbeschuß. Ich ziehe mich ins Innere des Hauses zurück. Mehrere Kugeln durchschlagen die Fensterscheiben. Es wird abend. Plötzlich zum ersten Male Artilleriebeschuß von Babitz her. Phosphorgranaten mit leuchtendem Feuerschweif. Wo die hinfallen, flammt alles auf. Es werden etwa zehn Phosphorgranaten abgeschossen. Ich sehe sie vom Fenster aus vorbeifliegen. Ein herrliches Schauspiel, wenn es nicht so furchtbare Wirkung hätte. Sie treffen das Rathaus, das Volkshaus und mehrere andere Gebäude, die sofort in Flammen stehen. Die linksseitige Coselerstraße vom Roßmarkt aus gesehen, ein unheimliches Flammenmeer. Die Feuerwehr bemüht sich krampfhaft, das Rathaus zu retten. Der Brand schien gelöscht; kaum ist die Feuerwehr fort, bricht das Feuer



Unser Leobschütz - heute — Roßmarkt

von neuem in den Räumen der Sparkasse aus und wird durch heftigen Wind auf die Häuser des südlichen Ringes geschleudert und ruht nicht eher, bis der ganze Häuserkomplex, der den Ring einfaßt, ausgebrannt ist. Als ich die Straße nördlich vom Rathaus passiere, sehe ich tausende Geldscheine über dem Rathaus flattern, von der erhitzten Luft in die Höhe getrieben. Die Polizei und Wehrmacht räumen fleißig alle Fleischerläden aus. Sie leben jetzt nicht schlecht. Unsere Klosterküche ist zum Hotelbetrieb geworden. Die in unserem Notluftschutzkeller verbliebenen Frauen und Mädchen haben alle Hände voll zu tun. Selbst eine Kuh kommt brüllend ins Kloster. Sie bangt sich und sucht die Nähe von Menschen. Sie will wohl auch gemolken sein, denn ihr Euter ist prall zum Springen. Eine Frau tut ihr den Gefallen und befreit sie von den Schmerzen. Auch eine Ziege mit zwei Zickeln begehrt laut meckernd Einlaß. Von Menschen verlassen, suchen die Tiere in ihrer großen Angst die Nähe der Menschen.

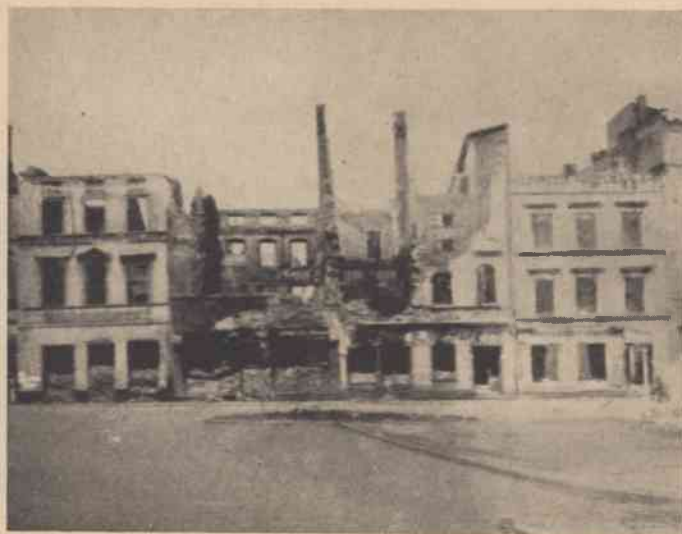
Donnerstag, den 22. März. Ein Rundgang durch die Stadt am frühen Morgen. Die Straßen menschenleer. Vor vielem abgestürzten Geröll kaum zu passieren. In der Kreuzstraße gegenüber dem Haus von Plachtzig liegen mehrere Pferdekadaver. Das Haus, unter dessen Trümmern noch mehrere Leichen liegen sollen, macht einen traurigen Eindruck. Ich eile schnell weiter. Ein einsames Perlhuhn läuft an mir scheu vorbei. Um die Straßenecke flitzen mehrere Kaninchen. Ich komme schwer vorwärts. Manche Straßen sind durch die vielen Schuttmassen versperrt. Zehn Leichen sind zu beerdigen. Eine Beerdigung auf dem Kommunalfriedhof ist nicht mehr möglich. Darum bestatten wir sie auf dem Annafriedhof. Die Namen der Toten, soweit sie bekannt sind, werden ins Pfarrarchiv eingetragen. Dann mache ich schnell einen Besuch im Krankenhaus. Alle freuen sich und strecken mir die Hände entgegen. Dann schnell wieder zurück ins Kloster. Vielleicht wartet noch ein armer Sünder auf mich. Wie sind doch jetzt die Menschenherzen aufgeschlossen und zugänglich. Es sind Stunden der Gnade für viele, die heute nicht mehr am Leben sind. Wieder werden Flüchtlinge von der SS zum Abtransport fertig gemacht. Es ist dies die letzte Gelegenheit, sie zögern noch. Wie ist ihnen der Abschied von der Heimat doch so schwer. In später Nachtstunde finden sich bei mir auf meinem Zimmer der Führer der Polizei und der Wehrmacht zu einer vertraulichen Besprechung. Lage hoffnungslos, keine Aussicht auf Entsatz. Die Angriffe der Russen werden immer heftiger. Bald sind wir ganz eingeschlossen.

Freitag, den 23. März, morgens früh. Schmerzensfreitag der lieben Gottesmutter. Ich habe um fünf Uhr im Keller die hl. Messe gelesen. Um den Altar hatte sich ein Opferring von dreizehn Frauen gebildet, die durchaus dableiben wollten. Sie waren nicht zu bewegen, die Heimat zu verlassen. Sie empfangen wie immer die hl. Kommunion, um sich für das Schwere, das uns noch bevorstand, zu stärken. Nach der hl. Messe spricht mich der Oberleutnant der Polizei an. Die Lage ist recht ernst. Wenn nicht ein Wunder geschieht, werden wir uns heute vom Feind absetzen müssen. Und damit ist das Schicksal von Leobschütz besiegelt. Wieder tagsüber die Schießerei, die an Heftigkeit immer mehr zunimmt. Gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends bin ich im Krankenhaus und höre die Schwesternbeichte, tröste die Kranken und merke, wie zwei Soldaten von der Straße her kommen, dem Chefarzt

etwas ins Ohr flüstern. Ich weiß, daß nun die Stunde geschlagen hat. Bald darauf höre ich ihn mit seiner Familie abfahren. Ich gehe ins Kloster zurück. Um 1/2 12 Uhr nachts klopft es an meine Tür. „Pater Guardian beeilen Sie sich, denn die Wehrmacht und Polizei haben soeben den Abmarschbefehl bekommen.“ Schnell bin ich im Flur und fordere die Polizei auf, Panzerfäuste und Munition mitzunehmen. Auf meine dringende Bitte zwingt Oberleutnant Just seine Untergebenen, die Panzerfäuste an ihren Rädern festzubinden. Es blieben immerhin noch Berge von Munition zurück. Nun sind wir allein. Ohne jeden Schutz. Die Nacht wirkt unheimlich auf uns. Schon holt die Standuhr zur zwölften Stunde aus. Dumpf hallen die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde durch die Gänge. Was werden uns die nächsten Stunden bringen? Ich rufe den Konvent zusammen, der sich um mich unten in der Kapelle versammelt hat. Ich richte an die Gemeinschaft ein paar kurze, aufmunternde Worte. Dann kleide ich mich an und halte um zwölf Uhr ähnlich wie in der Christnacht die hl. Messe, vielleicht zum letzten Male. Gott weiß es allein. Denn viele Priester aus dem Ermland — meiner Heimat — etwa 75 an der Zahl — sind durch die Kriegereignisse umgekommen. Und weit über 80 mit vielen Gläubigen in das weite Rußland verschleppt. Nach der Danksagung frühstücken wir und harren der Dinge, die bald kommen müssen. Jetzt schnell die Frauen fort, in ein sicheres Versteck, hinab in den Schacht der Kirchenheizung. Alles Notwendige, besonders Lebensmittel, werden hinabgelassen. Dann schließe ich das Gitter. Es mag etwa 4 Uhr morgens sein. Ich sitze zusammen mit den Brüdern und bespreche mit ihnen alle Möglichkeiten, die sich beim Auftauchen der Russen ergeben könnten. Jetzt vor allem eins: Ruhe bewahren.

Sonnabend, den 24. März 1945, 6 Uhr früh:

Russische Abteilungen marschieren in Leobschütz ein.



Unser Leobschütz - heute — Ring - Westseite

Das Kriegsgeschehen rückt immer näher und bricht über unsere Heimat herein

(Auszug aus dem Lagebericht der Heeresgruppe Mitte Hauptquartier des Generalobersten Schörner an das Oberkommando des Heeres, während des russischen Großangriffes im schlesischen Raum.)

22. März 1945: Nach sehr heftiger Feuervorbereitung drangen feindliche Panzerudel im Nordteil von Bauerwitz ein.

Nach Westen vorstoßender Feind wurde im Gegenangriff geworfen.

Frontlücke besteht zwischen Bauerwitz und Badewitz. Badewitz bleibt nach mehrfachem Besitzwechsel in eigener Hand.

Nach starker Feuervorbereitung Feindangriff bis Sabschütz. Südlich Gröbnig über Wernersdorf vordringender Feind sperrt nördlich der Kolonie Bladen die Straße Leobschütz—Troppau.

23. März 1945: Die vorderste Angriffsspitze des Feindes befindet sich bei Bladen—Bauerwitz.

Feind dringt in Leobschütz ein. Er greift westlich, von zahlreichen Kampffliegern unterstützt nach dem Süden an. Außer der sich abzeichnenden Absicht, Leobschütz von Osten und Norden zu nehmen, streben die Angriffsspitzen Jägerndorf zu.

Westlich von Leobschütz gelang es dem Feind, mit seinen Angriffsspitzen Roben und Krawarn zu erreichen. 20 Panzer stießen von Westen nach Osten auf Leobschütz bis Kreuzendorf vor.

Eiglau wurde vom Feind genommen.

Eigener Angriff südlich Hohndorf.

Feind schloß mit 30 Panzern Badewitz ein.

Die Panzer im Angriff auf Leobschütz stehen beiderseits des Waldrandes von Kreuzendorf. Weiterhin besteht die Frontlücke zwischen Bauerwitz und Badewitz.

24. März 1945: Auf der gesamten Linie zwischen Bauerwitz und Hotzenplotz harte Kämpfe.

Zwischen Bauerwitz und Badewitz griff der Feind mit 150 Panzer an. Im harten Kampf gelang es, ihn in allgemeiner Linie Eiglau—Dreimühlen—Bladen—Löwitz—Soppau aufzufangen. Leobschütz wurde vom Feinde genommen.

Westlich von Leobschütz griff der Feind weiter an. Im Raume Hubertusruh—Bladen mehrfache bataillonsstarke Angriffe von insgesamt 40 Panzern und Sturmgeschützen.

Aus dem Raum Badewitz griff der Feind in unbekannter Stärke an und konnte die eigenen Kräfte auf den Ostrand und Nordrand von Löwitz zurückwerfen.

Aus dem Raum Badewitz—Kreisewitz griff der Feind in unbekannter Stärke mit 20 Panzern an und konnte Sauerwitz nehmen.

Feind drang mit 5 Panzern in Roßwald ein. Bladen ging verloren. Feind in Roben.

25. März 1945: Frontverlauf westlich Leobschütz—Nordrand Mocker—Pilgersdorf.

26. März 1945: Frontverlauf Bladen—Rosen—Krug—Hennerwitz—Löwitz. In Saliswalde wechselnde Kämpfe. Kämpfe um Mocker. Luftwaffenschwerpunkt an der gesamten Heeresgruppenfront im Raum von Leobschütz.
27. März 1945: Feind hat Tümitz erreicht.
28. März 1945: Kämpfe beiderseits Jägerndorf.
29. März 1945: Im Raum von Ratibor unvermindert starke Angriffe. Zwischen Ratibor und Katscher griff der Feind nach Süden und Südwesten an. Er erzielte tiefe Einbrüche. Hochkretscham blieb nach zweimaligem Besitzwechsel in unserer Hand. Rigau ging verloren.
30. März 1945: Feind drang in Ratibor ein.
Die russischen Angriffe erschöpften sich, die wiederholt als die stärksten an der ganzen Heeresgruppenfront auf dem Raum Leobschütz konzentriert waren. Höchster Aufwand an Menschen und Material an der gesamten Heeresgruppenfront. Ebenfalls im Raum Leobschütz—Ratibor.
-

Heimat unterm Kreuz

Nun überragt das Kreuz die Städte alle,
Die sich gespiegelt in der klaren Flut,
Es klagt die Welle, überhaucht von Glut,
Von Wahn und Schuld und ungeheurem Falle.

Und Bettler treten aus geborstner Halle,
Darin die Asche ihrer Toten ruht,
Und Blinde wanken aus der Flammen Wut
Ins dunkle Land beim letzten Glockenschalle.

Laß unsrer Städte Opferglut die Schuld
Der ganzen Welt, barmherziger Gott, verzehren!
Nur Dir sind Schuld und Leiden offenbar.

Und unterm neuen Bogen Deiner Huld
Wird über Gräber Dich Dein Volk verehren
Und von den Trümmern strahlen Dein Altar.



Kriegerdenkmal im Gymnasium Leobschütz (Bildhauer Paul Ondrusch)

Den Gefallenen unserer Heimat

Ende März 1945 mußte der Russe seine Offensive im Raum Leobschütz—Ratibor abbrechen. Fast sechs Wochen dauerte es, bis die Front wieder in Bewegung kam. Wie hart die Kämpfe auf den Fluren unserer Heimat waren, davon zeugten die vielen abgeschossenen Panzer, die vielen Minenfelder, welche später noch manche Opfer forderten, die furchtbaren Zerstörungen mancher Dörfer und die vielen toten Soldaten, die wir nach der Flucht vorfanden. Im Bereich der Sauerwitzer Feldmark z. B. waren es fast 70 deutsche Soldaten, die bestattet werden mußten. In dem Bewußtsein, daß die Angehörigen der Gefallenen sicher nicht mehr benachrichtigt werden konnten, wurden aus den vorhandenen Papieren oder Briefen die Namen der Gefallenen und ihre Heimatadressen festgestellt. Wo keine Papiere mehr vorhanden waren, wurden die Erkennungsmarken aufgehoben. Nach unserer Aussiedlung konnten die Listen auf Grund der Erkennungsmarken durch die deutsche Dienststelle der ehemaligen deutschen Wehrmacht in Berlin-Frohnau ergänzt und die Angehörigen der Gefallenen benachrichtigt werden. So schmerzlich diese Nachricht für die meisten war, schrieben sie doch dankerfüllte Briefe, daß sie nun wenigstens Gewißheit über das Schicksal ihrer Lieben hätten. Viel menschliches Leid tritt in diesen Briefen zutage.

So schreibt ein Vater: Am 12. März 1945 hat unser Sohn das letzte Mal aus Saybusch-Oberschlesien geschrieben. Seit dieser Zeit waren wir ohne jegliche Nachricht von ihm. Es ist ein harter Schlag für mich und meine Frau, da wir jetzt alte Leute sind. Ich überschreite bald das 75. Lebensjahr. Ich hatte zwei Söhne, und jetzt stehe ich allein mit meiner Frau da. Der andere ist schon 1941 in Rußland gefallen. Ich kann es Ihnen aufrichtig sagen, daß mir der Brief, wie ich die ersten Zeilen gelesen habe, bald aus den Händen gefallen wäre. Aber ich muß mich immer trösten, daß ich nicht allein bin, der dieses durchmachen muß; denn bei uns hat heute jeder Kummer und Sorgen genug. Es ist für Sie auch traurig, daß sie aus der Heimat vertrieben worden sind. Es konnte einem das Herz bluten, wenn man den Flüchtlingsstrom sah, der hier in Wiesau durchgeschleust wurde.

Aus Westerheim schreibt eine Familie: Gestern erhielten wir Ihre Zeilen, daß unser lieber Sohn Georg gefallen ist. Wir danken Ihnen für die Mitteilung, weil wir nun jetzt wissen, wo unser Sohn sich befindet. Es gehört viel dazu, solche Schläge zu ertragen. Drei Söhne sind gefallen, und der letzte noch in Rußland. Und wir haben hier in der Heimat auch alles verloren, Haus und Hof, bloß das nackte Leben gerettet.

Immer hatten wir noch auf unseren jüngsten Sohn gehofft. Am 28. März 1945 hat er uns noch Grüße ausgerichtet. Er muß aber schein't's bald darauf gefallen sein. Wie kam es denn, daß bei diesem Ort Sauerwitz solch schwere Kämpfe stattfanden? Könnten Sie mir vielleicht einige Zeilen darüber schreiben? Es ist doch ganz auffallend, wenn es in solch kleinem Raum so viele Tote gab.

Eine Mutter schreibt: Ihren Brief habe ich erhalten. Leider eine traurige Nachricht. Ich kann es ja noch immer nicht glauben, daß er nicht mehr kommen

soll. Und da hätte ich eine Bitte. Haben Sie die Papiere meinem Sohn aus der Tasche herausgezogen oder nur auf dem Schlachtfelde gefunden? Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, wie er nach Schlesien gekommen ist. Er mußte doch Anfangs März nach Cottbus. Aber wahrscheinlich sind sie von den Russen zurückgegangen. Da wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir da noch etwas Auskunft geben könnten. Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich Sie noch einmal darum bitte, mir einige Zeilen zu schreiben. Aber als Mutter möchte man doch alles genau wissen und grübelt immer wieder daran herum. Ich meine halt immer, er müßte zur Tür herein kommen und wie immer sagen: Grüß Gott, Mutter, da bin ich. Aber leider wird das der Fall nicht mehr sein.

Man hofft, das Grab einmal besuchen zu können: „Wenngleich Sie mit diesem Schreiben unsere Hoffnung auf ein Wiedersehen zunichte machten, so ist uns doch einiger Trost, Gewißheit zu haben, und den Teuren von guter Hand in die Erde gebettet zu wissen. Es ist schon 1942 ein Bruder im Osten gefallen und mein Mann drei Jahre vermißt. Aber wir wollen nicht klagen; denn wir haben ja unsere Heimat noch. Bei unserem Nachbarn sind Flüchtlinge aus der Nähe von Sauerwitz. Und der Geistliche Rat von Jägerndorf ist auch in unserem Dorf. Hoffentlich kommt bald wieder alles in die Heimat zurück, und dann wird für uns auch eine Möglichkeit sein, die Gräber unserer Lieben zu besuchen oder an eine Überführung zu denken.“

Leider konnte nur ein Teil auf dem Friedhof übertragen werden. Viele mußten dort beerdigt werden, wo sie gefunden wurden. Oft wurde ein Waldrand gewählt, ein Wegrain, wo mehrere zusammengetragen und nebeneinander gebettet wurden. Wir bewahren diesen gefallenen Soldaten ein treues Angedenken. Sie sind im Kampf um unsere engere Heimat gefallen. Das verpflichtet uns zu bleibendem Dank. Wir gedenken dabei auch an die gefallenen Söhne unserer Heimatgemeinden, die in fremder Erde ruhen. Die Zahl ist größer als im vorigen Kriege, da ein großer Teil der Vermißten wohl auch zu ihnen gehört. Kein Denkmal kündigt von dem Opfer ihres Lebens. Aber in unserem Herzen soll dieses Denkmal stehen und in unseren Gebeten sollen sie unvergessen bleiben.

Lasset uns beten!

Gott, himmlischer Vater, in aufrichtiger Dankbarkeit gedenken wir unserer gefallenen und vermißten Krieger. Wir empfehlen Dir vertrauensvoll ihre Seelen und bitten Dich inständig: Blicke hin auf die Mühlen, die sie während des Krieges auf sich genommen, auf die Entbehrungen, die sie ertragen, auf die Wunden, die sie erlitten, auf das Opfer des Lebens, das sie gebracht haben. Verleihe ihnen als Lohn die Krone des ewigen Lebens im himmlischen Vaterlande. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

Authentischer Bericht über die „Todesfahrt“ von Leobschütz O/S nach dem Lager „Rosa“ in Niederoderwitz vom 27. September bis 13. Oktober 1945

Über die Zwangsevakuierung im September 1945 der noch in Leobschütz verbliebenen deutschen Bevölkerung berichtet ein Leidensgenosse:

Am 26. September 1945 frühmorgens gegen 5 Uhr begann die Razzia gegen die Deutschen. Die polnische Miliz drang in die Häuser ein und jagte alle Deutschen auf die Straße. Die wenigsten hatten noch Zeit und Gelegenheit, etwas von ihren wenigen Habseligkeiten mitzunehmen. Man trieb alle wie Vieh auf dem Ring zusammen und schaffte sie von dort teils mit Lastautos, teils zu Fuß in das Lager von Marschke und Zilger. Seit sechs Wochen befand sich dort die Bevölkerung von Schlegenberg. Während der ganzen Nacht mußten die Männer ungeschützt im Regen stehen. Am folgenden Tage wurde die Belegschaft des Lagers vom Stadtkommandanten und der polnischen Miliz in bezug auf die Arbeitsfähigkeit der einzelnen ausgesondert: Frauen mit Kindern, junge Mädchen, Frauen ohne Kinder, arbeitsfähige Männer. Die Parole hieß: Frauen mit Kindern und alte Leute kommen ins Reich, arbeitsfähige Männer, Frauen ohne Kinder und junge Mädchen bleiben hier zur Arbeit. Es waren gegen 3000 Menschen in dem Lager zusammengepfercht.

Am 27. September gegen 5 Uhr nachmittags wurden die für den Abtransport bestimmten Personen zur Bahn gebracht. Unter ihnen befand sich auch der Franziskanerpater Ludwig Bogdanski, der ehemalige Guardian des Franziskanerklosters Leobschütz. Als Transportleiter war Kantor Borsutzki bestimmt. Nachdem man 70 bis 80 Personen wie Vieh in einen Viehwagen zusammengepfercht hatte, begann die Fahrt gegen 8 Uhr abends. Die polnische Miliz war ihr als Bewachung beigegeben. Niemand wußte, wohin der Transport geht. Am 28. September kam der Transport in Neiße an und wurde vier Tage auf einem toten Geleise stehen gelassen. Da keine Lebensmittel mitgenommen waren, sich auch sonst niemand um die Verpflegung kümmerte, schrien die Menschen vor Hunger nach Brot. Aber keiner gab es ihnen. Soweit die Wagen von der polnischen Miliz geöffnet wurden, konnten die hungernden Menschen heraus und suchten sich auf den Feldern Rüben und Kartoffeln. Dabei wurden viele, besonders alte Frauen, von der polnischen Miliz mit Gummiknütteln geschlagen. Pater Ludwig begrub in den Wällen der Festung Neiße die ersten sieben Toten. Sie waren buchstäblich verhungert.

Weiter ging die Fahrt. In der Nacht drang die polnische Miliz in die Wagen ein, nahm den Frauen die Handtaschen ab, durchwühlte sie, stahl was ihnen gefiel, den Männern wurde das Geld abgenommen, immer wieder wurde versucht, Frauen aus den Wagen zu zerren um sie zu vergewaltigen. Wenn der Zug auf freier Strecke hielt und die Miliz die Türen öffnete, stürzten sich die hungernden Menschen hinaus in die Felder, um einige Rüben oder Kartoffeln für den Hunger zu finden. Auf jeder Haltestelle wurden die Toten ausgeladen und an den Bahndämmen, in Schanzlöchern oder auf dem freien Feld beerdigt. Kurz vor Görlitz wurden die Heimatvertriebenen von Russen und polnischer Miliz noch einmal

gründlich ausgeplündert. In Löbau/Sa., der ersten deutschen Grenzstation, wo der Transport am 10. Oktober ankam, gab es von deutscher Seite die erste Verpflegung. Pro Kopf $\frac{1}{4}$ Brot und Quark und eine Mehlsuppe. Von Löbau wurde der Transport nach Zittau/Sa., und von dort nach Niederoderwitz weitergeleitet. **Auf der fünfzehntägigen Fahrt starben 88 Menschen am Hungertod und durch Erschöpfung. Weitere 280 Personen starben an den Folgen der Ausweisung wenige Wochen später in Zittau und Niederoderwitz.** (Genaue Aufstellung sämtlicher Verstorbenen liegt vor.)

Ausweisung

So schwer die Reise und so müd der Fuß!
Die Hände brennen und es schmerzt der Rücken.
Der Büttel treibt und unsere Lasten drücken.
Es bleibt nicht Zeit für einen kurzen Gruß.
Vorbei ist alles Hoffen auf bescheidenes Bleiben
Im Heimatland, der alten lieben Stadt,
Im trauten Heim. Hinter den Fenster Scheiben
Uns niemand Abschied winkt. - Still! Einer hat
Ich wage seinen Namen nicht zu schreiben,
Getragen dies und mehr an deiner Statt.

Gottvertrauen in der Verbannung

Im Schatten ferner Berge, Heimaterde,
Hörst du im Traum nicht unsern Schritt?
Wir wurden nicht gefragt. Wir mußten mit.
Eindeutig des Bewaffneten Gebärde.

Wir ziehen, eine hirtlose Herde,
Und der Gedanke schmerzt wie jäher Schnitt:
Das Land, das immer schon das Schwerste litt,
Es leidet wieder neu. Doch was auch werde,
Es ist ein Großer über allem Wesen,
Der lange sieht, was einmal muß geschehen.

Und alles Kranke wird einmal genesen,
Und alle Toten werden auferstehn,
Und alle die verfolgt, gehetzt gewesen,
In Gottes Sonne werden strahlend stehn.



Kreuzigungsgruppe (Richard Karger - Entwurf)

IN MEMORIÄM

Viel haben wir verloren: Heimat, Besitz, Vermögen. Aber zu dem herbsten Verlust gehören wohl die vielen Toten, die wir zu beklagen haben. Manche sind uns auf so schmerzliche Weise entrissen worden, daß nur unser christlicher Glaube uns trösten kann beim Gedenken an ihr Sterben.

Wir vergessen sie nicht, die in der Fremde in die ewige Heimat eingegangen sind.

Wir vergessen sie nicht, die auf den Heimatfriedhöfen ruhen. Wohl können wir die Gräber unserer Toten nicht mit Blumen schmücken. Aber im Geiste knien wir an ihrem Grabhügel, Im Gebet bleiben wir für immer mit ihnen verbunden.

Herr, gib ihnen die ewige Ruhe.

+

Ich möcht, bevor ich sterbe,
Nochmal die Heimat sehn,
An einem lieben Grabe
Noch einmal betend stehn.
Ich möcht vom Kirchlein hören
Nochmal der Glocken Klang
In heil'ger Sonntagsfrühe
Zu Orgel und Gefang.
Dann möchte, wo mein Auge
Zuerst das Licht gesehn,
Dereinst im stillen Frieden
Ich selig schlafen gehn.

Ein Chinamissionar erlebt das Schicksal seiner Heimat

Im Jahre 1929 verließ ich die Heimat; China mit den 450 Millionen Menschen wurde meine neue Heimat. Das Einleben war nicht leicht, ein fremdes Land mit fremder Sprache, fremden Gewohnheiten nahm mich auf, doch was das Einleben leicht machte, war der Umstand, daß sich mancher schlesische Landsmann unter den dortigen Chinamissionaren befand, sogar aus dem Kreise Leobschütz waren es mehrere.

Da war P. Ernst Hanold aus Steubendorf, kurz Freund Hanold genannt, dessen freundliches stets hilfsbereites Wesen ihm diesen Namen gab, da war der P. Kosa Joseph aus Tschirmke, bekannt durch sein ruhiges, abgeklärtes Wesen, durch seine herkulische Gestalt; seine medizinischen Kenntnisse hatten ihm damals schon in seinem Wirkungskreise und weit im Umkreise einen Namen gemacht und die Herzen der Chinesen erobert. Da war der um viele Jahre ältere P. Eduard Bretkopf aus Gröbnig, damals Direktor des Priesterseminars in Jentschhofen, dessen Kenntnisse und Erfahrungen grundlegend für die Ausbildung des chinesischen Priesternachwuchses waren, dazu kam noch ein anderer Gröbniger, P. Wilhelm Krömer, der von seinem Vater viel handwerkliches Geschick erlernt hatte und mir im Orgelbau zu Hilfe kam. Mein ehemaliger Kriegskamerad P. Johannes Czabania war auch da, aus Stolzsmütz gebürtig. So fehlte es nicht an guter Gesellschaft. Traf man sich, wurde von der Heimat gesprochen, „vo derr häme, wie derr häme“.

Von der lieben Heimat kamen die Briefe, und es war lange Zeit alles gut. Gewiß, unter der Devisensperre litten wir alle sehr, denn wir waren ja noch sehr angewiesen auf die geldliche Hilfe aus der Heimat. Mit Sorge verfolgten wir die religiös-kirchliche Entwicklung. Dieser Nationalsozialismus ging ja sonderbare Wege, lehnte alle Warnungen und Lehren der Geschichte ab, trat die Gebote Gottes mit Füßen, brach das Konkordat, die Abmachungen mit dem Hl. Stuhl im Vorgehen gegen die christlichen Schulen und den Besitz der Kirchen. Das Vorgehen gegen Klöster und Geistlichkeit und dann das furchtbare Kriegsgeschehen ließen unsere Herzen in Sorge um die Heimat erbeben. Bis Juni 1941 hatten wir noch Postverbindungen mit der Heimat. Dann brach auch diese ab, wir waren mehr und mehr auf ausländische Nachrichten angewiesen. Diese verheimlichten nichts. Ende 1944 war nichts mehr zu verheimlichen. Die Heimat konnte nicht mehr siegen, konnte es schon lange nicht mehr. Ein Wahnsinn schien dieser Krieg von jeher, vom fernen Osten aus gesehen, durch die Übermacht an Feinden und aufrichtigen Freunden.

Wir Schlesier bangten; wehe der Heimat, wenn die Armee weiter zurückflutet. Im Radio hörten einige die Ereignisse und gaben sie vervielfältigt weiter an die entlegenen Stationen. Im Frühjahr 1945 tauchten dann die Namen: Ratibor, Leobschütz, Branitz, Katscher, Jägerndorf im Heeresbericht auf, überall Flucht und Verluste. Wohin mögen unsere lieben Leobschützer geflüchtet sein, diese Sorge beschäftigte uns Tag und Nacht. In welchem Schlupfwinkel werden sie sich ver-

bergen, wie ihr Leben fristen? Gewiß, die nahe CSR wird sie aufnehmen. Mit all dem Haß, der Gemeinheit und dem Elend hatten wir nicht gerechnet.

Es dauerte dann ein ganzes Jahr, bis Frühjahr 1946, bis wir über Nordamerika die ersten Nachrichten erhielten. Kleine Artikel aus Zeitschriften, keine Kritik des Weltgewissens, keine internationale Stellungnahme zu dem himmelschreienden Unrecht an dem Schicksal der Ostvertriebenen. Ein Schlesier, ein Augenzeuge schrieb in Nordamerika über die Ereignisse um die zweimalige Vertreibung unserer Heimatleute, Entrechtung, unbeschreibliche Mißhandlungen von Frauen, Tötungen von Männern in Massen, wir wandten uns an führende Stellen um Aufklärung, Einschreiten; kein Erfolg.

Mit dem Schmerz um die Heimat verband sich allmählich eine unbeschreibliche Liebe und Sehnsucht zur alten Heimat, das Verlangen heimzueilen, zu helfen, zu trösten. Die allmählich ankommenden Briefe und die darin beschriebenen Erlebnisse belebten die Sehnsucht noch mehr.

Ein Bericht über die Todesfahrt der Leobschützer nach Zittau, erreichte uns auch über die Auslandspresse; daß es unsere Leobschützer waren, erfuhren wir erst später, dies war doppelt schmerzhaft für uns Leobschützer in Ostasien. Jeder einzelne betete für diese Opfer dieser unmenschlichen Schikanen, damit ihre Leiden reichlichen Ewigkeitswert hätten.

Unterdessen war bei uns in China der Kommunismus stärker. Er rekrutierte sich aus unzufriedenen, haßsüchtigen, gewalttätigen Elementen, vom alten Räubertum gingen viele zu ihm über. Schon vor 1945 zur Zeit der Japaner erstarkte er, konnte im Trüben fischen, der Japaner störte ihn da und dort auf, wurde aber seiner nicht Herr. Unseren Missionaren ging es teilweise schlecht, Vertreibung, Gefangensetzung, auch Todesopfer gab es. P. Kosa aus Tschirmke geriet in Gefangenschaft für mehrere Monate, machte nächtliche Gewaltmärsche seiner Gruppe mit, mußte tagsüber Unterricht in englischer Sprache geben und entließ dann. Ich selbst wurde zweimal ohne persönliche Schuld in roten Gefängnissen festgehalten. Die Missionsleitung mußte da und dort Missionare zurückziehen, um ihr Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Der Kommunismus änderte wiederholt sein Verhalten zu uns, bald war er freundlich, bald feindlich, versprach heute Schutz und Freiheit der Religion, morgen ließ er Raub, Plünderung und Mord zu. Mußten doch weit über hundert Missionare in diesen Jahren ihr Leben lassen, darunter viele chinesische Mitbrüder.

Es war somit gegeben, auszuweichen und abzuwarten. Nur sehr wenige, deren Gesundheit durch langen Aufenthalt und Entbehrungen geschwächt war, durften nach Deutschland reisen, das Los traf auch mich. Mancher zog es vor auszuhalten, denn die zerstörte, vertriebene, arme Heimat zog nicht mehr.

Wie oft hatte mich im Wachen und Träumen die Heimat beschäftigt. Wie schön hatte ich mir in all den Jahren ein Wiedersehen ausgemalt, nun war alles anders. Aber trotzdem drängte es mich hin zu den Verwandten und Landsleuten, um sie zu trösten, zu ermuntern, ihnen Hoffnung zu machen. In drei Tagen flog ich von Shanghai über Bangkok (Siam), Kalkutta und Kuratschi (Indien), dann über Belutschistan, Arabien nach Kairo. Schade, daß die Flugzeuge in den Flughäfen

nur vier bis fünf Stunden anhalten, um das Nötigste zu besorgen oder das Flugzeug zu wechseln. Die Zeit ist zu kurz, um das Neue, Schöne alle aufnehmen zu können. Am dritten Tage (20. 10. 48) mittags 12.30 erscheint Rom, die Peterskuppel in Sicht, wir sind am Ziel, ewiges Rom, unzerstört und wohlbehalten bist du, Gott sei Dank.

Drei Wochen hielt mich Rom fest, die Zeit verging rasend schnell im Besichtigen der Schönheiten und im Erleben der hl. Stätten. Eine große innere Bereicherung und Freude für jeden und eine neue Festigung des Glaubens für viele bedeutet ein Besuch in Rom.

In Deutschland einzureisen wird einem nicht leicht gemacht. Auf Herz und Nieren geprüft, darf man nach vieler polizeilicher Vorsicht das angestammte Heimatland betreten. Man sieht bei der Durchfahrt die Schweiz, ein glückliches Land, ohne Kriegsschäden. Nach dem Eintritt in Deutschland sucht man den deutschen Menschen, mit Liebe sucht man, hört mit Freude deutsche Laute, deutsche Lieder, alles das hat man zwanzig Jahre entbehrt. Sieht deutsche Wälder, deutsche Städte und Dörfer. Mit Schrecken allerdings gewahrt man allmählich die furchtbaren Schäden des Krieges, sah die zerstörten Städte Stuttgart, München, Frankfurt, Köln und die ehemaligen Rheinstädte. Ein wahrer Schmerz zog durch die Seele, arme zerstörte Heimat, man kannte dich einst unversehrt und schön von Wanderungen und Fahrten, suchte die schönsten Gebäude und Denkmäler und fand sie in Schutt und Trümmern. Dazwischen leben die ernsten, schwergeprüften Menschen. Alle trugen das Leid mit Würde, viele in dürrtger, abgetragener Kleidung aber trotzdem ordentlich.

Zu meinen Verwandten und Bekannten drängte es mich. Wochenlang bereiste ich Braunschweig, Hannover, Westfalen, Hessen, Bayern und das Rheinland. Überall da zerstreut fand ich sie, viele in Not, alle in Dürrtigkeit. Jedoch das Glaubensgut hatte nicht gelitten, noch enger klammerten sie sich an ewige Werte, mehr denn früher. Aus allen Orten des Kreises Leobschütz fand ich sie, die guten Leute, in Gruppen oder einzeln zerstreut. Überall war der Heimatgenosse willkommen und besonders bei den lieben Mitbrüdern, den Seelsorgern der Heimat.

„Herr gib uns die Heimat wieder!“

Aus einem Brief unseres hochwürdigsten Bischof seiner Erzdiözese Josef Martin Nathan an seine lieben Leobschützer Landsleute

Dieser Kreuzweg wird für alle nicht bloß eine unauslöschliche Erinnerung bleiben, sondern auch im Buche des Lebens verzeichnet sein. Was soll ich von ihnen sagen, die ihr Leben lassen mußten? Wohl ihnen! Sie sind als Sühneopfer hingegeben so wie so viele unserer tapferen Soldaten und werden deshalb auch ein gnädiges Gericht in der Ewigkeit gefunden haben. Dies mag den lieben Angehörigen und Hinterbliebenen ein Trost in ihrer Trauer sein und die Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen in der himmlischen Heimat lebendig erhalten. Unsere lieben Toten

sind eigentlich glücklich zu preisen. Sie sind befreit von all dem, was wir Lebenden in dieser schweren Zeit zu tragen und zu leiden haben. Hart und bitter ist das Brot, das man in der Fremde zu essen bekommt. Was soll ich ihnen zum Troste sagen? Daß die Erde ein Tal der Tränen ist? Menschlicher Trost ist zu schwach und zu wenig wirksam gegenüber dem Leid, das auf uns allen lastet. Hier kann nur derjenige trösten, der gesagt hat: Lernet von mir . . . und ihr werdet Frieden und Ruhe finden für eure Seelen. Ja, lernen wir von unserem göttlichen Heilande! Schauen wir auf ihn, wie Er seinen Leidensweg gegangen ist, bis zum bitteren Ende. Auch Er hat menschlich empfunden, was Leid und Schmerz bedeutet. Wir brauchen nur an seine Ölbergstunde zu denken, an seinen Kreuzweg, an seinen Tod am Kreuze. Auch das Leiden, das wir jetzt ertragen, ist eine uns von Gott gestellte Aufgabe, von deren Erfüllung viel für uns abhängt. Das Leiden wird für uns entweder eine Quelle reicher Gnaden, wenn wir es wie unser göttlicher Heiland aufnehmen, oder es wird uns eine schwere unerträgliche Last, wenn wir es unwillig abweisen.

Die Wahl kann und darf nicht schwer fallen. „Triffst dich ein Schmerz, so halte still und frage, was Gott von dir will: Der liebe Gott, er schickt dir keinen, nur darum, daß du müßtest weinen.“

Diesen Spruch sollten auch wir beherzigen und danach handeln. Möge die hl. Mutter Gottes, die sicher auch unter euch viele Verehrer und Verehrerinnen zählt, euch alle unter ihren Schutzmantel nehmen und euch mit ihrer mächtigen Fürbitte das Schwere der heutigen Zeit mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen tragen helfen.

In dieser Meinung bete ich für euch alle Tage und will es auch ferner tun. Und so oft ich am Altare des Herrn am Schluß der hl. Messe den hl. Segen erteile, schließe ich euch alle ein, damit dieser Segen euch allen ein Unterpand des göttlichen Segens und seiner Gnade werden möchte. Im Gebet miteinander vereint wollen wir getrost und zuversichtlich der Zukunft entgegensehen.

Es segne euch der allmächtige Gott † der Vater † der Sohn † und der hl. Geist.

Nachwort

Beim Durchblättern dieses Buches wird mancher unwillkürlich an die Verse des Dichters Ignatz Klug denken müssen, die er in seinem Buch „Das ewige Heimweh“ niedergeschrieben hat.

Es war einmal! So gehn sie an
die Märchen all, und dann, ja dann
folgt gar so oft ein Schluß und End
so traurig, daß man weinen könnt.

Wir haben eine schöne Heimat gehabt. Kommt es uns nicht tatsächlich vor, als hätten wir in einem Märchenland gelebt? War der Schluß und das Ende nicht wirklich zum Weinen traurig? Und verzehrt uns nicht ein unstillbares Heimweh? Aber es soll doch nicht heißen: Es war einmal! Wir glauben fest, daß das letzte Wort über das Schicksal unserer Heimat noch nicht gesprochen ist. Diesen Glauben soll das Buch wachhalten und die Erinnerung an unsere Heimat, die vor allem unsere Jugend nie vergessen soll. Die alte Generation lebt ja ohnehin im Geiste mehr daheim als an dem jetzigen Wohnort, der doch nie Heimat werden kann. Wie aber wollen wir innerlich fertig werden mit unserem jetzigen Schicksal? Welchen Sinn wollen wir ihm geben? Eines der letzten Bilder unseres Leobschützer Kunstmalers Richard Karger stellt Christophorus dar, der in Nacht und Sturm das göttliche Kind durch die schäumenden Wellen des reißenden Flusses trägt. Auf einen mächtigen Stab gestützt, wendet er mitten im Strom sein starkes, bärtiges Gesicht staunend dem Kinde zu, das ihm immer schwerer wird. Auf seinem männlichen, zerfurchten Antlitz ruht die Frage: Was ist das nur mit diesem Kind? Das Kind aber, von wunderbarem Licht umflossen, blickt lächelnd auf ihn hernieder und segnet ihn zart und innig. Oben in der rechten Ecke aber zerreißt schon die undurchdringliche Finsternis und ein fernes Leuchten wird offenbar. Ist das nicht vielleicht die tiefste Deutung unseres Auftrages, den wir haben? Wir sollen Glaubensträger sein in eine vielfach ungläubige Welt hinein. Durch die Nacht und die Stürme der Gegenwart sollen wir den Glauben in eine bessere Zukunft tragen. Wenn wir stark genug dafür sind, wird der Herrgott auch uns segnen und wird uns nicht verlassen.

Richard Karger hat für unsere Diaspora-Kirche auch das Altarbild gemalt. Die Hl. Familie auf der Flucht. Ein Blick auf dieses Bild erfüllt uns immer wieder mit Vertrauen. Hier ist unser Schicksal dargestellt, verklärt durch den Weg der Hl. Familie in die Fremde. In der erbarmungslosen Wüste fühlt sich doch die Gottesmutter mit dem Kinde so geborgen und auf dem sorgenden Antlitz St. Iosefs liegt die felsenfeste Überzeugung, daß eine höhere Macht sie führt. Auch uns führt diese Macht. Möge sie auch uns wie jene Hl. Familie einmal zurückführen in unsere Heimat. Erst dann werden wir zur Ruhe kommen. Aber auch die Welt wird erst dann zum wahren Frieden kommen, wenn dieses furchtbare Unrecht wieder gutgemacht ist.

Zum Schluß sei allen gedankt, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Es ist erfreulich, daß so viele Geistliche und Laien so bereitwillig an dem Heimat-

buch mitgearbeitet haben. Wir sind uns der Mängel bewußt. Vor allem hätte der historische Teil umfassender und eingehender sein können. Aber die besondere Zielsetzung des Buches erlaubte es nicht. Vielleicht können hier berufene Männer einmal eine vollständige Geschichte des Kreises Leobschütz schreiben. Auch vieles aus der jüngsten Vergangenheit hätte noch aufgenommen werden können. Es ist schon einmal in dem Leobschützer Heimatbrief die Anregung gegeben worden, den „Lischwitzer Tischkerierkalender“ wieder erscheinen zu lassen. Hier wäre die Möglichkeit, alles noch vorhandene Material zu sammeln. Leider konnten auch nicht von allen Gemeinden Fotos gebracht werden. Es besteht aber die Absicht, eine Beilage nachzuliefern mit guten Aufnahmen aller noch fehlenden Orte. Wir bitten daher um Zusendung solcher Aufnahmen an die „Sammelstelle der Heimatvertriebenen von Stadt und Kreis Leobschütz“, in München.

Heimatzeitschriften und Bücher

- „Christ Unterwegs“, die große Monatszeitschrift der Heimatvertriebenen. Verlag „Christ Unterwegs“ München 15, Schubertstraße 2.
- „Heimat und Glaube“, Monatsschrift der kath. Ostvertriebenen, Lippstadt (Westf.).
- „Leobschützer Heimatbrief“, hrsg. v. d. Sammelstelle der Heimatvertriebenen von Stadt und Kreis Leobschütz, Josef Klink, München 9, Perlacherstraße 53/II r.
- „Vom Sterben schlesischer Priester“, ein Ausschnitt aus der schlesischen Passion. Verlag „Christ Unterwegs“. München 15, Schubertstraße 2.
- „Die schlesische Bilderbibel“, ein reichhaltiger Bildband über Schlesien. Verlag „Christ Unterwegs“, München 15, Schubertstraße 2.
- „Heilige Heimat“, von Schlesiens Gnadenstätten, Brentano Verlag, Stuttgart.

Anschriftenverzeichnis unserer Geistlichen geordnet nach den Pfarrgemeinden mit den Sillialorten

Babitz, Wernersdorf: Martin, Pfr. Vizedechant; (21a) Brakel, Kr. Höxter, Schloß Hinnenburg. **Badenau**, Neudorf: Hornischer, Pfr.; (16) Wolfhagen, Bez. Kassel. **Bauerwitz**, Zinnatal: — Hanslik, Kpl.; in Kriegsgefangenschaft. P. Glatzel, S. V. D. Pfrv.; (15) Schleusingen, Kr. Suhl, Markt 6. **Bladen**, Krug: Felsmann, Pfr.; Bladen-Wlodzienin, pow. Glubczyce. Madea, Pfrv.; (13a) Bischwind, Kr. Ebern, Ufr. **Bleischwitz**, Hartmann, Pfr. Vizedechant; (19a) Eckartsberga, Thälmannstr. 117. **Branitz**, Hedwigsgrund, Michelsdorf: Szuka, Pfr.; Branitz/Branice, pow. Glubczyce. Pawelke, Kpl.; (21b) Dortmund-Hörde, Am Stift 5. Possel Pfr.; (13b) Landshut, Spiegelgasse 211. **Bratsch**, Türnitz, Saliswalde, Mocker: Nabielek, Pfr. in Bratsch. **Deutsch-Neukirch** (Altstett), Rosen: Machinek, Pfr.; (21b) Menden (Westf.), Walburgisstr. 3. **Dirschel**, Rösnitz, Steuberwitz: Schmack, Pfr.; Strandorf/Strahovice okres Opava CSR. **Eiglau**, Rakau: Dürschlag, Pfr.; Eiglau/Dzielow, pow. Glubczyce. **Gröbnig**, Uzeschny, Pfr.; (22c) Ramersdorf/Beuel; Herz-Jesu-Kloster. Tenschert, Pfrv.; (23) Oldenburg, Bremer Str. 30. **Hochkretscham**, Erhard, Pfr.; (20b) Holzminden; An den Teichen 6. **Hohndorf**: Pelz, Pfr.; (21b) Lippstadt, Josefstraße 27. **Jakobsfelde**: — **Katscher**, Stolzsmütze, Kösling, Ratsch: Komarek, Kanonikus, Vizedechant; (15) Eisenach, Mariental 21. Söhner, Oberkpl.; (20a) Tülaufahrenhorst, Kr. Gifhorn, Schröfel, Kuratus: (20a) Bad Nenndorf über Wunstorf. Bloching, Kuratus; (14b) Rottenmünster über Rottweil. P. Rath, P. S. M.; (22b) Vallendar bei Koblenz, Exerzitienhaus. **Knispel**: Hermann, Pfr.; (22) Kaarst bei Neuß a. Rh. **Komeise** — **Königsdorf**, **Kitteldorf**: Moeser, Pfr.; (22b) Bad Grund (Harz), Clausthaler Str. 28. (Kranowitz: Himmel, Pfr.; (22c) Niederkrüchten, Kr. Erkelenz.) **Kreuzendorf**, Kreisewitz: Schink, Pfr.; (21a) Schmedehausen 53, über Greven (Westf.). P. Home, P. S. M.; (15) Weimar, Mozartstr. 15. **Leimerwitz**: Wottke, Pfr.; (21b) Irmgarteichen, Kr. Siegen. **Leisnitz**: Besuch, Pfr.; (13b) Garmisch-Partenkirchen, Lyceum. Ludwig, Pfr.; (20b) Echte 36, über Northeim/Hann. **Leobschütz**, Schlegenberg, Blümsdorf: Krettek, Pfr.; Glubczyce, Gorny Slask. Newrzella, Pfrv.; (21a) Coesfeld (Westfalen), Dülmener Straße 3. Mosler, Kpl.; (13b) Passau, Steinweg 15. Lehnert, Kpl.; Mainz-Bretzenheim. Müller, Kpl.; (21a) Hoetmar, Kr. Warendorf, Bez. Münster. P. Zettelmeier, S. V. D.; (18) Sankt Wendel (Saar), Missionshaus. P. Wendelin Hudowsky, O. F. M.; (19a) Halle (Saale) Lauchstädter Straße 14b. Dr. Golla, Studienrat; (21b) Hagen (Westfalen), Bergstraße 61. P. Ludwig Bogdanski, O. F. M.; (15) Ebeleben, Kreis Sondershausen, Thür. P. Schur, S. V. D.; (19a) Falkenberg/Elster, Hufen 6. **Liptin**: Goretzki, Pfr.; (20b) Denstorf über Braunschweig. **Löwitz**: Heisler, Pfr.; (20a) Haverbeck 64 über Hameln/Weser. **Nassiedel**, Burgfeld, Krastillau, Osterdorf mit Kaldaun: Thiemel, Pfr. Nassiedel/Nasiedle pow. Glubczyce. Nowak, Kpl.; (10) Hohenstein-Ernstthal, Friedrich-Engels-Str. 19. **Peterwitz** (Zietenbusch): Noppes, Pfr.; (20b) Sehnde über Hannover, Lehrter Str. 25. **Pilgersdorf**, Burgstädtel: Breitkopf, Pfr.; (20a) Aerzen, Kr. Hameln/Weser. **Piltsch**: Stiborsky, Pfr.; Groß-Hoschütz, Kr. Troppau oder Konthy okres Hlucin

CSR. **Pommerswitz**, Altwiendorf, Amaliengrund, Trenkau: — **Possnitz**, Hennerwitz: Pawlik, Pfr.; Possnitz/Posucice pow. Glubczyce. **Roben**, Dobersdorf: — P. Gottschlich, S. V. D.; (21a) Wimbern/Ruhr, über Fröndenberg, Hl.-Geist-Kloster. **Sabschütz**: Pohl, Pfr.; (20b) Gleidingen über Hannover, Bergstr. 3. **Sauerwitz**: Beigel, Pfr.; (20) Eschershausen, Kr. Holzminden, Auf der Steine 3. **Schönbrunn**: Neustift: Richtarsky, Pfr.; (22a) Garzweiler, Kr. Grevenbroich. **Soppau**: **Wrzaidlo**, Pfr.; (20) Werxhausen, Kr. Duderstadt. **Tropowitz**, Geppersdorf, Schönwiese, Raden: Schneeweiß, Dechant; (20a) Lüntorf über Hameln/Weser. **Turkau**, Auchwitz, Klemstein: Gladoß, Pfr.; (19b) Heesen über Heudeber, An der Kirche 3. **Waissak** (Lindau): — **Wanowitz** (Hubertusruh): Slawik, Pfr.; (24a) Buchholz, Kr. Harburg, Lüneburger Straße 23. **Wehowitz**, Dirschkenhof: Kotschy, Dechant; (22a) Buderich bei Düsseldorf, Dorfstr. 1. **Zauchwitz** (Dreimühlen), Schirmke: Titz, Pfr.; (20b) Wenden, Kr. Braunschweig. Purschke, Kpl.; (22c) Niederkrüchten, Kr. Erkelenz. Neupriester: Kühl, Kpl.; (24a) Lübeck, Parade 4. Teichmann, Kpl.; (13b) München 25, Valleyst. 24.



Aus dem Klerus des Kreises Leobschütz sind im Kriege gefallen:

Klehr, Alfons, Kpl. in Roben, in Frankreich 1940;
 Hantke, Friedrich, Kpl. in Kreuzendorf, in Rußland 1944;
 Ptock, Franz, Kpl. in Katscher, verw. in Rußland, gest. in Bad Nauheim 1945;
 P. Henkes, Richard, PSM., Katscher, † 1944 im Kz.-Lager Dachau.

Seit Anfang 1945 sind verstorben:

Grigarczik, Karl, Kons. Rat, Pfr. (fr. Dreimühlen), † 26. 3. 45 in Dtsch.-Krawarn;
 Msgr. Moch, Alois, Professor i. R., † 1. 4. 45 in Leobschütz (Russenzzeit);
 Dr. Schmalz, Karl, Kons. Rat, Pfr. i. R., † 1. 4. 45 in Leobschütz (Russenzzeit);
 Beyer, Adolf, Pfr. von Roben, † 4. 4. 45 in Iglau/Böhmen (Granatsplitter);
 P. Bix, Gerhard, OSC., Nassiedel, † 3. 5. 45 in Petersdorf/Sudet. (Bombentr.);
 Gaida, Paul, Heerespfr. (fr. Leobschütz), † 25. 10. 45 Kgf.-Lager Noworossysk;
 Auer, Richard, Kons. Rat, Kuratus auf Schloß Krug, † Herbst 1945 daselbst;
 Melzer, Eugen, Pfr. von Lindau, † 9. 2. 46 in Branitz (Typhus);
 Richtarsky, Eug., Kons. Rat, Pfr. v. Pommerswitz, † 28. 12. 46 in Reher (Hameln);
 Widlak, Paul, Kons. Rat, Pfr. von Schammerau, † 24. 12. 47 daselbst;
 Müller, Emil, Hausgeistl. in Katscher, † 23. 2. 48 in Twistringten/Hannover;
 Prälat Kloske, Heinrich, Dechant in Bauerwitz, † 4. 6. 48 in Wernigerode/Harz;
 Klose, Leopold, Kons. Rat, Pfr. von Komeise, † 31. 1. 49 in Braunschweig;
 Msgr. Gaideczka, Rudolf, Stiftspfr., G. V.-Sekretär, † 18. 4. 49 in Troppau;
 Dudek, Albert (fr. Pfr. in Turkau), † 13. 7. 49 in Kauthen bei Troppau;
 Kayser, Edmund, Pfr. von Steubendorf, † 20. 11. 49 in Duderstadt/Eichsfeld.

Wir gedenken in Dankbarkeit der verstorbenen Priester der Heimat:

R. I. P.

Statistik zum Kreise Leobschütz

Der Kreis Leobschütz hat eine Gesamtfläche von 692,73 qkm. Die Bevölkerungsdichte betrug 82 518 Personen. Auf einen qkm kamen 119,2 Einwohner.

Die Ortschaften des Kreises Leobschütz:

Leobschütz,
Bauerwitz,
Katscher,

Amaliengrund	Jernau	Raden
Annahof	Kaldaun	Rakau
Auchwitz	Karlsberg	Ratsch
Babitz	Kaltenhausen	Roben
Badewitz	Kittelwitz	Rosen
Berndau	Klemstein	Rösnitz
Bieskau	Knispel	Sabschütz
Bladen	Königsdorf	Saliswalde
Bleischwitz	Kösling	Sauerwitz
Blümsdorf	Krastillau	Soppau
Boblowitz	Kreuzendorf	Schlegenberg
Branitz	Kreiwitz	Schmeisdorf
Burg — Branitz	Krotfeld	Schönau
Bratsch	Krug	Schönbrunn
Burgstädtel	Langenau	Schönwiese
Casimir	Leimerwitz	Steubendorf
Comeise	Leisnitz	Steuberwitz
Damasko	Liptin	Stirnau
Deutsch-Neukirch	Löwitz	Stolzmitz
Dirschel	Michelsdorf	Thomnitz
Dirschkowitz	Mocker	Trenkau
Dittmerau	Nassiedel	Troplowitz
Dobersdorf	Neudorf	Tschirmke
Eiglau	Neustift	Turkau
Geppersdorf	Neu-Würbenthal	Türmitz
Gläsen	Osterwitz	Waissak
Gröbnig	Peterwitz	Wanowitz
Hennerwitz	Pilgersdorf	Wernersdorf
Hochkretschan	Piltsch	Wiendorf
Hohndorf	Pommerswitz	Würbental
Hratschein	Poßnitz	Zauchwitz
Jakubowitz		Zülkowitz

Mitarbeiter und Quellenverzeichnis

Das Leobschützer Heimatbuch wurde zusammengestellt und bearbeitet von Pfarrer Eduard **Beigel** unter Mitarbeit der **Geistlichen** des Leobschützer Anteils und Herrn Josef **Klink**. Material für den geschichtlichen Teil lieferte vor allem Konsistorialrat B. **Richtarsky**. Über die einzelnen Gemeinden berichteten zum Teil die Heimatseelsorger selbst, deren Namen aus dem Anschriftenverzeichnis ersichtlich sind.

Beiträge lieferten ferner Oberstudiendirektor Dr. Ernst **Schröfel**, Dr. Rolf **Funke**, Oberlehrer **Thill**, Landwirtschaftsrat **Gottwald**, P. Ernst **Richter**, A. **Kosch** und Franz **Seidel**. Ein Wort des Dankes an Herrn Landrat a. D. Walter **Klaus** für das Geleitwort und Frau Gertrud v. **Lefort** für die Überlassung des Gedichtes „Die Heimatlosen“.

- Literatur:** Troska — Geschichte der Stadt Leobschütz
Hofrichter — Heimatkunde von Leobschütz
Gnielczyk — Leschwitzer Heimatbuch
Ostdeutschland — Hand- und Nachschlagebuch
Hupp — Wappen und Siegel der deutschen Städte
- Fotos:** Archiv des Leobschützer Heimatbriefes, aus Privatbesitz und Kpl. Lehnert.
Das Wappen der Stadt Leobschütz fertigte Herr Kunstmaler Alfred Stumpf an.
- Druckstöcke:** Fa. L. Czech und Söhne, photochemigraphische Kunstanstalten
München — Passau.
- Druck:** Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH, (vormals
Bischof & Klein, Graphische Kunstanstalt), Lengerich (Westfalen).
- Herausgegeben:** von der Sammelstelle der Heimatvertriebenen von
Stadt und Kreis Leobschütz — Oberschlesien, Josef
Klink, München 9, Perlacherstraße 53/II r.

Als Manuskript gedruckt für die Heimatvertriebenen von Stadt und Kreis Leobschütz — Oberschlesien. Dieses Buch kann nicht durch den Buchhandel bezogen werden und ist keine Veröffentlichung im pressegesetzlichen Sinne.

Inhaltsverzeichnis

	Seite		Seite
I. Teil: Chronik des Kreises Leobschütz O/S			
Aus der Vorgeschichte der Heimat	11	Die nördlichen Gemeinden des Kreises Leobschütz, die zur Erzdiözese Breslau gehörten	
Die Besiedlung des Leobschützer Landes	12	Kasimir — Berndau — Dittmerau	87
Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Leobschütz-Troppauer Land	13	Gläsen — Schönau — Steubendorf	89
Die Geschichte der einzelnen Pfarrkirchen im Heimatkreise Leobschütz mit ihren Filialorten	14	Unsere Heimatpriester	90
Die ältesten Kirchen unseres Heimatlandes	15	Religiöse und weltliche Gebräuche und Sitten unserer Vorfahren	96
Die Pfarrgemeinde Leobschütz	15	Denkwürdigkeiten aus der Heimat in alter Zeit	98
Das Heidenkirchel	19	Elementare Ereignisse, die unsere Vorfahren im Kreise Leobschütz erlebt haben	100
Die Franziskanerkirche	19	Verlorenes Glück (Gedicht)	104
Das Missionshaus Maria-Treu	21		
Das Annakirchel	25	II. Teil: Schöne Heimat	
Die evangelische Kirche	25	Unsere liebe Frau von der Heimat	107
Die Kämmererhäuser der Stadt Leobschütz	27	An den Gnadestätten der Heimat	107
Das Wappen von Leobschütz	27	Schöne Heimatkirchen	109
Heimatland (Gedicht)	28	Große Söhne unserer Heimat	113
Katscher und die eingepfarrten Gemeinden	30	Bischof Josef Martin Nathan, Weihbischof der Erzdiözese Olmütz, Titularbischof von Arycanda und sein Werk	113
Knispel — Stolzsmütz	31	Ein Kind des Leobschützer Landes als Bischof in Brasilien	118
Kösling — Ratsch	33	Leobschütz, ein Kulturzentrum im schlesischen Raum	119
Die evangelische Kirche in Katscher	33	Geschichte und Entwicklung des Leobschützer Gymnasiums	138
Bauerngebet (Gedicht)	33	Die höheren Schulen in Katscher	143
Bauerwitz und die eingepfarrten Gemeinden	34	Die Weberei in Katscher	144
Die Josefs-Kapelle	34	Das Braugewerbe im Kreise Leobschütz	146
Zülkowitz	35	Die Landwirtschaft im Kreise Leobschütz	147
Jernau — Eiglau	36	Freund Adebar	152
Rakau — Deutsch-Neukirch	37	Die Flora der Gipsberge von Dirschel	153
Wanowitz	40	Heimatliches Brauchtum	
Hohndorf	41	Zu Großvaters Zeiten in der Rockstube	155
Zauchwitz — Tschirmkau	43	Sommersonntich	158
Bladen	44	Vom Säen und Ernten	160
Pößnitz	45	Sommerabend im Dorf (Gedicht)	161
Hemmerwitz — Löwitz — Sauerwitz	46	Bei der Stippe	162
O Täler weit, o Höhen (Gedicht)	49	Wenn im Dorfe Hochzeit ist	163
Die Gemeinden der Gebirgsecke		Wie die Kirmes ei der Heimat früher wor	164
Tropowitz	49	Selige Weihnachtszeit	165
Schönwiese — Komeise	50	Weihnachten daheim (Gedicht)	168
Raden — Mocker	51	Prosit Neujahr!	169
Pilgersdorf	52	Gottvertrauen (Gedicht)	170
Bratsch — Türnitz	53		
Peterwitz	54	III. Teil: Land unterm Kreuz	
Die Gotteshäuser des Kirchspiels Branitz	55	Die Heimatlosen (Gedicht)	172
Die Anstaltsbasilika in Branitz	55	Heimat im Kriegsgeschehen	173
Die evangelische Kirche in Branitz	55	Auf der Flucht	174
Die Filialkirchen von Branitz		Ist das möglich im 20. Jahrhundert?	174
Waissak	56	Was gilt das Leben?	178
Michelsdorf — Boblowitz	57	An Babels Gewässern — dort saßen wir weinend wenn wir dachten an Sion	179
Die ehemalige Großpfarre Nassiedel	57	Evelyn	182
Hochkretscham	59	Leobschütz in seinen schwersten Tagen	183
Liptin	60	Das Kriegsgeschehen rückt immer näher und bricht über unsere Heimat herein	188
Jakubowitz — Leimerwitz — Turkau	61	Heimat unterm Kreuz (Gedicht)	189
Hratschein	62	Den Gefallenen unserer Heimat	191
Erinnerung (Gedicht)	63	Authentischer Bericht über die „Todesfahrt“ von Leobschütz O/S nach dem Lager „Kosa“ in Niederoderwitz vom 27. 9. bis 13. 10. 1945	193
Die Johanniter-Kommende Gröbzig	64	Ausweisung (Gedicht)	194
Leisnitz — Babitz	67	Gottvertrauen in der Verbannung (Gedicht)	195
Wernersdorf — Schönbrunn	69	In Memoriam	197
Neustift — Dirschel	72	Ein Chinamissionar erlebt das Schicksal seiner Heimat	198
Die evangelische Kirche in Dirschel	73	Aus einem Brief unseres hochwürdigen Bischofs seiner Exzellenz Josef Martin Nathan an seine lieben Leobschützer Landsleute	200
Zum Gedenken unseres Heimatdichters Philo vom Walde (Gedicht)	73	Nachwort	202
Die Gemeinden des Deutschen Ritterordens		Heimatzeitschriften und Bücher	203
Kreuzendorf — Kreisewitz	74	Anschriftenverzeichnis unserer Geistlichen	204
Soppau	76	Statistik zum Kreise Leobschütz	206
Badewitz	77		
Die Tochterkirche in Neudorf	78		
Die Fürstlich-Lichtensteinschen Patronatspfarreien Sabschütz	79		
Königsdorf — Roben	81		
Dobersdorf — Bleischwitz	82		
Pilsch Wehowitz	83		
Pommerswitz	85		
Die evangelische Kirche in Pommerswitz	85		
Rösnitz	86		

